



Missionar Dr. Hugo Hahn.

Aus meiner Jugendzeit

von
D. Traugott Hahn

-Mit 8 Abbildungen-



Ehr. Belsersche Verlagsbuchhandlung
-19 - Stuttgart -19 -

Vorwort.

Für seine Kinder, und nur für diese, hat D. Traugott Hahn die Erinnerungen aus seiner Jugendzeit niedergeschrieben. Auf meine Bitte hat er mir gestattet, sie zu veröffentlichen, jedoch indem er jede Verantwortung dafür ablehnte, daher diese ausschließlich ich zu tragen habe. — Noch der Zeit vor dem Kriege gehören diese Aufzeichnungen an. Während des Kriegs wurde Hahn nach Sibirien verbannt. Als er zu seiner St. Olafkirche in Reval zurückkehrte, war sie der Versammlungsraum der roten Garde geworden. Er durfte die Befreiung Revals miterleben und ward als Vertreter der livländischen Geistlichkeit Mitglied der Abordnung ins deutsche Hauptquartier. Deshalb mußte er bei dem erneuten Vordringen der Feinde weichen, und weil er nun als Flüchtling auf deutschem Boden. Sein gleichnamiger Sohn, Professor der praktischen Theologie und Pastor der Universitätsgemeinde in Dorpat, ist von den Bolschewiken erschlagen worden. Man wird es billigen, daß ich sein Bild den Abbildungen beigelegt habe, während sonst nur Bilder aus Hahns hier geschilderter Jugendzeit das Buch schmücken. Ebenso kann ich mir nicht versagen, die Worte hier mitzuteilen, mit denen A. von Thaden im „Reichsboten“ des jüngeren Hahn gedacht hat aus einer Pflicht der Dankbarkeit heraus für den reichen Segen, der von ihm während der Dreivierteljahre deutscher Besetzung in Dorpat auch auf die deutschen Soldaten ausging und der ihn „mit der Erinnerung an die geistigen Höhezeiten für das Deutschtum im Baltikum während des Frühjahrs, Sommers und Herbstes 1918 untrennbar verknüpft hat. Nicht nur deshalb, weil die deutsche Universität, an der er lehrte, von vornherein das Gefäß bildete, in dem sich der brausende Quell nationaler Begeisterung immer wieder fing, sammelte und klärte. Nicht nur deshalb, weil die sonntäglichen Gottesdienste in der kleinen Universitätskirche, der er diente, unwillkürlich die stillen Stunden darstellten, wo sich Deutschbalten und Reichsdeutsche zusammenfanden, um neben der Gemeinschaft des Blutes und der Kultur die Gemeinschaft des Glaubens zu betonen. Sondern weil Professor Hahns markante christliche Persönlichkeit den die Gesamtheit bewegenden Ereignissen in einem Maße Rechnung

zu tragen verstand, daß man den Eindruck gewann: er war der eigentlich berufene Herold des weltgeschichtlichen Augenblicks, in dem sich die Sehnsucht der Jahrhunderte zu erfüllen schien. Was Hahn vor anderen in hohem Grade auszeichnete, war dies: er verband mit glühender Liebe zu seinem Heimatlande, mit nicht minder temperamentvollem Zugehörigkeitsgefühl zum großen deutschen Volke und mit überzeugender Kraft persönlicher Glaubensgewißheit eine Zartheit des Verständnisses für andere, eine Feinheit des Taktes und einen ausgeprägten Sinn für das Wahrhaftige, der keine Pose, keine Phrase duldet, wie dies fraglos unter die großen Seltenheiten rechnet. Als das Ende des Deutschtums im Baltikum kam, das Ende in Schmach und Schande, griff es Hahn wohl an die Wurzeln seines Lebens, es brach ihn aber nicht. Vielmehr wuchs er nun innerlich unter den in dem furchtbaren Leid doppelt ernstern seelsorgerischen Aufgaben, erwies sich als der Furchtlose. Er mochte seine Gemeinde in der Stunde der Not nicht verlassen, und so fiel er diesmal dem Haß und der Mordlust seiner Feinde zum Opfer, nachdem er kaum zehn Monate vorher seinen Häschern wie durch ein Wunder entronnen war.“ Noch auf seinem Gang zum Tode hat er seine Mitgefangenen durch seelsorgerlichen Zuspruch aufgerichtet und gestärkt.

Professor D. N. B o n w e t s c h.

Die ersten sieben Jahre mit den Eltern.

I. Die erste Kindheit in Afrika (1848—1853).

Meine „Erinnerungen“ werden vielfach nur einzelne Bilder bieten, besonders in der frühen Kindheit. Es sind kleinere oder größere Ereignisse, die sich dem Gedächtnis so eingepägt haben, daß sie nachher im Bewußtsein gegenwärtig sind. Warum gerade diese? Wer kann das sagen? Warum nicht anderes, was wichtiger und bedeutsamer für unser Leben war, oder sein konnte, haften geblieben ist im bewußten Gedächtnis? Wer kann darauf eine Antwort geben?

Aus den Mitteilungen meiner Eltern einiges über meine Geburt und Laufe, die größten Ereignisse meines Lebens. Meine Eltern (Carl Hugo Hahn und Emma Sarah geb. Hone) waren damals auf einer Reise aus dem Hererolande in die Kapkolonie. Es war eine böse Zeit für die Hereromission, in welcher mein Vater seit Oktober 1844 fast ganz allein da stand. Jonker Africaner, der große Nama-häuptling, hatte in vier Jahren auf seinen Raub- und Beutezügen unzählige Herero „abgeschossen“ und ihre Herden fortgetrieben. Das Leben meiner Eltern schien gefährdet. Unter diesen Umständen konnte mein Vater es nicht für erlaubt halten, meine Mutter ohne jegliche Hilfe ihrer schweren Stunde entgegengehen zu lassen. Und als auch Angelegenheiten der Mission eine Reise in die Kapkolonie erheischten, so brachen sie auf, schweren Herzens ihr kleines Haus und ihre Arbeit einem jüngeren Missionar übergebend. Auf der Station Komachas in der Kapkolonie blieben sie bei den dortigen Missionaren, deren Frauen meiner Mutter hilfreiche Liebe und Pflege bieten konnten. Damals kamen eben die Nachrichten nach Afrika über den Ausbruch der Revolution in Europa, in Frankreich und in Deutschland (es war der Sommer 1848). Alles schien drüber und drunter zu gehen. Die ganze Kirche schien zusammenzubrechen.

Man fragte sich: wird eine solche zusammenbrechende Kirche noch weiter Mission treiben können? wird sie noch hinter ihren Missionaren stehen? wird sie ihnen auch nur die lärglichen materiellen Existenzmittel bieten können? ganz zu schweigen von einer lebensvollen, kräftigen Tragung des ganzen Werkes. — Und dazu die fast hoffnungslosen Zustände im Hererolande! Das Hererovolk noch a b s o l u t unberührt vom Worte Gottes, trotz vierjähriger Arbeit — ohne das l e i s e s t e Zeichen einer beginnenden Einwirkung; obendrein dem Untergang geweiht unter Jonkers grausamer Hand. — Und um dieselbe Zeit zeigten sich auch im s ü d l i c h e n Namalande, das bisher im Gegensatz zum nördlichen Namalande (wo Jonker Africaner seinen Sitz hatte) durchaus freundlich gegen die Mission und Missionare sich verhielt, eine Abwendung großer Stämme von der Mission. — Ich habe später oft meinen Vater davon erzählen hören, wie er und die anderen Missionare unter dem starken Eindruck standen, daß es eine Stunde der Macht der Finsternis sei, die sie durchlebten. Unter diesen Eindrücken, die in der Vereinzelnung auf dem Missionsgebiet doppelt mutlos machen wollten, war es eine Tat des Glaubens und der Berufung auf Gottes Verheißungen, daß sie mir, als ich in Komachas am 15. August 1848 geboren wurde (als drittes Kind), die beiden Namen E l i e s e r (d. h. Gott ist Hilfe) T r a u g o t t in der heiligen Taufe gaben. — Nicht lange nachher kehrten sie nach Otjikango (Neu-Barmen), ihrer Station im Hererolande, zurück. Unterwegs erkrankte ich so schwer, daß meine Eltern schon alle Hoffnung mich zu behalten aufgegeben hatten. Da trat unerwartet eine Wendung und Besserung ein.

Wo beginnen nun meine eigenen Erinnerungen?

Die erste finde ich als ein ganz kleines „Bild“ ohne alle feste Umgrenzung; ein Moment nur. Es war in der kleinen Kirche der Missionsstation Rehoboth, drei Tagereisen südwestlich von Neu-Barmen. Aber die U m g e b u n g hat sich gar nicht eingeprägt, wie denn überhaupt Kinder auf die U m g e b u n g wenig achten, ihr Horizont ist noch zu klein. Damals sollte meine Schwester Gita (Margarita) getauft werden. Meine Eltern waren zur Zeit der Geburt Gitas nach Rehoboth, der nächstgelegenen Missionsstation, gezogen. Dort wohnten die ihnen ganz besonders innig befreundeten Kleinschmidts. Mit Kleinschmidts zusammen hatten sie auf der Station Windhuß zuerst gearbeitet, dem Plage Jonker Africaners. Zuvor

war es der seines Vaters Jager Africaner gewesen, des furchtbar berühmten Namahauptlings. Durch Missionar Schmeler war er bekehrt worden und mit ihm ein großer Teil seines Stammes. Windhuf war eine blühende Missionsstation geworden. Jager hatte selbst seinen Leuten gepredigt und sie zur Schule angehalten. Als er starb und sein Sohn Jonker, ein ausgezeichnet begabter, fast genial angelegter Mensch, ihm folgte, stieg womöglich noch die Blüte der Station, bis er auf einer Reise zur Kapstadt mit englischen Methodistmissionaren bekannt wurde (einer hieß Haddy). Sie hatten vor Jahren mit seinem Vater besprochen, zu ihm zu kommen, — es aber nicht getan. Nun gefiel ihnen der junge Jonker so gut, daß sie jene Abmachung wieder hervorholten, obwohl sie wußten, daß Jager hernach die deutschen Missionare gerufen, weil sie (die Methodisten) nicht kamen. Sie spiegelten Jonker vor, wie viel besser er mit der englischen Kapregierung sich stehen werde, wenn er englische Missionare habe. Seine Träume, das Namavolk, alle Stämme, unter seiner Führerschaft zu vereinigen, erwachten in ihm wieder und er rief Haddy und dessen Genossen; wagte aber, heimgekehrt, nicht, den beiden deutschen Missionaren zu sagen, was er getan, bis eines Tages die englischen Missionare ankamen. Es gab furchtbar schwere Tage für Kleinschmidts und meinen Vater, welche bis dahin Felsen auf Jonkers Treue gebaut hatten und nun sich bitter getäuscht sahen. Alle Bitten und Gewissensmahnungen an die Engländer fruchteten nichts. Sie beriefen sich nur immer wieder auf Jonkers freien Entschluß, sie haben zu wollen. Jonker ging seinen alten Missionaren aus dem Wege, mit bösem Gewissen, bis sie ihn stellten und er nun nicht leugnen konnte, daß er die Engländer gerufen habe. Auch seine Gründe gab er halbwegs zu. Da zogen Kleinschmidts und mein Vater ab, zuerst ins Hereroland, wo an einer heißen Quelle, Dzijikango, meine Eltern im Oktober 1844 sich niederließen. Kleinschmidts gingen wieder südwestlich ins Namaland zurück, wohin seine Vocation lautete (während mein Vater von vornherein den Auftrag hatte, falls sich Gelegenheit biete, nordwärts zu den Herero zu gehen), und gründeten dort im Nordnamaland die Station Rehoboth bei einem von Jonker noch unabhängigen Namastamme, den Swartbovi und nannte sie Rehoboth: „Denn der Herr hat uns dennoch weiten Raum gegeben“ (1. Mos. 26, 22). Auf Rehoboth ist auch mein Bruder Hugo geboren; Josi (Josaphat) wurde noch in Windhuf geboren, kurz nach dem ersten Auftreten der Methodisten-

missionare. Daher auch sein Name „Josaphat“: „Der Herr ist unser Richter“. Warum ich nicht auch in Rehoboth geboren bin, unter der Hilfe und Pflege von „Tante Kleinschmidt“, das weiß ich nicht; vielleicht wurde dort selbst um diese Zeit die Geburt eines Kindes erwartet und waren sie selbst südlich gezogen. Dazu kam die Notwendigkeit der Reise für meinen Vater zur Kapstadt, — ich vermute zum Druck der ersten Hererobücher. Nun in Rehoboth wurde auch meine Schwester Gita getauft, und daran knüpft sich meine erste Erinnerung. Es ist der Moment, wo das Wasser auf ihr Köpfschen gegossen werden sollte, in welchem Augenblick ich ein furchtbares Geschrei erhob. Es genügte, um meine Hinausbeförderung zu veranlassen. Dieses ist der Augenblick meiner ersten Erinnerung, daß mich eine Hand sehr entschieden ergriff und schnell abführte. Kein Wunder, denn ich hieß bei den Herero: omurín omunéne, d. h. Großhals.

Die zweite Erinnerung knüpft an eine kritische Lage der Station Neu-Barmen an. Jonker Africaner hatte den Entschluß gefaßt, die Missionsstation Otjikango (Neu-Barmen) zu zerstören. Kurz vorher hatte er die acht Stunden nördlicher liegende Station „Schmelens Verwachtung“ (Schmelens Hoffnung) vernichtet, freilich ohne den Missionar Kolbe und die Seinen anzurühren; nun sollte es Neu-Barmen auch so gehen. Ich mag damals 3 bis 4 Jahre alt gewesen sein. Die Station wurde umzingelt. Eine eigentümliche Scheu, welche Jonker bis an sein Ende seinen alten Missionaren gegenüber (Kleinschmidt und meinem Vater) behalten hat, hielt ihn vom Angriff ab. Von der Gefahr der Lage hatte ich als Kind natürlich keine Ahnung. Ich finde mich in der Erinnerung auf dem Arme meines Vaters, es war sein linker Arm, in welchem er mich hielt. Wir standen, umgeben von einer ganzen Anzahl Menschen, dicht vor unserem Hause, dessen ich mich auch ein wenig entsinne. Mein Vater beobachtete die Feinde, und ich staunte über einen Mann in knallroter Jacke, der auf einem Pferde reitend (das erste Pferd, das ich gesehen habe, da es im Hererolande keine Pferde gab und man nur auf Ochsen ritt) allerlei Kunststücke vorführte und oft bis in die Nähe der Station heranritt. Mir machte das unendlichen Spaß. Von dem Weiteren dieses Tages habe ich nur später g e h ö r t. Meine Eltern haben unaufhörlich zu Gott gebetet um Abwendung der Gefahr, die weniger ihnen persönlich, als vielmehr den Herero auf der Station drohte. Sie wußten, wenn Jonker nach seiner gewöhnlichen Taktik in

der frühesten Morgendämmerung den Angriff machte (mit Feuerwaffen, welche *Lein Herero* besaß), so entrann nicht ein Stationsbewohner dem gewissen Tode. Ja, auch meinen Eltern selbst und uns Kindern konnte er drohen unter den Kugeln. Da, am späten Abend, fiel es meinem Vater ein, wie eine Erleuchtung, daß er bei seiner letzten Reise in die Kapstadt (wohl zur Zeit meiner Geburt) etwas Feuerwerk geschenkt bekommen hatte. Ob es nun nach drei bis vier Jahren noch brauchbar sei, wußte er nicht. Er suchte es hervor, stieg am Abend spät mit ein paar Herero und Bruder Josi auf den Berg hinter dem Hause, zündete es an, und siehe da: die Raketen sausten glühend und knallend in die tiefschwarze Nacht, — die Sonnenräder sprühten und brausten, — eine Erscheinung, welche in Innerafrika noch nie erlebt worden. Am andern Morgen waren alle Feinde spurlos verschwunden; sie müssen es als eine Zauberei des weißen Mannes angesehen haben, die ihnen selbst Tod und Verderben drohe.

In meiner dritten Erinnerung ist es ein Weihnachtsabend in Neu-Barmen, der vor meinen Augen steht. Es muß Weihnachten 1852 gewesen sein, denn der nächste Weihnachtsabend, dessen ich mich genau entsinne, war derjenige 1853 im Missionshause in Barmen (Deutschland). Für 1852 spricht auch, daß meine Schwester Gita eine große Puppe geschenkt bekam, was 1851 (wo sie erst $1\frac{1}{2}$ Jahr alt war) kaum geschehen wäre. — Es war schon ganz dunkel an jenem Weihnachtsabend (in den Tropen bekanntlich *gleich* nach Sonnenuntergang). Wir Kinder wurden in die winzig kleine Kirche gebracht, ganz nahe von unserem Hause. Dort stand die Pracht es ersten Weihnachtsabends! Viele habe ich seitdem erlebt, aber weniger erinnere ich mich so deutlich wie dieses ersten.

Auf dem Tische stand der Weihnachtsbaum, natürlich ein grünender Akazienbaum und keine Tanne. Aber er strahlte so herrlich mit seinen Lichtern, obgleich es nur Schaftalglättchen waren, die meine Mutter selbst fabriziert hatte, indem sie Dochte von Baumwollentwist gedreht und diese durch geschmolzenen Schafstalg gezogen hatte, eine Menge rasch nacheinander. So kühlten sie ab, bis sie wieder an die Reihe kamen und schichtenweise die Talghülle sich eindickte. Leuchter gab es nicht; so waren die Lichte an den Zweigen angebunden. Unser Konfekt war den Lichtern nahe verwandt. Mutter hatte den feinsten Schaftalg genommen, von der Schwanzspitze der breiten langen Fettschwänze der afrikanischen Schafe, es geschmolzen mit Honig und gebranntem Zucker vermengt

und dann auf Zinnteller gegossen, wo es abkühlte und erhärtete, bis es in Würfel geschnitten werden konnte. Dann aber war es ein so köstliches Konfekt für uns Kinder, wie es nur das allerfeinste später im Leben hat sein können. Unsre Geschenke waren von Vater und Mutter selbst angefertigt. Woher hätte man sie auch kaufen sollen?! Für meine beiden Brüder hatte Vater einen kleinen vierrädrigen Wagen, ein kleines Modell der großen afrikanischen Ochsenwagen, gemacht, für mich einen kleinen zweirädrigen Karren, und für Gita hatte Mutter aus kleinen Lappen eine große Puppe hergestellt, die erste, die wir im Leben gesehen. Und keine Puppe hat je einen so unauslöschlichen Eindruck auf mich gemacht, wie diese, obgleich sie nur einen Puppenkopf aus weißem Kaliko besaß, fest mit Wolle ausgestopft. Die Haare waren nur mit schwarzer Farbe gemalt, ebenso Augen, Mund, Nase und Ohren. Und doch war sie so schön!

Und rund herum standen alle die kleinen schwarzen Hererokinder, größere als wir und kleinere, und staunten die ungeahnte Weihnachtspracht an, und an der Türe die Erwachsenen. Und dann stimmten die Kinder an (Ihr Kinderlein kommet):

O vānatjo indyeye kókutará.

Messía uakwātuama Bétlehemá.

Ua ráramba métemba pómasusú,

Enjándyuriri pehi námeyurú.

Die Kinder bekamen kleine bunte Tücher und Perlen, das Entzücken eines jeden Negers, großer und kleiner, der Häuptlinge oder Sklaven, geschenkt. Nach der Feier wurden wir nach Hause gebracht. Mich trug mein Vater auf dem Arm. Über uns leuchteten strahlend die Sterne am tiefdunklen Himmel (ich glaube zum ersten Male mich ihrer bestimmt zu erinnern), und um uns her auf den Bergen heulten schaurig die Schakale und Hyänen.

Nicht viel später muß die vierte Erinnerung liegen. Es war der Abschied von Neu-Barmen, der ersten Heimat meines Lebens; etwa im Januar muß es gewesen sein oder gar gleich nach Weihnachten. Vor unserem Hause stand der Ochsenwagen angespannt, Herero von der Station standen rund herum. Ich sehe noch den Wagen und wie wir hineingesetzt wurden. Dann ging es fort. Der erste Abschied, dem nun viele andere folgen sollten! Mein Kinderherz ahnte nicht, was im Herzen meiner Eltern vor sich ging. Sie wußten: wenn sie einmal wieder nach Neu-Barmen kämen, dann würden sie allein sein, oder doch nur Gita mit ihnen, aber wir drei

Jungen würden nicht mehr dabei sein. Wie weh mußte es ihnen ums Herz sein bei diesem Blick in die einstige Stunde der Rückkehr. Freilich, ob sie zurückkehren würden gerade nach Neu-Barmen, das wußten sie in jener Stunde auch nicht. Im Januar 1853 stand, nach mehr als achtjähriger Arbeit, alles noch ebenso aussichtslos, wie am Anfange; nur daß das unglückliche Hererovolk furchtbar zer schlagen und ausgeplündert war von Jonker Africaner. Es schien eine aussichtslose Arbeit zu sein. Die Missionsgesellschaft war geneigt die Arbeit abzubrechen, wollte aber noch meinen Vater persönlich hören und mit ihm alles beraten, ehe der entscheidende Entschluß gefaßt wurde. Darum reisten wir auch nach Europa. Und dann sollten wir Knaben jedenfalls in Europa bleiben. Von alledem ahnte unsere Kinderseele nichts. Und doch steht jene Stunde des Abschieds von Dijkango unauslöschlich fest in meinem Gedächtnis.

Von hier an fangen die Erinnerungsbilder an, einander schneller zu folgen, bis sie allmählich mehr und mehr zu einer zusammenhängenden, innerlich verknüpften Kette werden. Der große Kontrast des weiteren Lebens mit dem der einsamen Kindheit in Neu-Barmen mag wohl in solcher verhältnismäßigen Frühe des Lebens die Eindrücke fester eingeprägt haben.

In Rehoboth machten wir schon nach wenigen Tagen halt. Drei Töchter von Missionar Kleinschmidt, Marie, Elisabeth und Kitty, sollten mit uns nach Europa, um dort zu bleiben und erzogen zu werden. Freilich sind sie nicht gleich mit uns gereist. Ihre Eltern müssen sie wohl bald nach uns selbst zur Kapstadt geleitet haben. Denn erst von dort an treten sie in meinen Erinnerungen auf. Aus Rehoboth habe ich nur eine einzige kleine tragikomische Erinnerung. Bruder Hugo, 6½ Jahre und ich, 4½ Jahre alt, gingen zu den etwas abseits liegenden Gärten. Dort war auch ein Abort angelegt, der zugleich zur Aufbewahrung von Arbeitsgeräten am Tage diente. Wir mußten uns einen Augenblick dorthinein zurückziehen. Dies benutzten ein paar Namajungen, drehten die Krampe vor der Tür zu und zogen unschuldsvoll davon. Als wir wieder hinaus wollten, waren wir gefangen! Kein Rufen, kein Schreien half, wir waren zu weit von der Station entfernt. Wie lange wir in der Gefangenschaft gefessen, das weiß ich nicht, jedenfalls war die Mittagszeit vorüber, und man vermißte uns, wußte aber nicht, wo wir geblieben waren. Als man sich ans Suchen begab, hatten wir schon längst in Verzagttheit

das Schreien aufgegeben. Bruder Hugo aber hatte einen heroischen Entschluß gefaßt. Er wollte, mit einer Schaufel bewaffnet, in die Senkgrube hinabsteigen, einen Ausweg bahnen und dann auch mir dort hinaus helfen. Eben schickte er sich an zum Hinabsteigen, da nahen Schritte und mit lautem Lachen fand Vater seinen Sohn Hugo in der eigentümlichen Situation.

Von der Weiterreise habe ich noch eine Reihe einzelner Erinnerungen, die sich aneinander reihen ohne chronologischen Unterschied. Unsagbar schön war das Reisen in der Nacht, am Abend. Wo ebener, guter Weg in der Steppe oder Graswüste ist, ohne Steingeröll, da zieht man es der Hitze wegen vor, in der Nacht oder späten Abendstunde zu fahren, um die Zugtiere zu schonen. Dann wurden die Betten im langen, schweren Planwagen aufgemacht. Unten im Wagen waren die Kisten verstaут und verpackt. Oben drauf, überdacht von dem schweren dichten Leinenplan (der auch dem stärksten Regen Widerstand leistet), ist das Bettzeug geschichtet. Vorn im Wagen war das Lager der Eltern und der kleinen Schwester; hinten lagen wir Brüder zu dreien. Vorn am Eingang hing an der Decke die große brennende Wagenlaterne, leise schaukelnd. Knarrend und ächzend wanden sich die breiten schweren Räder durch den Sand oder über das Gras, die Wagentreiber ermunterten die langhörnigen Ochsen mit ihrem Zurufe und Peitschenknallen, und wir drei lagen in unseren Betten, plaudernd von des Tages kleinen Ereignissen, mit einem unsagbaren Gefühl der Behaglichkeit, wie ich es nie wieder bei Reisen empfunden habe.

Dann wieder lagerten wir des Tages, um die müden Zugochsen auszuruhen. An einer Wasserstelle wurde gerastet, dort war Weide. So auch einst. Wir hatten Mittag gegessen; Vater, der in der Nacht beim Reisen ja doch meist wach war, hatte sich zum Schlafen hingelegt. Wir drei Brüder waren auf einen Berg gestiegen. Oberhalb eines kleinen wilden Ölbaumes lag ein mächtiger Steinblock, so, daß man von der höheren Bergseite her leicht auf ihn klettern konnte. Den erstiegen wir, und Josi und Hugo bemühten sich mit Steinen den kleinen Ölbaum zu treffen. Als sie's satt waren, zogen wir weiter, um Schakalsfrüchte zu suchen, die an einem Strauch wuchsen, weiß, rot gesprenkelt. Plötzlich findet Hugo eine schlafende, zusammengerollte Schlange, wußte aber nicht, was es war. Er ruft: „Josi, Josi, komm schnell, ein „artig“ (holländisch: „merkwürdiges“) Ding ist hier; sieh doch, ob es ein Stock, oder ein Stamm, oder ein Vogel

ist?" — Wir sprachen damals nur Englisch und dazwischen holländische Brocken. Josi kam herangelaufen, ich trottete hinterher. Er erkannte sogleich, daß es sich um eine große Gefahr handle, es war die giftigste Schlange Südafrikas, eine Puffotter, deren Biß einen Mann in fünf Minuten tötet. Sofort rief er Hugo zur Flucht, den Berg hinab und wollte mich an der Hand mitziehen. Ich war aber anderer Meinung; ich wollte mir das merkwürdige Wesen näher ansehen; und als Josi mich durchaus fortziehen wollte, ehe das Ungeheuer erwache, erhob ich ein Mordgeschrei, strampelte und warf mich auf die Erde. Josi und Hugo in Todesangst versuchten mich den Berg hinunterzurollen, wogegen ich mit aller Kraft meines „Großhalses“ protestierte. Das half! Aber — freilich nur dadurch, daß Vater über meinem Gebrüll erwachte, den Wagentreiber Samuel hinaufsandte, der — die Situation übersehend, — mich unverzüglich auf den Arm nahm und davon lief, gefolgt von Josi und Hugo, worauf eine kleine Exekution beim Wagen erfolgte, während die Schlange von hinaufgeeilten Männern erlegt wurde.

Im weiteren Verlaufe der Reise sind wir einmal wunderbar dem Tode entronnen. Durch Ungeschick des Wagenlenkers fuhr unser Wagen, in welchem Mutter mit uns Kindern und unserer schwarzen Wärterin Uorietta saß, beim Durchkreuzen eines leeren Flußbettes nicht gerade hinein, sondern schräg, so daß ein Vorderrad über das Ufer hinabging, wodurch der ganze schwere Wagen ins Schwanken geriet und dann völlig umstürzte, die Räder völlig in die Höhe. So lagen wir, begraben unter dem Bettzeug und sämtliche schwere Kisten auf uns. Vater, der eben zurückgeblieben war, um nach den Viehtreibern zu sehen, hörte den Krach, das Geschrei der Menschen, — eilte hinzu und das Herz wollte ihm stehen bleiben bei dem Anblick. Er mußte denken, daß wir alle erstickt und erdrückt seien. Aus dem ganzen Chaos ragten nur die schwarzen Beine Uoriettas hinten aus dem Wagen heraus. Als man sie herausziehen wollte, flehte sie: „Laßt mich bleiben, laßt mich bleiben, rettet nur die Kinder!“ Mit unendlicher Mühe gelang es, erst die Kisten herauszureißen, dann das Bettzeug, — und dann — siehe da! — kamen wir alle, wunderbarerweise völlig unverfehrt zum Vorschein. Freilich am Wagen war vieles zerbrochen, eine Achse und ein Rad, glaube ich. Die Feldschmiede mußte aufgestellt werden und der Wagen wieder zur Weiterreise brauchbar gemacht werden. Das soll etwa acht Tage gedauert haben.

Ein weiteres Bild von der Reise steht mir vor dem Auge. Es ist der Dranjefluß, das erste fließende Gewässer, das ich gesehen. Die sämtlichen Flüsse des Herero- und Namaqualandes sind periodisch fließende; das heißt nur in der Regenzeit sind sie mit Wasser gefüllt, sonst stehen sie ganz trocken. Und selbst in der Regenzeit führen die meisten von ihnen nur tageweise Wasser, wenn in der Nähe wolkenbruchartige Gewitterregen niedergegangen sind. Damit hängt es denn auch zusammen, daß Kinder sie kaum zu sehen bekommen. Aber vom Dranjefluß war es der breite, klare, ruhig fließende Wasserspiegel, der auf mich tiefen Eindruck machte. Wie wir hinüber kamen, das weiß ich nicht mehr genau. Eine dunkle Ahnung habe ich noch davon, daß es ein etwas beklemmendes Gefühl war, als es in die Flut hineinging. Später habe ich gehört, daß ein großes Floß gebaut wurde (oder vorhanden war), auf welchem wir und die Sachen hinübertransportiert wurden. Den Wagen zogen die Ochsen hindurch, bis an die hochgehobenen Müstern im Wasser wattend, vielleicht auch schwimmend. Während das Floß ins Land gesetzt wurde, streiften wir Jungen in Begleitung eines Erwachsenen am Ufer hinauf, trafen eine Schar Paviane auf zerrissenen Felsen, die mit Geschrei vor uns flüchteten und mit den lebhaftesten Grimassen von oben her Steine zu werfen drohten, — wahrscheinlich wohl, weil wir es ihnen vorgemacht.

Allmählich kamen wir zur Missionsstation Stellenbosch, in der Nähe der Kapstadt. Dort haben wir uns lange aufgehalten als Gäste des Missionars Lüdloff. Erst später habe ich den Grund dafür aus dem Tagebuche meines Vaters erfahren. Er selber mußte, weil die Lage im Hereroland bis aufs äußerste kritisch geworden war, ins Hereroland zurückeilen. Dazu benutzte er ein nach Walfischbai gehendes Schiff und kehrte ebenso zurück, so daß seine ganze Abwesenheit nur etwa sechs Wochen gedauert haben mag. Soviel erinnere ich mich, daß unterdessen die Töchter von Missionar Kleinschmidt uns nachgekommen waren und nun bei uns lebten; ferner daß meine Brüder Josi und Hugo schon etwas lernen mußten. Des Missionshauses erinnere ich mich noch sehr genau, namentlich des großen Schlafzimmers meiner Eltern, in welchem auch ich und meine Schwester Gita schliefen. — Hinter dem Hause war ein schöner, großer Garten, durch welchen ein kleiner Bach floß, in dem wir auch badeten. Freilich ich mit großer Angst, denn man hatte mir erzählt, es gäbe auch Wasserschlangen im Bache. Und als ich ein Stück Baum-

bast im Wasser schwimmen sah, erhob ich ein mörderliches Geschrei über die Schlange und weigerte mich entschieden ins Wasser zu gehen.

Herrlich waren die Früchte in Stellenbosch. Da gab es Wassermelonen und spanische Speckmelonen, Pisangs (Bananen), Apfelsinen und Granatäpfel; alles Herrlichkeiten (außer den Melonen), die man im Hererolande damals nicht kannte.

Der Aufenthalt in Stellenbosch gehört zu den lichteften Erinnerungen meiner frühen Kindheit.

II. Der Abschied von Afrika, die Ankunft in Europa.

Barmen. — 1853—1854.

Es muß etwa Mitte Juni 1853 gewesen sein, daß wir das Schiff bestiegen in der nicht weit von Kapstadt entfernten Hafenstadt. Abends im Dunkeln stiegen wir — es regnete nach meiner Erinnerung — in einen großen, aber nur von zwei Ochsen gezogenen Planwagen. Im letzten Moment kam noch ein Polizist, der etwas zu sagen hatte, dann fuhren wir ab. Ich muß sehr schön geschlafen haben, denn ich finde mich beim Erwachen schon angesichts des Meeres bei hellem, lachendem Sonnenschein. Ich weiß noch, wie schön das weite, blaue Meer ausah. Mit unserem Ochsenwagen fuhren wir an den Strand und warteten, bis unsere Kisten und Kisten ins große Boot verstaут wurden, mit dem wir hinaus auf die See fahren sollten. Oben auf dem Gepäck stand ein braungestrichener, verzerrter Blechkasten, — ich sehe ihn noch vor mir; sehe auch noch die beiden langgehörnten Ochsen mit dem Wagen umwenden vom Strande, als wir im Boote saßen. Und nun stießen wir ab von dem sich weithin ausdehnenden Sandufer Afrikas, ohne Ahnung, daß es ein Abschied auf Nimmerwiederssehen war vom Lande der ersten Kindheit. Bei schönem stillem Wetter glitt das Boot über die See und legte bald an dem Dreimaster=Segelschiff „Christian“ an, einem schmucken dänischen Schiffe, das uns nach England bringen sollte.

Von diesem Momente an bildet meine Erinnerung eine zusammenhängende Kette und weist keine größeren Lücken mehr auf.

Am Bord gelangt, fiel mein erster Blick auf zwei große Körbe voll Apfelsinen, die für die Reise mitgenommen waren und mein Herz

freute sich in schöner Hoffnung. Das Schiff lag so friedlich auf der blanken See, — kaum merklich hob und senkte es sich bei dem „Atmen“ des Meeres. Eine Reisegefährtin, Maria Kleinschmidt, die älteste der drei uns begleitenden Schwestern, hatte kaum ihren Fuß auf Bord gesetzt, als auch der erste stürmische Ausbruch der Seekrankheit erfolgte: ein wildes Erbrechen über Bord. Wahrscheinlich war ihr schon auf dem Boot schlimm geworden. Ich weiß, daß ich ihr sehr erstaunt zusah, — aber auch, daß ich in ganz kurzer Zeit ebenso weit war wie sie und elend krank lag. Nur das Aufziehen des Ankers erlebte ich, dann war's geschehen; und erst nach 8 Tagen verließ ich unsere Kajüte (der Kapitän hatte die seinige uns eingeräumt), als auch die letzte Apfelsine schon verzehrt war und wir schon weit, weit auf hoher See schwammen. Nun hatte ich die Seekrankheit aber auch überwunden und von nun an war die Seereise ein herrlicher Genuß.

Wir hatten eine gute Reise, ruhig und doch schnell, bei stets günstigem Winde, — nur 70 Tage, 10 Wochen; für ein Segelschiff eine glänzende Fahrt. Als nach zwei Jahren meine Eltern nach Afrika zurückkehrten, sind sie von Holland bis Kapstadt volle 5 Monate mit einem dickbauchigen Ostindienfahrer gefegelt, weil sie wochenlang völlige Windstille hatten. Jetzt fährt man mit den herrlichen Dampfern, eingerichtet mit allem Komfort, in 16—17 Tagen von England bis zur Kapstadt.

Uns Kindern wurden die 10 Wochen nicht lang. Der Kapitän und die Mannschaft waren außerordentlich freundlich gegen uns. Und da die Leute in Folge der Ruhe der Bitterung sehr wenig zu tun hatten, so machte es ihnen wohl auch Spaß, sich mit uns Kindern abzugeben. Der Steuermann und ein Matrose namentlich schnitzten und bauten uns große und kleine Boote, ja sogar einen vollständigen Dreimaster, alle schön mit Ölfarbe gestrichen. Dazwischen gab es so viel Neues zu sehen! Zuweilen des Abends war Meerleuchten, wenn die Sonne um 6 Uhr gesunken war und die Nacht hereinbrach. Ich weiß, wie viel Freude das wunderbare silberne Funkeln des Meeres weit und breit, und ganz besonders schön im Kielwasser des Schiffes, mir gemacht hat. — Großen Spaß bereitete es uns, wenn an manchen Tagen gegen Abend vor dem Schiffe und rund umher die „fliegenden Fische“ aus dem Meere in die Höhe schossen und im hohen Bogen sich durch die Luft schlangen, so daß mancher von ihnen unversehens auf das Deck fiel, eine Beute der lauerten Matrosen. Sie schenkten

uns hernach die getrockneten „Flügel“ der Fische: die Vorderflossen, so groß wie ein Paar Flügel, so daß mit ihnen der breite, kurze Fisch sich in die Höhe schwingen kann, wenn er von größeren Raubfischen verfolgt wird. — Dann tauchte mal ein Walfisch (es war ein weißer) in der Nähe des Schiffes auf, etwa 20 Fuß lang, und pustete das Wasser wie einen Springbrunnen in die Höhe. Oder eine endlose große Herde von Delfinen zog am Schiffe vorüber, Purzelbäume an der Oberfläche des Meeres schlagend. Eines Morgens zogen „Portugiesen“ in unzählbaren Mengen am Schiffe dahin, Weichtiere, wie eine große durchsichtige Wasserblase aussehend, etwa 3 Zoll im Durchmesser. Am unteren Rande befinden sich die „Füße“, (d. h. zahlreiche Fäden mit rosa Klumpen am Ende), welche das Tier abwechselnd sinken ließ und wieder heraufzog. Die Matrosen fischten mit einem Eimer einige auf, zogen sie an Bord und ließen uns Kinder die wunderlichen Tiere betrachten. So vergingen im Fluge die zehn Wochen der herrlichen Seereise. Nur die allerletzten Tage waren böse.

Wir waren am Eingange zum Kanal, dort, wo zahllose Schiffe in engem Fahrwasser einander den Weg kreuzen und dadurch die Fahrt im Nebel oder Sturm sehr gefährlich machen. Uns überfiel ein Sturm. Er muß mehrere Tage gedauert haben und er war so schlimm, daß wir Kinder in den Kojen festgebunden werden mußten, weil wir wiederholt herausgeschleudert worden waren von dem Schwanken und Tanzen des Schiffes. Die Größe der Gefahr ahnten wir Kinder nicht. Aber unsere Eltern wußten es und werden fleißig gebetet haben. Als es endlich wieder ruhig wurde, waren wir auch nicht mehr weit vom Hafen von Bristol, wo wir landen sollten. Von meinen Eltern habe ich hernach gehört, daß in jenem Sturme in unserer Nähe sieben Schiffe untergegangen sind. — Ende August war es wohl, als wir landeten.

Warum aber haben sich manche Dinge, die geringfügig erscheinen, fest dem Gedächtnisse eingeprägt, und andere, weit merkwürdigere, sind dem Gedächtnisse entschwunden? Des Ochsenwagens und der Fahrt in ihm entsinne ich mich sehr genau, während ich von der Eisenbahnfahrt in jenem Lebensjahre auch nicht die leiseste Erinnerung habe. Wir sind aus Bristol nach London, wo meine Großmutter und Verwandte mütterlicherseits lebten, mit der Eisenbahn gefahren. Ich weiß absolut nichts davon. Kann sein, daß es eine Nachtfahrt war, und ich als schlaftrunkenes Kind nichts beachtet habe. Aber wir sind bald nachher, auf der Reise nach Deutschland nach Barmen

ins Missionshaus doch wieder mit der Eisenbahn gereist und ich erinnere mich dennoch der Eisenbahn ganz und gar nicht. Und als wir 1854 nach Rußland reisten, im April, haben wir von Barmen bis Königsberg die weite Reise etwa 2—3 Tage lang in der Eisenbahn gemacht, und doch erinnere ich mich von dieser Reise nur eines einzigen Momentes. Es fehlte damals noch sehr viel von dem allerprimitivsten Komfort des jetzigen Reisens. Wer menschliche Bedürfnisse hatte, mußte auf eine etwas größere Station mit längerem Aufenthalt warten, um dann in die „Retirade“ zu flüchten. In keiner Wagenklasse gab es „Toilette“, — und wer mit Kindern reiste, der bewaffnete sich mit Geschirren, um sie erforderlichen Falls zu gebrauchen. Der Inhalt aber wurde kurzweg aus dem Fenster gegossen. Eines solchen Momentes erinnere ich mich, wie ich plaziert worden war auf den Thron und dann meine Mutter das Fenster öffnete und das Geschirr entleerte. Das war auf der Reise nach Rußland 1854. In diesem Momente fiel mir die schnelle Bewegung des Zuges und das Vorüberfliegen der Bäume und Häuser auf. Auch des Innern jener Waggonabteilung entsinne ich mich: Seitentüren, ein ganz für sich abgeschlossenes Coupe III. Klasse mit gelbgestrichenen Bänken. Das ist alles. Dagegen die alte Postkutsche von der Grenze, oder von Königsberg bis Riga, ist mir in köstlicher und klarer Erinnerung. Und beinahe noch sonderbarer ist mir eine andere Beobachtung an mir selbst; nämlich, daß ich in jener Zeit bis 1853 noch nicht die Fähigkeit besaß, Personen in ihrer individuellen Eigentümlichkeit so aufzufassen, daß sie bleibend mit ihrem Bilde in meinem Gedächtnisse gehaftet hätten. Ich habe meine Großmutter gesehen, Onkel und Tanten, Vettern und Cousinen, und habe von keiner einzigen Persönlichkeit ein Bild im Gedächtnis behalten. Ja, ich kann mich nicht einmal meiner Eltern in ihrem damaligen Aussehen erinnern. Ich weiß von ihnen aus jener Zeit, aber ich sehe sie nicht im Geiste.

Und dann tritt ganz plötzlich der erste Mensch hervor, dessen Bild ich in meiner Erinnerung trage. In London waren wir drei Wochen, aber ich soll die meiste Zeit erkältet gewesen sein. Es kommt mir nur so vor, als wüßte ich nur von nebligem Wetter. Aber als wir zum Besuche bei einer Tante waren, wurden wir gefragt, ob wir zum Brote Butter oder Käse wünschten? Mit seltener Einmütigkeit baten wir drei ungebildeten Afrikaner: „if you please — butter and chease“, (wenn es gefällig ist: bitte Butter und Käse).

Dann erinnere ich mich der Ankunft im Missionshause zu Barmen. Es war an einem Nachmittage. Bald darauf wurden wir mit den Söhnen des Missionsinspcktors Wallmann bekannt gemacht, um mit ihnen zu spielen. Wir verstanden noch kein Wort Deutsch, auch meine Mutter nicht. Wir hatten bis dahin nur Englisch gesprochen, außer Herero und etwas Namaqua und Holländisch. Da standen wir nun und staunten einander an, ohne miteinander reden zu können. Das hinderte uns aber kaum, — nach wenigen Minuten hatten die deutschen Jungen mit Pantomimen uns das Ballspiel erklärt und dann ging das gemeinsame Spielen los und zugleich damit das Erlernen der deutschen Sprache.

Mitten ins Spiel hinein trat mit einem Mal ein hoher Mann, mit ernstem Gesichte, der Backenbart kurz geschoren, das Kinn und der Mund glatt rasiert, dunkles Haar, ernste und doch sehr wohlwollende Augen, der schwarze, lange Rock bis zum Kinn zugeknöpft, so daß nur das weiße Halstuch einen schmalen weißen Rand darüber bildete. Er grüßte uns freundlich und hatte gleich unser ganzes Herz zu ganzem Vertrauen gewonnen. Es war der Missionsdirektor („Inspektor“) der rheinischen Mission, Wallmann; ein ganz seltener Mann, was ich damals wohl nicht ahnte. Aber daß er ein großer Kinderfreund war, das muß ich doch gespürt haben. Von jenem ersten Zusammen treffen an habe ich ihn lieb gehabt.

Die deutsche Sprache habe ich erlernt, ohne ein Bewußtsein des Lernens zu haben. Im Missionshause erhielten wir drei Treppen hoch zwei Zimmer, recht geräumig, zum Wohnen für unsere Familie. Und da wir keine eigene Wirtschaft führten, sondern im Missionshause beköstigt wurden, d. h. im großen Eßsaal mit dem ganzen Personal der Zöglinge und Angestellten zusammen aßen, so reichten zwei Zimmer vollkommen für uns aus. Wir Kinder fühlten uns gar bald durchaus heimatisch im Missionshause und noch jahrelang nachher habe ich auf den Umschlägen der Missionsberichte, auf denen das Missionshaus abgebildet stand, j e d e s Mal mit liebenden Blicken und wehmütigem Herzen die beiden Fenster am oberen Giebel betrachtet, welche meine erste Heimat in Europa waren, weil wir dort mit unseren lieben Eltern zusammen lebten. In der Ecke des größeren hinteren Zimmers, nahe an der Tür stand auch ein kleiner niedriger eiserner Ofen, uns afrikanischen Kindern, die wir nie einen Ofen gesehen hatten, ein Gegenstand des Staunens, besonders wenn er beim Heizen so interessant glühend rot wurde. Die älteren Brüder,

besonders Josi, der immer mehr Unternehmungsg Geist hatte als der viel sanftere Hugo, machten sich wohl auch den Spaß, einen Stoch gegen den glühenden Ofen zu drücken, notabene wenn unsere Eltern nicht da waren, — und dann freuten wir uns, wenn der bläuliche Rauch anfang aufzusteigen oder gar kleine Flämmchen am Ende des Stoches aufloderten. Das wollte ich doch auch einmal nachmachen. Und um dem Stoch ein größeren Druck zu geben, so stützte ich mit beiden Händen und der Brust mich gegen das andere Ende. Da plötzlich gleitet der Stoch ab vom Ofen und ich pralle mit beiden Händen, aber mit der Rückseite der Hände, gegen den glühenden Ofen, — zum Glück nicht mit dem Gesichte. Im Moment lag ich auch am Boden, und von der Oberseite beider Hände hingen grau verbrannt und verkohlt große, breite Hautfetzen herunter. Ich werde wohl gründlich geschrien haben. Sehr rasch war meine Mutter da und verband mir die Hände, bis ein Arzt kam und sie mit einer Salbe und Watte dick verband. So wanderte ich einige Tage herum, und da ich eigentlich wenig Schmerzen hatte, so kam ich mir mehr interessant als leidend vor.

Den tiefsten äußeren Eindruck hat in jenem Winter auf mich die Weihnachtsfeier im Missionshause 1853 gemacht. So schön der vorjährige Weihnachtsabend in Neu-Barmen (Stijikango) gewesen war, so war doch der Weihnachtsabend 1853 unendlich viel prächtiger. Im Speisesaal des Missionshauses standen drei große Weihnachtsbäume, herrlich hohe Tannen, — der mittellste am größten, von der Diele bis zur Lage reichend, für die Zöglinge und Angestellten des Missionshauses geschmückt. Am oberen Ende des Saales stand der Baum der Familie des Inspektors Wallmann, und am anderen Ende der unsrige. Es waren die ersten Tannenbäume, die ich sah. O wie sie mir gefielen! So schlank und schön, so grün und doch so lichtglänzend, so voll bunten Schmuckes; es war wie ein Zauberschloß. Der ganze Saal war von Licht und Glanz erfüllt. Und nun unsere Geschenke! Vielleicht würde man sie heutzutage klein nennen, aber uns erschienen sie wunderschön. Am allerschönsten waren einige Bilderbücher, die unser Vater für uns Jungen selbst geklebt hatte. Es waren allerlei Bilder, farbige und nichtfarbige, auf starke blaue Pappe geklebt und in Atlasform gebunden. Eine ganze Reihe von Jahren hindurch sind diese Bilderbücher uns der allerinteressanteste Zeitvertreib gewesen. Daß unser Vater sie selbst

angefertigt hatte, das gab ihnen einen Reiz und eine Weihe, wie sonst nie ein Bilderbuch sie für mich gehabt hat. Die Bilder waren aber auch geschickt und lehrreich gewählt und gruppiert. Noch heut erinnere ich mich nach bald 54 Jahren genau einer Anzahl Bilder. Da gab es Bilder aus dem Polarmeer, Walfischfänger, Seehunde, Walrosse, Eskimos, — daneben Tierbilder aus anderen Ländern, — dann schöne Landschaften, unter denen das Bild von Interlaken sich so tief meiner Seele eingepägt hat, daß ich von da an eine Sehnsucht im Herzen gehabt habe, einmal die Alpen zu sehen und nach Interlaken zu kommen. Und als ich im Mai 1895 dorthin kam, und die Jungfrau im strahlenden Glanze sah, da war es zum nicht geringsten Theil die Erfüllung jener Kindersehnsucht, die mir diesen Anblick so wunderbar schön machte.

Noch ein anderes Buch, ein englisches Bilderbuch, bekam ich diese Weihnacht geschenkt, das mir viel Freude, aber auch Trauer machte. Das Buch enthielt in englischen Versen die Lebensgeschichte einer Gans, welche Molly hieß. Alle Stadien eines Gänselebens waren in wirklich für ein Kinderverständnis ausgezeichnet faßlichen Versen dargestellt und besungen. Am tiefsten bewegten mich zwei Bilder: das eine zeigte bei der Heimkehr von der Weide, nahe am Eingange zum Dorf auf der Landstraße, einen Gänserich-Jüngling, dessen Herz für Molly entbrannt war und nun seine Liebeswerbung mit ausgebreiteten Flügeln vortrug mit den ergreifenden Worten: „o molly my breast, from love so possessed“ usw. Ich fühlte die Bedeutung dieser Szene, und wie glücklich beide sich fühlten, als Molly sich sanft an die Brust des Geliebten lehnte. Ich habe oft mit tiefer Rührung dieses Bild angesehen und an den Versen mich gefreut. Aber die Trauertränen blieben nicht aus. Als die Weihnachtszeit im Dorf herannahte und die grausame Hausfrau für das Fest die Vorbereitungen traf, da fiel ihr Auge auf Mollys wohlgenährte schöne Gestalt und sie beschloß ihren Tod. Ich selber liebte Molly wohl fast ebenso heiß wie der Gänserich-Jüngling, und es empörte mein Herz, als es Molly ans Leben ging und der tiefbetrübte Gänserich-Jüngling gramgebeugt die Zerstörung seines Lebensglüdes erfuhr, so daß er vor Kummer beinahe verhungert wäre. Ich fühlte einen glühenden Haß gegen die Köchin mit dem furchtbaren Küchenmesser (zum Glück schonte das Buch meine Gefühle so weit, daß ich Mollys Ende nicht zu sehen bekam); und ich fand die Köchin keineswegs entfernt so anziehend und schön, wie die arme Molly es im Leben gewesen war,

als jene im hohen Festtagspuß die Schlüssel mit dem Braten (es war ja Molly!) in den Speisesaal trug.

Über unvergleichlich tiefer und wichtiger für mein Leben sind andere Erinnerungen an den Winter 1853/4. Damals fing meine Mutter an, mir biblische Geschichten zu erzählen. Dies sind ohne Zweifel die schönsten Stunden meiner ganzen Kindheit gewesen. Es wäre töricht, wenn ich versuchte, in Worten das ausmalen zu wollen, was ich — unausgesprochen und unaussprechbar — damals im Kinderherzen empfunden habe. Ohne Ermüden und mit tiefster Andacht, im eigentlichsten Sinne des Wortes, konnte ich die wunderbaren Geschichten der Bibel hören, zu denen meine Mutter — soweit meine Erinnerung reicht — nichts hinzugefügt an Ermahnung oder Nutzenwendung. Sie ließ die heiligen Geschichten selbst wirken. Und sie taten es auch. Jene Geschichten haben meine Liebe zur Bibel begründet, denn das zeigte meine Mutter offen, daß sie alles aus ihrer Bibel schöpfte. Wie ehrwürdig wurde mir die Bibel um dieser Geschichten willen, und um meiner teuren, lieben Mutter willen, die mir diese köstlichen, heiligen Geschichten erzählte. Und wunderbar, — die erste lebende Erinnerung an das Aussehen und die Persönlichkeit meiner Mutter nach Gestalt und Angesicht knüpft sich an diese Stunden, wo sie mir biblische Geschichte erzählte. So lebt sie in meiner Erinnerung, wie sie saß in dem schlichten Lehnstuhl, die alte, vielgelesene Bibel in ihren Händen, die Brille vor den Augen, die so wunderbar gut, lieb und voll unergründlicher Liebe waren. Sie war sehr klein von Wuchs, ihre Gestalt etwas gebeugt, — das schlichte Haar an beiden Seiten der Stirn eng anliegend glatt herabgekämmt und hinter die Ohren zurückgefaßt; auf dem Scheitel eine Haube, wie sie damals jede Frau trug, da nur unverheiratete und zwar junge Jungfrauen ganz ohne Kopfbedeckung im Hause sich aufhielten. — So ist meine Mutter mit dem Heiligsten meines Kinderlebens unauflöslich verwachsen, mit den entstehenden Beziehungen meiner Seele zu Gott und zum Heilande. Denn das war das Resultat aller ihrer Erzählungen, daß sich ein unsichtbares Liebesband knüpfte zwischen meiner Kinderseele und meinem Heilande und meinem himmlischen Vater. Dies reicht bewußt bis in diesen Winter 1853/4 zurück.

Aus dem Alten Testament waren es die Geschichten von Joseph und David, die auf mich den tiefsten Eindruck machten und die immer und immer wieder zu hören ich nie müde wurde. Aus dem Reichthum

des Neuen Testaments weiß ich keine einzelnen bestimmten Geschichten hervorzuheben. Es war wohl alles, was mit der Person des Herrn Jesus zusammenhing, für mich erfüllt mit seiner wunderbaren Schönheit und Lieblichkeit.

Daneben hat meine Mutter in diesem Winter mich beten gelehrt; wenigstens habe ich nicht von früher her die Erinnerung davon.

Und so hat dieser Winter 1853/4 einen Inhalt in mein Leben gelegt, der unverlierbar ist und in seinen Wirkungen hineinragt bis in die Ewigkeit, aber auch mein ganzes Erdenleben bestimmt hat.

Mit wieviel Gebet mag wohl meine geliebte teure Mutter diese Erzählungen begleitet haben! Sie nutzte die kurze Zeit, die sie noch hatte, so treu aus, wie sie nur konnte. Sie wußte es ja, daß sie nur noch $1\frac{3}{4}$ Jahr Zeit habe, an unseren Seelen und Herzen zu arbeiten. Dann kam der Abschied und sie kehrte wieder nach Afrika zurück. Uns sagte sie noch nichts davon; sie selbst aber hat es ohne Zweifel im Herzen täglich bewegt und darum mit aller Kraft ihrer großen Liebe und mit aller Macht ihres Gebetes es versucht, uns das Beste für unser ganzes Leben zu geben. Und sie ist eine große Veterin gewesen, — das sagen alle, die sie genau gekannt haben. Und diese ihre Gebete hat Gott erhört; sie hat allen ihren Kindern für das ganze Leben den festen Grund für ein Glaubens- und Liebesverhältnis zum Heilande legen dürfen, — einen Grund, der auch die späteren Anfechtungen, Versuchungen und Kämpfe überdauert hat. Unermeßlich und unvergeßlich ist der Segen meiner teuren Mutter für mein Leben gewesen, — der Segen, den sie zum großen Teil in diesem Winter mir geschenkt hat.

III. Zehn Monate in Riga. (April 1854 bis Februar 1855.)

Der Winter 1853/4 verging, der Frühling rückte heran; nun sollten wir nach Riga reisen, um unsern alten Großvater (Carl Peter Hahn) und alle die anderen Verwandten meines Vaters kennen zu lernen. Und mein Vater selbst sollte in Rußland, in den deutschen Gemeinden, das fast noch völlig brachliegende Feld für die Mission anbauen und Liebe für die Mission zu wecken suchen. Unsere Reise verschob sich bis zum Anfang April 1854, weil unerwartete, und scheinbar unüberwindliche Hindernisse sich ihr entgegenstellten. Es war die Paßfrage.

Mein Vater war seit dem Frühling 1841 nicht mehr in Rußland gewesen. Somit war die Paßsteuer für 12 ganze Jahre zu bezahlen

und sie betrug damals sehr viel mehr als jetzt, jedenfalls soviel, daß mein Vater für immer darauf hätte verzichten müssen, seine alte Heimat wiederzusehen. Dazu mußten meine Mutter und wir alle auf seinen Paß eingetragen werden als russische Untertanen. Alle Bemühungen und Bittschriften, um einen Erlaß der Paßschuld zu erlangen, schienen völlig erfolglos zu sein. Durch Monate hindurch zog sich die Angelegenheit. Da reiste Missionsinspektor Wallmann nach Berlin in Missionsangelegenheiten, und hierbei fand er Wege, unseres Vaters Sache zur Kenntnis des Königs Friedrich Wilhelms IV. zu bringen, eines warmen Missionsfreundes. Er nahm sogleich die Sache in seine Hand und wandte sich direkt an seinen kaiserlichen Schwager Nikolai I. mit der Bitte, durch kaiserliche Gnade eine Entscheidung zu treffen. Unverzüglich erfolgte dieselbe; die ganze Paßschuld wurde gestrichen und meinem Vater die Erlaubnis erteilt, sogleich mit seiner ganzen Familie nach Rußland zu kommen, wo dann die Eintragung derselben auf seinen Paß reguliert werden könne. Das geschah denn auch in der Weise, daß der damalige General- und Kriegsgouverneur der Ostseegouvernements, Fürst Suworoff, sich erinnerte, vor vielen Jahren in der Ingenieurschule mit meinem Vater zusammengetroffen zu sein und ihm „aus Kameradschaftlichkeit“ einen lebenslänglichen, abgabefreien Paß für ihn und seine Familie auszustellen befahl, kraft der außergewöhnlichen Vollmachten, welche er während des Krimkrieges besaß. Ich füge hier nur kurz ein: als ich im Jahre 1867 zum Studium nach Rußland zurückkehrte, weigerte man sich in der Gesandtschaft in Berlin, den Paß meines Vaters anzuerkennen und mir darauffhin einen gleichlautenden Paß auszustellen. Man sagte (vielleicht mit Recht?): Fürst Suworoff habe eine große Ungesetzlichkeit begangen; damals habe er es tun können, weil er in kaiserlicher Gunst bei Nicolai I. stand. Seither sei alles anders geworden, — ein anderer Kaiser, — Suworoff stehe ganz anders, sei auch nicht mehr Generalgouverneur usw. usw. — Schließlich stellte man mir wenigstens einen Passierschein über die Grenze nach Rußland aus, ohne Zahlung. Damit kam ich nach Rußland hinein, wo aber kein Mensch und keine Behörde wußte, was mit mir anzufangen sei. Mein Vater sei „verschollen“, wurde mir in Riga gesagt, und als solcher „gestrichen“, — obgleich er noch 1860 und 1862 mit dem von Suworoff ausgestellten Passe ohne irgendwelche Beanstandung in Rußland gewesen war, freilich zu einer Zeit, als Suworoff noch ein „großer Mann“ in Rußland war. Anno 1868

fand man es plötzlich für möglich, mir einen zahlungsfreien Paß als „Eremten“ nach Dorpat zuzusenden; ich habe nie erfahren, woraufhin. Und als dann 1873 meine Eltern aus Afrika zurückkehrten und nach Rußland, zu uns nach Desel-Wolde kommen wollten, — da ging die ganze alte Sache von 1853/4 wieder an: die ganze Paßschuld von 1855 an sollte nachgezahlt werden. Da erzählte mein Vater seine Verlegenheit der Fürstin Elisabeth von Lippe-Deimold, einer großen Missionsfreundin und persönlichen Freundin meiner Eltern. Die Fürstin schrieb sehr diskret, ohne meinen Vater etwas davon ahnen zu lassen, an ihre Cousine, die Frau Großherzogin von Hessen-Darmstadt, über die Angelegenheit und fragte, ob sie es wohl für möglich halte, darin ein gutes Wort bei der Kaiserin von Rußland, ihrer Schwägerin, der Gemahlin Kaiser Alexanders II. einzulegen. Die Großherzogin tat es sofort, und die Kaiserin ließ sogleich den Minister des Innern zu sich rufen und sprach den Wunsch aus, daß diese Sache so rasch als möglich erledigt werde und zwar im Sinne des von Kaiser Nicolai I. und vom Fürst Sumoroff erteilten kostenfreien Passes. Unverzüglich erfolgte die Entscheidung, nur in einem Punkte war man in Verlegenheit: wo sollte man den Missionsuperintendenten Dr. Hugo Hahn so rasch auffinden, da die Frau Großherzogin von Hessen seinen Wohnort nicht angegeben hatte. Aber da fand man einen Hinweis, daß er seinen Sohn, der Pastor auf Desel sei, besuchen wollte. So wurde denn zuerst an die beiden Gesandtschaften nach Berlin und Bern telegraphiert, weil man annahm, Missionar Hahn werde zu einer deutschen oder schweizerischen Mission gehören. Die Gesandtschaften sollten so schnell als möglich den Aufenthaltsort des Gesuchten ermitteln. Was denn auch sogleich geschah. Aber auch an das Ordnungsgericht nach Arensburg wurde telegraphiert; d. h. da damals noch kein Telegraph nach Desel ging, so wurde bis Perna telegraphiert und von dort das Telegramm per Estafette nach Desel geschickt. Und vom Ordnungsgericht kam eines schönen Nachmittags wieder eine Estafette nach Wolde mit der schriftlichen Mitteilung, daß der Herr Minister des Innern es für möglich befunden habe, den Wunsch Ihrer Majestät der Kaiserin zu erfüllen und dem Herrn Missionsuperintendenten Dr. Carl Hugo Hahn für seine Person und seine Familie für Lebenszeiten einen kostenfreien Paß zu erteilen. Ich solle nur umgehend berichten, ob ich der Sohn des Genannten sei und wo er sich selbst aufhalte, ihm auch den Inhalt der mir zugegangenen Eröffnung mitteilen. Das tat ich denn auch. Von da an

ist mein Vater mit Passsachen unbehelligt geblieben bis zu seinem letzten Besuch in Rußland 1885/6. Aber da der Wind für evangelische Missionare unter Kaiser Alexander III. sehr anders wehte, so machte man doch wieder Schwierigkeiten für die weitere Zukunft und verlangte ein erneutes Gesuch an den Kaiser, „welches zweifelsohne werde bewilligt werden, wegen der Pietät des Kaisers für seine verstorbene Mutter“, — aber mein Vater verzichtete darauf, da er voraussah, daß es sein letzter Besuch in Rußland sein werde. Zu zahlen brauchte er für dieses Mal nichts, und das war ihm genug.

Was ich an Erinnerungen von der Eisenbahnreise nach Riga besitze, habe ich schon oben erzählt. Die Freude der Reise ging für uns Kinder erst an, als wir in der großen, riesigen, von 6 Pferden gezogenen Diligencekutsche saßen, welche auf der Chaussee von Königsberg bis Riga in ca. zwei Tagen (oder mehr) fuhr. Eine Arche Noah! Man saß darin ja ziemlich eng, aber doch so gemütlich, trotz Rütteln und Schütteln. Und auf den Stationen war es so interessant, aussteigen und umherlaufen zu können oder zuzusehen, wie die sechs Pferde ausgespannt und durch andere ersetzt wurden. — Der interessanteste Augenblick der ganzen Reise war aber ohne Zweifel der, als wir bei Riga von der Mitauschen Vorstadt her über die Flossbrücke zur Stadt fuhren, und durch die Erschütterung des schweren Wagens aus den Fugen zwischen den Balken der Brücke das Wasser spritzte. Dieses Spritzen des Wassers bei jedem einzelnen Balken zu beobachten (man fuhr ja Schritt über die Brücke!), das war für uns der Höhepunkt der ganzen Reise von Barmen bis Riga! Die Ankunft in Riga selbst, die Begrüßung unseres Großvaters und der Verwandten, hat sich in meiner Erinnerung gar nicht erhalten.

Aber doch treten auch während der Zeit des Aufenthaltes in Riga immer deutlicher persönliche Beziehungen zu den Verwandten hervor, welche für mein Kindergemüt doch dadurch von sehr großer Bedeutung wurden, daß ich im späteren Leben bis zu meiner Verlobung und Heirat so gut wie vollständig einen Verkehr mit Verwandten entbehrt habe. Dadurch sind jene 10 Monate in Riga vom April 1854 bis Februar 1855 für mich in meiner Erinnerung eine besonders schöne Zeit, weil wir in einem großen ausgedehnten Verwandtenkreise lebten, in welchem wir sehr viel Liebe und Freundlichkeit erfuhren.

Da war zuerst der einzige und ältere Bruder meines Vaters, Onkel Guido mit seiner Frau, Lante Malwine, geb. Seuffert, und ihre einzige Tochter Lisinka. Sie waren unsere allernächsten Verwandten.

Onkel Guido war damals ein schöner, ungewöhnlich stattlicher Mann von reichlich 6 Fuß Größe, lebhaft, energisch und gegen uns sehr freundlich. Er bewirtschaftete das Gut Begefsakholm an der Düna, oberhalb Riga, aber so nahe von der Stadt, daß man es in kurzer Fahrt mit Pferden erreichen konnte. Noch ist mir das Haus in ziemlich deutlicher Erinnerung. Ich meine, es hatte ein unteres Geschloß von Stein und einen Oberbau von Holz, vermutlich, weil bei großen Frühjahrüberschwemmungen der Düna das Wasser auch wohl den Hof erreichen konnte. Es ist mir, als wäre Begefsakholm wesentlich ein Wiesen- und Heugut gewesen, ohne eigentliche Feldwirtschaft, also für Vieh- und Pferdezucht geeignet. Dort haben wir manchen schönen Tag und — im Winter — auch manche Woche zugebracht. Am deutlichsten erinnere ich mich des Weihnachtsabends 1854. Es war schon dämmerig, als wir aus Riga nach Begefsakholm abgeholt wurden. Eine Troika hielt vor der Thüre und in rauschender Fahrt ging es hinaus. Von unseren Geschenken erinnere ich mich, daß darunter stattlich wattierte Paletots von einem graulich-braunen, sehr schön glänzenden Tuch waren, von einer schier unverwüstlichen Stärke, so daß wir sie jahrelang hernach getragen haben. Das Futter an meinem Paletot war grasgrün und schwarz kariert, was mir kolossal gefiel, Bruder Hugo hatte blau und schwarz kariertes, das mir verächtlich häßlich vorkam gegen meine grüne Farbe. Die Länge der Paletots war auch entsprechend der Stärke des Zeuges, auf lange Dauer des Tragens berechnet. Das Paletot reichte mir ziemlich bis an die Fußsohlen und die Ärmel bis an die Fingerspitzen, was mich gar nicht genierte. Ich glaube, wir bekamen auch warme Mützen. Wo unsere in England erhaltene Kleidung geblieben ist, das weiß ich nicht. Dort erhielten wir kleine Flügelmäntel und schwarze Rastorhüte. Wir müssen in ihnen sehr drollig ausgesehen haben, wovon wir selbst aber keine Ahnung hatten.

Lante Malwine und Cousine Lisinka spielten für mich in jener Zeit eine weniger große Rolle; für letztere war ich wohl nicht der Beachtung würdig, als 5 bis 6 Jahre jüngerer kleiner Bengel, mit dem sie doch nichts aufstellen konnte.

Von den anderen Verwandten stehen mir noch lebendig in der Erinnerung ein alter Onkel Eduard Löseviß, Apotheker, und seine Frau Lante Minna, beide außerordentlich freundliche, liebe Menschen, etwas korpulent, — mit drei schon heranwachsenden Töchtern Minna, Elisabeth und Marie, und mit einem Sohne Johannes, der in der

Schule (Gymnasium) war und Uniform trug, was mir ungeheuer imponierte. Auch er und seine Schwestern waren ungemein freundliche, liebe Menschen. Das Speisezimmer in der Apotheke, wo wir so manches Mal zu Gaste gewesen sind, sehe ich noch mit dem gemütlichen runden Speisetisch, an dem wir uns das Mittagessen oder den Kaffee so gut schmecken ließen, versüßt durch die herzzgewinnende Freundlichkeit der beiden lieben alten Hauseltern. — Aber die weitaus bedeutsamste Erinnerung knüpft sich an das Haus meines alten Onkels Georg Lösevič. Er war früher Pastor in Kurland gewesen im Kirchspiel Ballgahn. Ein leiblicher Vetter meines Vaters (ebenso Onkel Eduard L., der Apotheker), aber doch wenigstens 10 Jahre älter als mein Vater, war er für dessen Entwicklung von allergrößter Bedeutung gewesen. Im Elternhause hatte mein Vater wohl tüchtiges, rechtschaffenes Arbeiten und Pflichttreue kennen gelernt von beiden Eltern, aber kaum eine geistliche Anregung empfangen. So war er aufgewachsen (geboren zu Mahof bei Riga am 6./18. Oktober 1818) mit seinen zwei Geschwistern, Guido und Alexandra, ohne gelernt zu haben zu beten. Gut geschult waren sie, und beide Brüder zu Ingenieuren bestimmt und dazu ausgebildet, auch mit vollem Examen. Da hatte, 19 Jahre alt, mein Vater in einem Bekannthause ein kleines Mädchen das Tischgebet halten gehört. Und die tiefe Andacht und Inbrunst, mit der das kleine Mädchen betete, hatte ihn so bewegt, daß er sich sagte: „ich verstehe überhaupt gar nicht zu beten, und dieses kleine Mädchen betet schon so schön und ernst! was bin ich denn? bin ich nicht ein Heide?“ Der Gedanke verließ ihn nicht mehr, immer wieder ging er ihm nach. In jener Zeit hatte sein Vetter Georg Lösevič seine Schwester Alexandra geheiratet und es machte sich von selbst, daß mein Vater seine Schwester besuchte. Da trat er zum ersten Mal im Leben in Verbindung und Berührung mit einem wahrhaft gläubigen Christen, — denn das war sein Vetter und Schwager Georg. Dieser hatte in kleinen herrnhutischen Kreisen in Riga, welche in der Dürre der rationalistischen Zeit damals ganz allein noch geistliches, bibelgläubiges Leben hegten, — seinen Heiland kennen und an ihn zu glauben gelernt. Auch das Studium der Theologie in der damals vorwiegend rationalistischen Dorpater theologischen Fakultät hatte ihn nicht irgendwie erschüttert, sondern den ungewöhnlich willensstarken Mann nur noch entschiedener in seinem Bibeltglauben gemacht. Aber freilich war er durch den inneren Gegensatz zur Theologie der Fakultät auch in einen schroffen inneren Gegensatz

gegen die damals ebenso rationalistische Landeskirche und Pastorenschaft getreten. Unter herrnhutischer Anregung schlug er immer entschiedener eine streng pietistische Richtung ein. Im Amte suchte er in seiner Gemeinde neben sehr ernster Bußpredigt und eingehender Seelsorge auch Ernst mit der Kirchenzucht zu machen und hielt auf der kurländischen Synode darüber Vorträge, die den heftigsten Widerspruch fanden. Ich kenne nicht die Einzelheiten dieser Geschichte, deren Ende das war, daß Onkel Georg Löseviß sein Amt in Ballgale niederlegte, ohne aber aus der Landeskirche völlig auszutreten. Er zog nach Riga und gründete dort eine Traktatgesellschaft, deren Seele und arbeitender Geschäftsführer er war. Eine nicht geringe Anzahl von Traktaten hat er in deutscher, estnischer, lettischer, litauischer Sprache herausgegeben, von denen die kleinen Kinderhefte mir persönlich sehr viel Freude gemacht haben, wenn ich sie als Kind las.

Onkel Georg war ein kaum mittelgroßer, schwächlicher Mann, mit grauem, etwas gewelltem Haar, kleinen, freundlich blickenden, grauen Augen, oft mit einem freundlichen Lächeln um den festgeschlossenen Mund; aber lachen habe ich ihn meines Wissens nie gesehen. Er konnte auch sehr streng aussehen. Sprechen hörte man ihn wenig, und dann meist sehr bedächtig, langsam, als wäge er jedes einzelne Wort ab. Wir Kinder hatten einen ungeheuren Respekt vor ihm, was zum Teil wohl darin seinen Grund hatte, daß er gegen seine Kinder sehr streng war und daß diese wenig vertrauensvoll zu ihrem Vater standen, — wenigstens die älteren Söhne. Zwei von ihnen, Samuel und Paul, sind auch in späteren Jahren heimlich, zur Nachtzeit, aus dem Vaterhause entwichen und nie wieder heimgekehrt, wenn auch der eine von ihnen die Verbindung mit dem Vater wieder gesucht hat. Onkel Georg ist zum Teil wohl selbst schuld gewesen. Erstens hat er sein stark pietistisch ausgeprägtes Christentum seinen Kindern aufzudrängen versucht, ohne Verständnis für Kindesart und Kinderleben. Zweitens aber war er so übermäßig mit Arbeit — oft selbstgemachter — überladen, daß er für seine Familie keine Zeit hatte. Es erfüllte uns Kinder mit Bewunderung für ihn, aber doch auch mit einem geheimen Grauen vor ihm, als wir hörten, daß er 7 Jahre lang nicht im Bett gewesen sei, sondern Tag und Nacht am Arbeitstische zugebracht hat (außer seinen amtlichen Gängen), im Lehnstuhl etwas schlummernd, um seine Arbeit zu bewältigen. Dabei war er von einer peinlichen Affurateffe. So mußten z. B. die kleinen Pakete, in welchen die Traktate an die Pastoren verschickt wurden, so verpackt

werden, daß sie alle absolut in gleicher Weise eingeschlagen waren. Und wenn auch nur eine Falte im Papier des Umschlages war, oder nur ein Wort der Adresse nicht genau auf der gleichen Linie stand, so wurde unfehlbar das Paket losgerissen und neu verpackt.

Die lieblichste Erinnerung an Onkel Georgs Haus ist die an seine Frau, Tante Marie geb. Falkenflau. Die erste Ehe mit der Schwester meines Vaters, Alexandra, muß nicht sehr lange bestanden haben. Aus dieser Ehe lebte nur eine Tochter, Margarete, die zur Zeit, als wir in Riga lebten, 19 Jahre alt war. Sie war ein armes, epileptisches Geschöpf, geistig verkommen durch ihre Krankheit. Wir Kinder haben sie nie zu sehen bekommen, nur dumpfe, unartikulierte Laute drangen aus dem Zimmer, in welchem sie abgetrennt von der übrigen Familie lebte. Nur Onkel Georg und Tante Marie besuchten sie. Das Elend dieses Kindes war die dunkle Wolke über diesem Hause, und als nach Jahren die Nachricht kam, daß sie gestorben sei, empfanden wir alle es als eine Erlösung. — Tante Marie war ein heller Sonnenschein im Hause, und solange sie lebte, bestand auch zwischen den Kindern und ihrem Vater ein im ganzen gutes Verhältnis. Auch gegen uns Hahnsche Kinder war sie lauter Güte, so daß wir alle sie sehr liebten.

Außer den fünf Söhnen Samuel, Paul, Joseph, Johannes und Jakobus hatten sie nur eine Tochter Marie, ungefähr so alt wie meine Schwester Gita. Ich war ungefähr mit Joseph gleich alt, Hugo mit Paul, und Josi mit Samuel. So wären diese Vettern und Cousinen unsere natürlichsten Spielgenossen, zumal wir im Herbst und Winter 1854/5 monatelang mit ihnen zusammen wohnten, da meine Eltern im selben Hause, in der St. Petersburger Vorstadt, ein paar Zimmer gemietet hatten. Bruder Hugo machte dort den Typhus durch, in einem parterre gelegenen Zimmer. Dort saß ich eines Abends mit meinem Vetter Paul zur Aufsicht bei Hugo, der schon Rekonvaleszent war und schlief. Das Bett stand hinter einem Schirm im Hintergrunde des Zimmers. Wir beide saßen auf dem Sofa, schnitzten etwas Holz und erzählten uns Geschichten. Links, dicht neben dem Sofa befand sich die Stubentür, aus dem Vorhause, — und hinter der Tür hing ein großer Schuppenpelz, den mein Vater brauchte. Plötzlich öffnete sich die Tür; ein großer, bärtiger Kerl, mit einer russischen Pelzmütze auf dem Kopfe, erschien auf der Schwelle und streckte mit raschem Griffe seinen Arm um die Tür herum nach dem Pelze aus, den er wahrscheinlich vom Fenster aus gesehen hatte.

Im selben Augenblick stürzte ich sechsjähriger Knirps mich mit einem offenen Messer auf ihn, wodurch er, — so unerwartet kam es ihm — dermaßen erschreckt war, daß er den schon gefaßten Pelz losließ und davonlief. Natürlich war ich nachher nicht wenig stolz auf meinen Mut.

Im Augustmonat, als wir einzogen, war der große Garten des Hauswirthes voll von Stachelbeeren und Johannisbeeren, und uns Kindern war es unverwehrt, von den Früchten zu essen, so viel wir wollten. Ich weiß nur, daß wir eifrig von der Erlaubnis Gebrauch machten.

Aus dieser Zeit erinnere ich mich der ersten Züchtigung, die ich mit Bewußtsein empfangen habe (außer jener beim Ochsenwagen auf der Reise in Afrika). Ich war direkt ungehorsam gewesen (worum es sich handelte, das weiß ich nicht mehr) und nun sollte ich Ruten bekommen. Ein Rutenbund war nicht aufzutreiben; Onkel Georg benutzte für seine Jungen zu Exekutionen einen Rohrstoß, gegen dessen Anwendung für mich erhob meine Mutter Einsprache, so wurde ein Lederriemen benutzt, der nicht sehr schmerzhaft war, aber doch tiefen Eindruck auf mich machte. Ich erinnere mich sonst keiner einzigen weiteren Bestrafung von seiten meiner Eltern.

Sehr interessant war es uns, daß die Stadt Riga als Festung damals, zur Zeit des Krimkrieges, voll Militär lag, und wenn wir bei den Gängen zur Stadt über die Esplanade (wo jetzt die Kathedrale steht) das Militär auf der weiten freien Fläche manövrieren sahen, Infanterie und Kavallerie, so waren wir natürlich entzückt. Ich habe eine dunkle Erinnerung davon, daß eines Tages mein Bruder Hugo in höchster Aufregung, halb Freude, halb Schreck, nach Hause kam und erzählte, wie er über die Esplanade gegangen sei und plötzlich, ehe er es merkte, war von allen Seiten Militär auf den Platz gerückt. Mit einem Male war er eingeschlossen und hilflos, ratlos von Reitern umgeben. Da war ein mitleidiger Kosakenoffizier, der seine Not sah, herangesprengt, hatte ihn rasch auf sein Pferd gehoben und ihn durch das Militär hindurch getragen. — Noch eine kleine Erinnerung habe ich von einem Weihnachtsgeschenk in Riga. Es war ein Wagen mit Pferd, bepackt mit weißen kleinen Holzkisten, die von einer feinen Kette auf dem Wagen gehalten wurden. Dazu gehörte ein Kutscher, als russischer Muffik mit rotem Hemde und schwarzen Sammethosen gekleidet, einen russischen Fuhrmannshut auf seinen Flachshaaren. Ich liebte ihn zärtlich und spielte mit ihm, wie mit einer Puppe.

Damit sind, glaube ich, alle meine Erinnerungen aus den 10 Monaten in Riga erschöpft. Im Februar mußte die Rückreise nach

Deutschland angetreten werden. Mein Vater hatte während dieser Zeit Reisen nach Wolmar zur livländischen Synode, nach Mitau zur kurländischen, — nach Dorpat, Reval, St. Petersburg und Moskau gemacht, überall Missionsstunden gehalten und das Interesse für die Mission angeregt. Er war ja selbst der erste, und durch Jahrzehnte der einzige, aus Rußland ausgegangene Missionar (abgesehen von Z a r e m b a in der Basler Mission). Während dieser Reisen hat er eine Menge feste Freundschaften mit Pastoren und gläubigen Männern geknüpft, die er bis an sein Lebensende gepflegt hat. Eine Anzahl von diesen Freunden haben ihm auch immer wieder Mittel zu unserer Erziehung geschickt. Sonst hätten wir im Missionskinderhause in Barmen erzogen werden müssen.

Der Februar, in welchem wir die Rückreise antraten, war ein ganz besonders kalter. Aber die Reise ließ sich nicht aufschieben. So wurden wir denn in unsere wattierten Paletots und Filzstiefel verpackt, in den riesengroßen Wasof der livländischen Diligence verladen, der uns langsam und sicher bis an die Grenze nach Lauroggen brachte. Der aus Riga von den Verwandten mitgegebene Speiseforb enthielt treffliche Dinge, vor allem vorzügliche Speckpiroggen. — In Lauroggen nächtigten wir zum letztenmal auf russischem Boden. Am frühen Morgen, bei strahlend hellem Sonnenschein, fuhren wir im offenen Postschlitten über die Grenze. Ich erinnere mich noch des Momentes, wo wir am Grenzschlagbaum anhielten. Die Pässe waren rasch revidiert, auch wohl das Gepäck, während wir im Zollhause uns aufhalten durften. Dann ging es schnell hinüber zur ersten preußischen Station Laubsergen. Der grimmigen Kälte wegen mußten wir Kinder ganz tief geduckt unten im Stroh des Postschlittens sitzen.

Wahrscheinlich sind wir dann gleich bis nach Barmen gereist. Mein Bruder Josi wurde bald, schon zu Ostern, nach Gütersloh ins Gymnasium gebracht, und da die Eltern sich nicht von ihm trennen wollten, ehe sie Europa verließen, so sind wir bald nach Ostern 1855 alle nach Gütersloh übersiedelt.

IV. Die letzten Monate mit den Eltern.

Ostern bis 8. August 1855.

Josi war in Gütersloh in Pension bei Frau Albertine Richter, kurzweg „Tante Albertine“ von uns genannt. Sie war die Witwe

des ehemaligen zweiten Inspektors am Barmer Missionshause. Ihre Schwägerin, die „Frau Inspektor Richter“, aber auch „Tante Inspektor“ genannt, Witwe des ersten, hochbedeutenden Inspektor Richter im Missionshause zu Barmen, lebte auch in Gütersloh. Jede von ihnen hatte zwei Söhne, die später unsere guten Freunde und Kameraden waren. Tante Albertine hatte die beiden Söhne Albert (eben noch Professor am Gymnasium in Wandsbeck), und Wilhelm, auch „Spiz“ genannt; beides sehr liebe gute Jungen. Wilhelm starb als Schüler am Typhus, der erste Mensch, den ich auf dem Sterbebette gesehen und dessen Beerdigung ich beigewohnt habe. Beides von unauslöschlichem Eindruck auf mich. — Auch die beiden Söhne der Frau Inspektor Richter, Karl und Willy, waren kreuzbrave, gute Jungen. — Tante Albertine war die verkörperte Güte und Liebe; eine kleine, immer freundlich und liebevoll dreinschauende Frau. Man konnte gar nicht anders, als sie lieb haben. Bei ihr blieben nun auch die Eltern mit uns zunächst in Pension. Es waren ja nur noch wenige Monate bis zu ihrer Rückkehr nach Afrika, und da lohnte es sich nicht, in eigener Wohnung eine eigene Wirtschaft einzurichten. Des Hauses, in welchem Tante Albertine und wir bei ihr wohnten, entsinne ich mich noch bis in die Einzelheiten, auch noch aus jener Zeit; später sind wir ja noch oft bei ihr im Hause gewesen.

Nun kam aber die Zeit heran, wo die Eltern es uns sagen mußten, daß die Trennung bevorstand. Was mögen sie vorher selbst durchgekämpft haben, bis sie sich fest und stark genug fühlten, es uns zu sagen. Ich entsinne mich jenes Morgens noch auf das genaueste. Noch war ich nicht ganz 7 Jahre alt. Es war am Morgen, als ich aufwachte und meine Mutter mich ankleiden wollte. Noch stand ich im langen Nachthemde im Bettchen (mit einem Gitter), sie stand daneben und sagte mir, daß sie nun bald nach Afrika zurückkehren werde mit Vater und Gita, und daß wir drei Jungen in Deutschland bleiben würden. Ich empfinde eben noch den furchtbaren körperlichen und seelischen Schmerz, den diese Worte mir machten. Ich hatte die Empfindung, als stände mir das Herz und der Atem still von einem ungeheuren, unfaßbaren Weh. Starr sah ich wohl eine Minute lang meine Mutter an, — dann schrie ich laut auf, schlang krampfhaft weinend meine Arme um ihren Hals und klammerte mich an sie, als ob ich sie nie, nie mehr loslassen wollte, — barg mein Gesicht an ihre Brust und weinte strömende Tränen mit herzbrechendem Schluchzen. Sprechen konnte ich kein einziges Wort. — Noch

eben kommen mir die Tränen, so oft ich an jenes erste, große, heiße Weh meines Kinderherzens zurückdenke. — Meine Mutter drückte mich an sich, selbst nicht imstande zu sprechen. Auch ihr werden wohl die Tränen geflossen sein, während sie mich still streichelte und liebte, bis ich stiller wurde. Ich weiß, daß sie später anderen gesagt hat, es sei für sie selbst eine Stunde des Sterbens und Herzbrechens gewesen. Das Schwerste im Leben der Missionare, — das größte Opfer, das sie Gott bringen für sein Werk, größer, bitterer und schwerer als alle Entbehrungen.

Aber Kinder sind Kinder! Während meine Mutter zweifellos täglich etwas von diesem Weh der Trennung durchkostet hat, lebten und spielten wir Kinder bald wieder fröhlich im Genuß des Augenblickes; — und ich kann mich nicht erinnern, daß ich vor der wirklichen Trennung im August noch einmal etwas derartiges innerlich durchlebt hätte.

Unterdessen waren die Eltern, ohne daß wir davon etwas ahnten, in großen Sorgen darüber, wo sie uns zurücklassen sollten. In Barmen war freilich neben dem Missionshause die Gründung und Erbauung eines Missionskinderhauses beschlossen und schon unternommen worden. Im Frühling 1855 war das Fundament gelegt worden. Auch wir drei Jungen hatten als Missionarskinder beim Legen des Grundsteines im Zuge mitziehen und beim Legen des Ecksteines einen Spruch mit drei Hammerschlägen auf den Stein aussagen müssen. Mein Spruch war der: „Wer ein Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf, und wer mich aufnimmt, der nimmt den auf, der mich gesandt hat.“ Ich erinnere mich des Lernens und Aussagens dieses Spruches noch sehr genau; es war mir sehr feierlich dabei zu Mute. — Aber dieses Kinderhaus war noch im Bau begriffen und konnte schwerlich vor dem Jahre 1856 eröffnet werden. Es war ein Glück, daß wir nicht hineinkamen, — es hat sich nicht bewährt und ist später eingegangen. Man hat dann ein Mädchenpensionat in Stellenbosch bei der Kapstadt gegründet, mit einer höheren Töchterschule verbunden und von einer Hausmutter geleitet. So brauchten die Töchter doch nicht so weit fort von den Eltern gebracht zu werden und die Eltern konnten verhältnismäßig häufiger mit ihnen zusammenkommen, so daß sie sich ihnen nicht entfremdeten. Dieses Pensionat steht noch eben in hoher Blüte. — Die Söhne kommen freilich noch immer nach Deutschland, wenn sie nicht völlig englisiert werden sollen, in die „Alum-

nate“ in Mörs und in Gütersloh, von welchen das in Mörs an dem Hausvater Huyssen einen geradezu idealen Erzieher voll Liebe für die Kinder besitzt. Für uns kam das noch im Bau begriffene Kinderhaus nicht in Betracht. — Warum wir nicht zu Tante Albertine nach Gütersloh kamen, wo Josi blieb, weiß ich nicht; es müssen sehr triftige Gründe es verhindert haben. Vielleicht war es die Geldfrage! Tante Albertine war ja selbst ganz mittellos und mußte sich mit ihren beiden Söhnen durch das Halten von Pensionären ernähren. Von Josi nahm sie schon ein ganz geringes Kostgeld, 90 Taler im Jahre, inklusive sämtlicher Ferien. Und meine Eltern ihrerseits konnten ja auch nur sehr wenig zahlen, da der ganze Gehalt 600 Taler betrug, wobei das Leben in Afrika teuer ist, weil die weite Versendung die Preise der einfachsten Lebensbedürfnisse (Kleidung usw.) ungeheuer erhöhte.

Da wurde mein Vater, der in der Sommerzeit fast wöchentlich auf einem Missionsfeste zu predigen hatte, oft auf zweien und dreien in der Woche, zu dem großen Landesmissionsfest des Fürstentums Lippe-Deimold in Lemgo eingeladen. Es war im Juli; etwa um den 20. Dieses Missionsfest wurde von weit und breit von Missionsfreunden besucht, — zumal in jenem Jahre, da mein Vater im ganzen Lande (Ravensberg, Lippe und weit darüber hinaus) wohl einer der gefeiertsten Prediger war. Auch aus Bielefeld hatten sich Missionsfreunde aufgemacht. Auf einem langen Bauernleitwagen, der wohl zwölf bis sechzehn Menschen faßte (so bin ich mit Schulkameraden später von Gütersloh aus zum Ravensberger Landesmissionsfest nach Bünde gefahren), fuhr man nach Lemgo zum Feste. Eisenbahnen gab es damals noch nicht im lippeschen Lande. Am Abend mußte mein Vater über Bielefeld zurück nach Gütersloh fahren. Die Bielefelder Missionsfreunde luden ihn ein, mit ihnen zu fahren. Während der Fahrt kam die Rede auf seine bald bevorstehende Abreise, den Abschied von den Kindern und die große Sorge, daß noch kein Haus für zwei der Söhne gefunden sei. Unter den Mitfahrenden war auch eine damals 36jährige Dame — Fräulein Mally (Annie) Schreiber —, der diese Worte zu Herzen gingen, so daß sie während der ganzen Fahrt die Frage bewegte, ob sie uns nicht aufnehmen müsse. In Bielefeld angekommen, trat sie an Vater heran und sagte ihm, daß sie im Namen Gottes bereit sei, uns aufzunehmen, und zwar den einen ganz unentgeltlich und den andern für 90 Taler im Jahre inklusive Ferienzeit. Man kann sich denken,

welch einen tiefen Eindruck dieses mit so viel Freundlichkeit und Liebe gemachte Angebot auf meinen Vater machte. — Nach einer kurzen Unterredung nahm er vorläufig — vorbehältlich einer Besprechung mit Mutter — das Anerbieten mit großem Dank gegen Gott an. „Lante Mally“, so nenne ich sie nun fortan, hatte ihm gesagt, daß auch sie erst noch die Zustimmung der Vormünder ihrer Neffen und Nichten einholen müsse, da sie dieselben im Hause ihres verstorbenen Bruders, des Rechtsanwaltes Karl Schreiber, erzog. Derselbe hatte, nach dem Tode seiner Frau, seine Schwester Mally als Erzieherin seiner Kinder ins Haus genommen. Es waren drei Söhne und zwei Töchter: Bernhard, Karl, August, Marie und Anna. Von seiner Frau her hatte Rechtsanwalt Schreiber eine Apotheke geerbt, welche der älteste Sohn Bernhard einmal übernehmen sollte. Er studierte damals (1855) die Pharmazie und sollte nach zwei Jahren, im Herbst 1857, die Apotheke antreten. Der zweite Sohn Karl war auch Student; er studierte Jura in Halle. Der dritte Sohn August besuchte das Gymnasium im Gütersloh; er wollte Theologie studieren. — Die ältere Tochter Marie, etwa 22 Jahre alt, war zu Hause, und die jüngere Schwester Anna, 19 Jahre alt, befand sich wegen einer Lähmung durch ein Rückenmarkleiden in einer orthopädischen Anstalt, kam aber bald hernach von dort zurück, da sie kaum etwas Hilfe gefunden hatte. „Lante Mally“ stand dem ganzen Hause vor und konnte natürlich uns nur mit Zustimmung der Vormünder aufnehmen. Diese Zustimmung wurde ihr sogleich erteilt. Sie war eine kleine Frau, hinkte s t a r k, da der linke Fuß durch ein Hüftleiden bedeutend verkürzt war. Ihre schwarzen Haare trug sie ganz glatt anliegend, an den Schläfen heruntergekämmt und dann hinter die Ohren zurückgestrichen, in der Mitte gescheitelt. Sie konnte sehr freundlich aussehen, — in der Regel hatte aber ihr Gesicht einen ernsten, fast strengen Ausdruck, besonders der fest geschlossene Mund mit einem starken, etwas spitzem Kinn darunter.

Da sie schon seit einer Anzahl von Jahren ihrem Bruder in der Erziehung seiner Kinder beigegeben hatte, mußten meine Eltern voraussetzen, daß sie eine erfahrene, gute Erzieherin sei, — und ihr freundliches, wahrhaft nobles Anerbieten konnte ihnen nur das Vertrauen geben, daß wir mit Liebe würden aufgenommen und erzogen werden. Dazu kam, daß Lante Mally eine entschieden gläubige Christin war.

So griffen sie denn zu, — und ich bin auch noch heute davon tief

überzeugt, daß sie recht gehandelt haben, und daß es Gottes Fügung gewesen ist. Besonders wertvoll muß es auch für meine Eltern gewesen sein, daß Tante Mally die Absicht hatte, im Herbst 1857, also nach zwei Jahren, ganz nach Gütersloh überzusiedeln und sich dort eine Knabenpension anzulegen, sobald ihr ältester Neffe Bernhard seine Apotheke antreten würde, welche bis dahin von Tante Mallys jüngerem Bruder Julius, einem freundlichen, netten Manne, verwaltet wurde. — So war denn nun diese große Sorge unseren Eltern vom Herzen genommen und sie konnten sich zur nahen Abreise rüsten. Wir Kinder lebten harmlos in den Tag hinein.

So kam der 8. August 1855 heran, der zur Abreise unserer Eltern nach Holland und zum Abschiede festgesetzte Tag. Sie wollten Hugo und mich selbst nach Bielefeld zu Tante Mally bringen und von dort die Weiterreise fortsetzen. So brachen wir alle aus Gütersloh, auch Bruder Josi, auf, etwa um den 6. August. Am 7. August wurde Josi's Geburtstag in Bielefeld gefeiert. In der darauffolgenden Nacht um halb vier Uhr morgens ging der Zug ab, mit dem unsere lieben Eltern abreisen sollten. Am Abend des 7. August saßen wir mit ihnen im großen Saale der Schreiberschen Apotheke, die am großen Markte gelegen war. Außer Tante Mally waren noch andere Freunde — ich glaube, Tante Albertine Richter und ihre Schwägerin, Frau Inspektor Richter, und andere da. Wir Kinder saßen mit den Eltern zusammen auf dem großen, alten Sofa, dicht an sie geschmiegt; der Trennungsschmerz begann mit ganzer Kraft sich geltend zu machen. Und doch war es kein Weinen und Schluchzen, sondern ein tiefes, stilles, trostloses Weh, das unsere Herzen erfüllte. Wir suchten uns so eng als nur möglich an unsere lieben Eltern zu schmiegen und hörten so den Gesprächen, dem Lesen der Bibel und den Gesängen zu, aus denen die Eltern sich Kraft suchten für ihr Leid. Wir selbst verstanden nicht viel davon, außer einigen Liedern. Allmählich wurden wir müde vor Traurigkeit und Herzeleid, — der Schlaf legte sich auf unsere Augen. Schwester Gita, fünf Jahre alt, war schon lange eingeschlafen; um neun Uhr mußte man die eigentliche Abschiedsandacht halten, wobei wir mit den Eltern niederknieten beim Gebet, still weinend. Dann legte man uns im Nebenzimmer angekleidet auf die Betten, und bald schliefen wir ein, noch als Letztes die Töne eines neu angestimmten Liedes hörend. Unsere Eltern und die Freunde blieben auf bis zur Abschiedsstunde. Gegen halb drei Uhr wurden wir geweckt. Die Kutsche, welche unsere Eltern

zum Bahnhof bringen sollte, war vorgefahren. Wir standen verschlafen auf, — aber plötzlich wurden wir tagwach, als uns klar wurde, daß der Abschied da sei. Noch einmal beteten unsere Eltern mit uns und segneten uns, dann brach der Schmerz bei uns mit aller Gewalt hervor unter heißem, stillem Weinen, ohne laute Töne, aber fest an die Eltern geklammert. Auf ihr liebevolles Zureden ließen wir sie los, so daß sie sich ankleiden und Gita einhüllen konnten. Dann ging es die Treppe hinab an die Haustür, in die finstere Nacht hinaus. Noch ein letztes Umarmen, dann stiegen sie ein, und während die Pferde anzogen, tönte noch durch unser Weinen ein letzter Abschiedsruf: „Good bye!“ und der Wagen rollte davon. Freundlich und sanft leitete man uns drei Kinder ins Haus zurück, kleidete uns aus und legte uns, einen jeden in sein Bett. Aber kaum waren sie hinausgegangen, die uns zu Bette gebracht hatten, so krochen wir alle drei in ein Bett zusammen, umschlangen uns gegenseitig so fest wir nur konnten mit den Armen — ich als der Kleinste in der Mitte — und dann weinten und schluchzten wir leise, ohne ein Wort zu sprechen, so lange, bis wir mit tränennassen Gesichtern fest eingeschlafen waren. So schliefen wir bis in den hellen Morgen hinein, um dann tieftraurig aufzuwachen und immerfort an unsere teuren davoneilenden Eltern zu denken. Wie fehlte uns, unter v ö l l i g fremden Menschen, ihr Morgengruß! Da war keiner, der uns ganz verstanden hätte oder dem wir auch nur einen Blick in unser Herz hätten geben oder dem wir auch nur e i n Wort hätten sagen mögen von dem, was wir empfanden. — Und dann kam am Tage darauf noch ein Abschied. Bruder Josi mußte wieder nach Gütersloh fahren, um in die Schule zu gehen. War es auch nur eine Fahrt von einer halben Stunde, so wußten wir doch, daß wir einander nur selten, in den Ferien, sehen würden. Und nun blieben Hugo und ich ganz allein im ganz fremden Hause mit ganz fremden Menschen. —

So oft eins von meinen Kindern oder Großkindern sieben Jahre alt geworden ist, so habe ich wieder mich ganz hineinversetzt gefühlt in das damals Erlebte. Aber eins ist mir dabei wohl klar geworden, nämlich, daß mit B e w u ß t s e i n die Eltern unendlich viel mehr an Schmerz empfinden bei solch einer Trennung. Sie leiden nicht nur den e i g e n e n Schmerz, sondern auch den ihrer Kinder mit; — aber den größeren V e r l u s t erleiden doch die Kinder, freilich ohne es zu wissen. Mit dem Verlust der Elternliebe und ihres Einflusses auf ihr Leben wird ihnen das Größte, Beste und Heiligste

genommen, was ein Kind besitzt auf Erden. Der festeste Halt und Stütze fehlt forthin in ihrem Leben, besonders im Kampf gegen die Sünde, — der Trost in allen kleinen Traurigkeiten oder großen Kummernissen. Ein Kind versteht es noch nicht, in so jungen Jahren sein Herz im Gebete vor Gott auszuschütten oder aus seinem Worte Kraft zu suchen. Es steht in Wirklichkeit viel vereinsamter da als ein Erwachsener. Hat ein von den Eltern getrenntes Kind Erzieher, welche ein Verstandnis für seine kleine hilflose Seele haben und reich an Liebe sind, so können sie ihm ja viel ersetzen von dem, was es an seinen Eltern hatte. Sind die Erzieher aber ohne Verstandnis für ein Kindergemüt, — fehlt ihnen die Liebe, welche Geduld gibt, — verwechseln sie Ernst und Strenge, — so ist solch ein armes Kind in seiner Unselbständigkeit wie ausgeliefert in rauhe Hände. Man meint es wohl ehrlich und gut mit dem Kinde, aber man faßt es ungeschickt an, wie etwa ein Knabe ein aus dem Nest gefallenes Vögelnchen aufhebt, mit der besten Absicht, es zu hegen und zu pflegen, aber unversehens mit seinen harten Fingern es tod-drückt oder zum Krüppel macht. Allmählich kann auch der Schmerz der Kinde r Seele heißer werden als der Schmerz der Eltern, welche in einem reichen Berufsleben ein Gegengewicht gegen die Schmerzempfindung haben. Erst wenn das Kind zu einer selbständigen Persönlichkeit sich entwickelt, ein eigenes Gebetsleben zu führen anfängt, echte Freundschaft findet und zu einem bewußten Arbeitsleben mit klaren Zielen fürs Leben heranreift, — dann kann der Schade, den das Getrenntsein von den Eltern für das kleinere Kind bringt, einigermaßen ausgeglichen werden und es bleibt mehr der bewußte Schmerz des Vermissens und Entbehrens im Vordergrunde.

Zweites Kapitel.

Fünf Jahre Kinderleben ohne Eltern.

8. August 1855 bis 6. Juli 1860.

I. Bielefeld. August 1855 bis September 1857.

a) Außerer Lebensrahmen.

Das Haus, in welchem Hugo und ich lebten, war am großen Markt belegen, gegenüber dem Rathause, einem alten, massiven, wenig schönen Sandsteinbau. Es war die Schreibersche Apotheke, ein sehr altes, massives Steinhaus mit der Giebelfront dem Markte zugekehrt, mit der einen Längsseite an einer engen Gasse sich hinziehend. Im Vorderhause unten die Apotheke, oben drüber der große Saal und ein Gastzimmer. Zwei Treppen hoch im Giebel die Stübchen für Provisor und Leiter der Apotheke. Im Hinterhause, unten ein Speisezimmer, klein, eng, aber sehr gemütlich. Im oberen Stock, nach hinten zu, Bohn- und Schlafräume, letztere um fünf bis sechs Stufen höher; ein Korridor, in welchem unsere Kommode stand, deren oberste Schublade unsere Schulbücher aufnahm. — Das alte Haus ist bald nach unserer Übersiedelung nach Gütersloh „modernisiert“ worden. Es bekam eine Sandsteinfront, verlor seinen hohen Giebel und erhielt statt dessen einen Balkon mit einem Adler davor. Von da an hieß das Haus: „Die Adler-Apotheke“. Betreten hab' ich's nicht mehr in seiner neuen Gestalt. Mir war es dadurch fremd geworden, zumal fremde Menschen drin hausten. In meiner Erinnerung „lebt“ es noch als das alte Haus. Dahinter lag ein Hof mit einem kleinen Gärtchen, der Spielplatz für uns Kinder. Dadurch sind wir von der Straße ferngehalten. Und hinter dem Garten lag ein Hinterhaus, eine Art alter Speicher, in dessen dunkeln Räumen wir manchemal Versteck gespielt haben. Interessanter war uns aber doch der kleine Garten, besonders als dort ein junger Fuchs an einer langen Kette seinen Aufenthalt hatte.

Er hatte sich eine tiefe Höhle unter dem Gartenhäuschen gegraben, in der er hauste. Ungeheuer spaßhaft war es uns, ihn aus einem Versteck zu beobachten, wie er die Hühner unseres Nachbarn, des Juden Meyersohn, fing. Er legte Brocken von seinen Kartoffeln zerstreut hin, so weit seine Kette reichte, dann zog er sich in seine Höhle zurück, bis zu deren Eingang die Kartoffelstücke lagen und wartete, scheinbar schlafend, mit blinzeln den Augen, bis die dummen Hühner (welche täglich unseren Garten besuchten), die Kartoffeln aufspießend, immer näher kamen. Plötzlich, mit einem Satz war er heraus und hatte meist ein armes Hühnchen erwischt, dem er lautlos den Garauß machte.

Doch wichtiger als das alte Haus waren für uns die Menschen, mit denen wir fortan zu leben hatten. — Es ist kein Zweifel, Tante Mally Schreiber war die Hauptperson des Hauses. Sie leitete das ganze Hauswesen. Ihr Bruder Karl, der die Apotheke von seiner früh gestorbenen Frau geerbt hatte, war Jurist und Staatsanwalt. Er war vor kurzem gestorben und hatte testamentarisch seine Schwester Mally mit der Leitung des ganzen Hauses betraut, bis der älteste Sohn Bernhard die Apotheke übernehmen konnte. Das sollte im Herbst 1857 der Fall sein. Tante Mally war damals 36 Jahre alt, eine wirklich aufrichtige Christin, aber als Erzieherin so kleiner Jungen, wie wir waren, ganz ungeschickt. Die Kinder ihres Bruders waren alle schon nahezu erwachsen. Dazu ist es viel leichter, im I m p u l s christlicher L i e b e und B a r m h e r z i g k e i t ein Kind oder ein paar a u f z u n e h m e n, als sie nachher jahraus, jahrein in G e d u l d und V e r s t ä n d n i s z u t r a g e n mit ihren Fehlern und Sünden. Wie oft reißt uns bei f r e m d e n Kindern die G e d u l d, die wir eigenem Fleisch und Blut wohl erzeigen! Wir müssen daher uns hüten, die Erzieher, welche f r e m d e Kinder zu erziehen haben (Pflegereltern, Waisenhaus- und Rettungshauseltern) zu richten, wenn sie hart erscheinen, oder auch wirklich in manchen Fällen hart und ungeduldig sind. Es fehlt ihnen die große Unterstützung der natürlich-menschlichen Liebe für ihr Werk. Dazu war Tante Mally kränklich und trug gewiß nicht leicht an ihrem körperlichen Gebrechen.

Die Leitung der Apotheke lag in den Händen ihres jüngsten Bruders, Julius Schreiber, eines freundlichen, heiteren Mannes von zirka 28 bis 30 Jahren. Wir haben nie ein unfreundliches Wort von ihm gehört. — Die älteste Tochter im Hause, Marie Schreiber, war damals 22 Jahre alt, ein gutes, freundliches Menschenkind.

Sie war aber viel aus dem Hause auf Besuch. — Als ein Engel kam ins Haus ihre jüngere Schwester Anna, die eine der lieblichsten Erinnerungen meines ganzen Lebens ist. Als dreizehnjähriges Mädchen hatte sie zu ihrem Geburtstage Freundinnen eingeladen, mit denen sie im Garten spielte. Sie selbst, die lebhafteste von allen, war ausgelassen wild und in einem Lauffpiel war sie, verfolgt von einer Gespielin, auf eine Gartenbank gesprungen, von da auf den Gartentisch, der aus einer schweren runden Tischplatte auf einem Mittelstupe bestand. Die Tischplatte stürzte vom Tischstupe, Anna fiel so unglücklich, daß der Tischrand ihren Rückgrat beschädigte. In ihrer Lebendigkeit hatte sie es erst nicht beachtet, aber bald traten Lähmungserscheinungen in den Beinen ein. Alle Ärzte und orthopädische Anstalten haben ihr nichts genügt; das Resultat war völlige Lähmung der Beine. Und allmählich bildeten sich sieben Wunden an ihrem Körper, die nie mehr heilten. In dieser schweren Schule Gottes war sie wunderbar gereift. Als sie anfangs des Jahres 1857 in das alte Elternhaus heimkehrte, war es mir, als käme ein heller Sonnenschein ins Haus. Und so oft ich das Wort der Apostelgeschichte gelesen habe von Stephanus, als er vor dem hohen Rat stand: „Sie sahen aber sein Angesicht als eines Engels Angesicht“, da habe ich je d e s m a l an meine geliebte Pflegeschwester Anna (denn so stellte sie sich gleich zu uns) denken müssen. — Nie habe ich einen Seufzer über ihre Leiden gehört, nie ihr abgekehrtes, bleiches Gesicht anders gesehen, als mit überirdischem Glanze der Freundlichkeit und Liebe bedeckt. Ich habe sie geliebt, wie ein junges Kinderherz nur lieben kann, und bewahre ihr bis zu diesem Tage tiefe Dankbarkeit für ihre Liebe und Freundlichkeit, die sie mir, dem ganz fremden Eindringling in ihrer Eltern Haus, erwiesen hat. Anna ist wohl je d e m Menschen, der mit ihr in Berührung trat, ein Segen geworden. — Dabei war sie ein hochbegabtes Geschöpf. Sie hatte Latein und Griechisch gelernt und las ihr Testament täglich im Grundtext. — Sie hat noch ungefähr 13 bis 14 Jahre gelebt und starb, als ich schon in Rußland lebte. Als alle Menschen meinten, aus mir werde nie ein brauchbarer Mensch werden, da hat Anna immer festgehalten daran, der Herr Jesus werde mich noch in seinem Reiche brauchen: „Die Liebe hofft alles!“ In ihr hatte die Liebe Jesu Gestalt gewonnen. — Die Brüder Karl Schreiber, damals Student, Jurist, und August Schreiber, damals Gymnasiast in Gütersloh, etwa Obersekundaner, spielen in meiner Bielefelder Erinnerung kaum eine Rolle. Karl war ein

fröhlicher Mensch, der mit uns scherzte und Weihnachtslieder sang. Mehr weiß ich von ihm nicht. August tritt erst in Gütersloh in meine Erinnerung.

Mit Bruder Hugo und mir zusammen wurde eine Nichte von Lante Mally im Hause erzogen, Mariechen (Mimi) Clostermeyer, ein Jahr älter als Hugo, Tochter des Doktor Clostermeyer und einer Schwester von Lante Mally, in Bad Deynhausfen. Mimi war ein kleines, dickes Mädchen, mit der wir uns ganz gut vertrugen, ohne aber Freundschaft zu schließen.

Von andern Hausgenossen erinnere ich mich nur eines Provisors Horn. Er war ein gutmütiger Mensch, der uns Jungen manchmal in sein Stübchen rief, wo er uns „Studentenfutter“ präparierte und in Tüten schenkte. Das waren feingeschnittene Mandeln, gemischt mit Rosinen und bestreut mit Zucker und Zimmt. Wir liebten ihn sehr wegen dieser Leckerei. Unsere Achtung stieg aber hoch, als er uns ein oder zweimal in eine Konditorei brachte (freilich eigentlich ein verbotener Weg) und uns Baisers ansetzte. Die sind seitdem der Inbegriff des allerhöchsten Genusses für meine Jugendzeit geblieben, aber freilich rein ideal; denn seit jenem Besuch der Konditorei mit Provisor Horn habe ich sie nie mehr zu essen bekommen, bis ich nach Rußland kam. Nur einmal hörte ich durch einen Bruder von Mimi Clostermeyer, daß es einen noch schöneren Genuß gäbe, nämlich süßes Eis. Das aßen Badegäste in Deynhausfen in einer Konditorei neben dem Clostermeyerschen Hause. Die Konditorei hieß „Der Trichter“. Als ich später in den Ferien manchesmal nach Deynhausfen kam, da erschien mir der „Trichter“ wegen des darin fabrizierten geheimnisvollen süßen Eises wie eine Art Feenpalast. Daß ich je im Leben selbst einmal süßes Eis essen würde, erschien mir aber ebenso undenkbar, wie eine Begegnung mit Feen und Zauberern.

Die Eltern von Lante Mally lebten noch und zwar in Bad Deynhausfen, wo sie ein eigenes, nettes Haus besaßen, „Schreibersruh“ genannt. Ihr Vater war früher Pastor im Dorf Rehme, zirka 30 Minuten von Bad Deynhausfen, gewesen, aber nun schon lange emeritiert. Als ich ihn zum ersten Male sah, war er gegen 84 Jahre alt, aber ganz kindisch. Es machte auf mich damals einen tiefen Eindruck, einen alten Mann in solchem Zustande zu sehen. Ich weiß nur, daß der alte Herr mir tief leid tat.

Die Ferienbesuche in Deynhausfen, in Schreibersruh, waren uns beiden Jungen immer eine große Freude. Wieviel Neues gab es da

zu sehen! Da waren die großen Salinen, riesig hohe Gerüste von Schwarzdornstrauchwerk, wohl 30 Fuß hoch, oder mehr, jede Saline 200 Fuß lang, vielleicht auch mehr. Durch sie tropfte das aus der Tiefe der Erde erbohrte Salzwasser, das mittelst Pumpenwerk auf die Höhe der Salinen gehoben war und dort in Rinnen fließend sich über das gesamte Strauchwerk der Saline verteilte. Die unreinen Teile des Salzwassers blieben an den Tausenden und Abertausenden von kleinen Zweigen des Strauchwerks haften, so daß das Wasser unten gereinigt sich sammelte, während die Zweige allmählich mit einer immer dickeren Salzsteinkruste bedeckt wurden. Dann gab es namentlich in den Osterferien Fischfang in der Werre, einem kleinen Nebenflüßchen der Weser. Wir durften angeln, und wenn wir Fische gefangen hatten (es waren meist kleine Dinger), dann erlaubte Tante Hulda Schreiber uns, die Fische selbst in der Küche zu braten und zu verzehren. Da es in Bielefeld und Gütersloh nie Fische gab, so erschien uns solch eine kleine Fischmahlzeit als ein ganz wunderbarer Genuß.

Über eine ganz besondere Freude war es, wenn wir aus Deynhausen (auch in all den folgenden Jahren) in die verschiedenen Pastorate der Umgegend zu Fuß wandern durften. Am schönsten, wenn es in den Herbstferien war, zur Zeit der Obstreise. — Da ging es zunächst nach Holtrup, einem ganz kleinen Dörfchen am rechten (jenseitigen) Ufer der Weser, gelegen auf einem Hügelzuge, ganz versteckt in alten Linden und Obstbäumen. Nur der niedrige rote Ziegelturm des kleinen einzigen Kirchleins ragte aus den Bäumen empor. Durch üppige Felder führte ein Fußpfad in etwa einer Stunde von Deynhausen zur Weser hinab, oberhalb der mächtigen steinernen Eisenbahnbrücke der damals „Röln—Mindener“ Eisenbahn. Drüben, jenseits des — nach kindlichem Augenmaß — mächtig breiten Weserstromes lag die kleine Hütte des Fährmanns, unter alten Weidenbäumen. Man rief über den Strom: „haal üwer!“ bis der alte Fährmann sich zeigte, den breiten, flachen Kahn löste und mit der mächtig langen Fahrstange das Boot herübertrieb, nicht rudern, sondern nur stoßend. Mit ängstlich klopfendem Herzen vertrauten wir uns dem Rachen an, bis wir uns bald an diese Fahrten gewöhnten. Wie oft bin ich in den Jahren bis 1867 so hinübergefahren! Drüben führte der schmale, recht primitive Dorfweg den Hügelabhang hinauf zum niedrigen Pastoratshäuschen, in dem der alte Pastor Gödker, Tante Mallys Schwager, mit seiner Frau, einer bedeutend älteren Schwester von

Lante Mally, wohnte. Er war ein hochgewachsener, sehr magerer Mann, mit hochragendem „Vatermörderkragen“, der bis zu den halben Wangen reichte, dünnem dunkelblondem Haar, immer etwas trübe dreinschauend. Vielleicht waren wir mit gutem Appetit begabten Jungen ihm ein Schrecken an seinem kärglichen Tische. Denn sehr knapp müssen sie es gehabt haben! Das Haus war sehr einfach eingerichtet, und jetzt in der Erinnerung tritt es mir erst ganz ins Bewußtsein, wie einfach alles war. Holzstühle, ein alter, ganz schlichter Speisetisch, das war das Mobiliar der „guten Stube“. Der alte Pastor Göcker soll mir nicht günstig gesinnt gewesen sein und mich für einen „triefäugigen Bengel“ erklärt haben, aus dem nie ein ordentlicher Mensch werden könne. So hat mir sein Sohn Eduard nach vielen Jahren als Schulkamerad nach einer Prügelei, in die wir gerieten, anvertraut. Dem alten Pastor muß ich die Ehre erweisen zu erklären, daß er mich nie seinen Groll hat spüren lassen. Seine Frau, Lante Zulchen, war ein herzensgutes, immer freundliches, wohlwollendes Menschenkind, ein Sonnenschein im Hause. So fühlten wir uns auch immer glücklich im Pastorat Holtrup. Mit den beiden Söhnen Karl und Eduard schlossen wir Freundschaft und den Höhepunkt erreichte Holtrups Schönheit, wenn im Herbst die Zwetschgen reif waren. Der weite grüne Rasenplatz hinter dem Hause war bedeckt mit Pflaumenbäumen und wir durften die abgefallenen auf sammeln und essen, — ja wohl zuweilen einen Baum etwas schütteln, so daß die süßen blauen Pflaumen nur herabregneten. Holtrups Herrlichkeit stieg in späteren Jahren zu noch größerer Klarheit, als wir in Gütersloh lebten. Dann erschien in jedem Herbst um die Martinizeit oder etwas später, wenn es schon kalt wurde, eine Holtruper Gans bei Lante Mally. Kamen wir aus der Schule nach Hause, von der Gartenseite her (wo der Garten ans freie Feld stieß), so sah man dann eines Tages im Winteranfang neben dem Küchenfenster im Freien verheißungsvoll die feiste, weiße, abgerupfte Gans hängen. Tagelang konnten wir uns an diesem erfreulichen Anblicke weiden. Die B o r freude soll ja immer die schönste Freude sein. Die B o r freude auf den Genuß des Gänsebratens (des einzigen im ganzen Jahre), war jedenfalls s e h r groß. Über den Braten zu essen, war doch noch schöner! Wir waren zwar 15 Menschen, die an der einen Gans uns ergöhten: Lante Mally, zwölf Pensionäre (zeitweilig auch dreizehn) und zwei Mägde. So gab's kleine Stückchen Gänsebraten, unter denen am wenigsten beliebt der „Stüüt“ war,

d. h. die äußerste Schwanzspitze, die eigentlich nur aus Fett besteht. Wer beim zweiten Herumreichen des Bratens den „Stüüt“ bekam, fühlte sich nicht hochbeglückt. — Aber die reichlich, wenn auch etwas dünn präparierte Sauce hatte richtigen Bratengeschmack, mit welchem man zahllose Kartoffeln würzen konnte. Apfel, in der Gans gebacken, gab es auch, und so kam uns dieser Mittag doch immer wie eine Göttermahlzeit vor. Und all dieses Glück verdankten wir Holtrup!

Aber noch viel schönere Erinnerungen als an Holtrup knüpften sich an Baldorf, das etwa 1½ Stunden von Deynhauscn gelegen war, in Ausläufern des Wesergebirges versteckt. Das Pastorat, wo Pastor Karl Kuhlo mit seiner Frau und Kindern (der älteste Daniel war ca. 4—5 Jahre jünger als ich) lebte, war von der Kirche 20 Minuten Weges entfernt auf einem schönen Waldwege. Es waren prächtige, herzensgute Menschen, diese lieben guten Kuhlos. Während wir nach Holtrup am Morgen kamen und am Abend immer wieder fortgingen, durften wir in Baldorf viele Tage bleiben. Offenbar war Baldorf (auf der linken Seite der Weser gelegen und zum Ravensberger Lande gehörig) materiell viel besser dotiert als Holtrup. Das Haus war ein ganz stattlicher Steinbau, hoch, geräumig. Oben im Giebelzimmer schliefen wir Jungen, mit dem Blick auf die Berge und den Wald. — Ein schlimmes Zeichen meiner damals durchaus materialistischen Lebensauffassung ist es, daß von allem Schönen in Baldorf das Schönste war ein Birnenbaum neben dem Hause, mit kleinen grünen Butterbirnen, so süß und so saftig, daß es mir in der Erinnerung vorkommen will, als hätte ich nie im Leben schönere Birnen gegessen. Wir durften gelegentlich selbst auf den Baum klettern und nach Herzenslust essen. — Eine der höchsten Ehrungen in meinem ganzen Leben ist mir in Baldorf zuteil geworden mit Bruder Hugo zusammen. Damals waren wir schon am Ende unserer Gymnasialschulzeit in Gütersloh. Etwa 1865 mag es gewesen sein, vielleicht zwei Jahre nachdem unsere Eltern zum zweiten Male von uns Abschied genommen hatten (5. Oktober 1863), um nach Afrika zurückzukehren. Mein Vater hatte damals in den drei Jahren seines Aufenthaltes in Gütersloh überall im ganzen Ravensberger Lande wohl auf allen Missionsfesten gepredigt und war damals vielleicht der populärste Prediger im ganzen Ravensberger Lande. Und das will viel sagen, denn in jener Blütezeit des geistlichen Lebens in der Grafschaft Ravensberg, wie sie aus der großen Erweckungszeit hervorgewachsen war, die vom alten Pastor Volkening

in Föllenberg ihren Ausgang genommen hat, gab es viele bedeutende Pastoren mit weithin bekannten und in der ganzen Grafschaft hochgeehrten Namen. Da waren die beiden Brüder Karl Kuhlo in Baldorf und Eduard Kuhlo in Gohfeld, Siebold in Schildesche, Tellinghaus Vater und Sohn in Wallenbrück, Schmalenbach in Mennighüffen, und über allen noch der alte Volkering in Föllenberg und Braun, der Pastor des Gymnasiums in Gütersloh. Aber noch viele andere bedeutende Pastoren hatte damals das Ravensberger Land. Und doch glaube ich, daß keiner von ihnen mehr Liebe bei den Ravensberger Bauern besaß oder lieber von ihnen gehört wurde als mein Vater. Den Namen „Carl Hugo Hahn“ kannte jeder Ravensberger Bauer ohne Ausnahme.

Nun waren wir, mein Bruder Hugo und ich, wieder mehrere Tage in Baldorf gewesen und sollten an einem Sonntage von der Kirche aus weiter wandern über das Städtchen Blotho an der Weser nach Holtrup zu. — Nach dem Gottesdienst ins Pastorat zurückzukehren zum Mittagessen, das wäre ein großer Umweg gewesen. — So bat Pastor Kuhlo einen reichen Bauer, dessen großer Bauernhof dicht neben der Kirche lag, uns Jungen zum Mittagessen aufzunehmen. „Es sind die Söhne von Hugo Hahn,“ fügte er hinzu. — Mit großer, aber ernstwürdevoller Freundlichkeit wurden wir aufgenommen. Als der Mittagstisch gedeckt war, wurde es uns plötzlich klar, welche unerhörte Ehre uns erwiesen wurde um unseres Vaters willen. Nach uraltem, mehr als 1000jährigem Brauche ist der Ravensberger Bauer mit all seinem ganzen Gesinde zusammen. Nach fester Rangordnung sitzen die Knechte und Mägde, bis zum Schweine- und Gänsehüter hinab, am Tisch mit den Kindern des Bauern zusammen. Sie bilden eine Familie. Aber am oberen Ende des Eßzimmers ist die Diele etwa $\frac{3}{4}$ —1 Fuß erhöht. Dort steht nahe den mit Blumentöpfen geschmückten und mit weißen Gardinen behängten Fenstern ein kleiner Tisch. Auf diesen ist für den Bauer und die Bäuerin allein gedeckt. Nicht einmal ihre eigenen Kinder sitzen mit ihnen an einem Tische, sondern beim Gesinde. Und nun war für uns beide Jungen zwischen Bauer und Bäuerin gedeckt und wir mußten mit ihnen zusammen essen. Einen königlichen Minister würde der niedersächsische Bauer nicht höher ehren können und wollen. Er weiß es, daß seine Väter seit 1000 Jahren und länger auf diesem Hofe gefessen haben, als freie Bauern, die nie hörig gewesen sind. Sie waren die Gefolgsmänner Herzog Wittkinds, dessen Andenken noch eben

im Lande lebt. Sie halten sich für vornehmer als den höchsten Reichsadels, der doch erst aus Mannendienst hervorgewachsen ist, während sie gleichen Adels waren wie Wittekind, freie Männer einer freien Erde. — Wir haben diese Ehre, die uns um unseres Vaters willen erwiesen wurde, hoch geschätzt und nie vergessen.

Wenn wir in Baldorf zum Besuch waren, so gingen wir regelmäßig auch hinüber in die Grafschaft oder Fürstentum Lippe=Detmold, nach „Wüste“. So hieß das etwa eine Stunde von Baldorf gelegene Pastorat. Das Lipper Land ist reformierter Konfession und Pastor Meyer in Wüste war ein strenger Reformierter, ebenso konfessionell, wie die Ravensberger Pastoren konfessionell lutherisch waren. Aber das störte nicht ihre Liebe zueinander. Und namentlich meinen Vater liebte der alte Pastor Meyer mit rührender Anhänglichkeit. Er war ein schon stark ergrauter, über 6 Fuß großer Mann, mit mächtiger, sonorer Stimme, lebhaft gerötetem Angesicht. Seine Frau war eine geborene Bartels aus Gütersloh, beide liebevolle, überaus freundliche, biedere Menschen. Mit ihren beiden Kindern Theodor und Martha, etwas älter als ich, befreundeten wir uns fest. — Der Weg von Baldorf nach Wüste führte an mehreren uralten, großen Bauernhöfen vorüber. Genau auf halbem Wege lag der größte Hof. Mit Ehrfurcht sahen wir ihn jedesmal an, und eine tief eingeprägte Erinnerung blieb es, daß wir einmal von Wüste aus mit Pastor Meyer, Frau und Kindern auf diesen Bauernhof zum Kaffee eingeladen wurden. Was uns den Hof so ehrwürdig machte, das war sein alter Besitzer mit den langen silbernen Haaren, die das treue freundliche Gesicht einrahmten. Er galt weit und breit für den frommsten Christen des Landes. Zu den schlichtesten und demütigsten gehörte er nach dem Eindruck, den er auf die junge Kinderseele machte, ohne Zweifel. Er stand im Rufe, die ganze Bibel vom ersten bis zum letzten Worte durch wiederholtes Lesen auswendig zu kennen, bei Kapitel und Vers. Ich habe leider den Namen des lieben Alten vergessen, — nicht aber die Ehrfurcht, die ich vor ihm hatte. In Wüste war es uns fast noch gemüthlicher und heimischer als in Baldorf, weil Theodor und Martha Meyer uns so gute Kameraden waren. Mit den Baldorfer Kindern konnten wir nichts Rechtes anfangen, denn mit kleineren Kindern richtig zu spielen verstanden wir nicht, wenn wir auch ganz gut mit ihnen auskamen. Aber in Wüste war es fein! Im Waschtrog auf dem Leiche beim Pastorate herumzufahren, mit gleichalterigen Freunden durch Garten und Feld zu streifen, das war

eine Lust. Und dazu waren wir bei allen diesen Besuchen Lante Mallys strengen Augen entgangen und konnten ganz harmlos fröhlich sein!

In unsere Bielefelder zwei Jahre vom August 1855 bis September 1857 gehört noch der Name Schildesche. Das ist ein Dorf, eine Stunde Weges von Bielefeld nach Norden zu. Dort lebten Pastor Siebold und seine Familie, zu denen wir beide (zuweilen mit Lante Mally, meist aber allein) am Sonnabend Nachmittag hin und wieder hinauswandern durften, um bis Sonntag Abend dort zu bleiben. Siebolds waren offenbar vor kurzem erst nach Schildesche gezogen, sie wohnten noch in einem Mietshäuschen, in engen Verhältnissen, zogen aber bald in das zweite Pfarrhaus mit bequemen Räumen und einem weiten, herrlichen Garten. Beide, der Pastor und die Pastorin, habe ich in all den Jahren nicht ein einziges Mal unfreundlich, oder auch nur ärgerlich gesehen. Ihre beiden Söhne Paul und Matthias, fast gleich alt mit uns, waren bald unsere liebsten Freunde, wobei merkwürdigerweise der ältere, Paul (später Pastor in Gütersloh), mit mir, dem jüngeren Bruder, — und Matthias mehr mit Bruder Hugo sich anschlossen. — Es war jedesmal ein Feiertag, wenn es hieß: „Ihr könnt nach Schildesche.“ In der Mitte des Dorfes stand die uralte Kirche, noch zu Wittekinds Zeiten gebaut. Er soll dort auf einem Heereszuge rastend seinen Schild an eine Esche gehängt haben, und daher der Ort seinen Namen erhalten haben. — Als Wittekind Christ wurde, soll er versprochen haben, an dem Orte sein Hoflager zu halten, wo die erste christliche Kirche fertig gebaut sein werde. Alsobald machten sich an drei Orten, in Schildesche, in Engern und in Bünde (ich glaube, das war der dritte Ort), seine Mannen daran, Kirchen zu bauen, — große, mächtige Gebäude. Aber die Mannen von Engern (wo Wittekind bis dahin meist seinen Sitz gehabt hatte), waren die klügsten. Sie bauten eine Kirche ohne Turm und beriefen sich auf des Herzogs Wort, daß er dort wohnen wolle, wo die Kirche fertig sei, vom Turme habe er nicht geredet. Wittekind blieb in Engern. Dort sind noch eben 7 Bauernhöfe, deren Inhaber den Ehrentitel „Sattelmaner“ führen. Die uralten Bauernhöfe im Ravensbergischen haben verschiedene Titel. Die größten Höfe gehören einem „Meier“, die nächstfolgenden einem „Bauern“; bei einer dritten Klasse, die ebenso groß ist, wie die „Bauernhöfe“, führt der Besitzer den Titel: „Colonus“. Diese Höfe sind offenbar von Karl dem Großen seinen fränkischen

Ansiedlern verliehen worden, um in die kompakte Masse der Sachsen andere Elemente zu bringen. „Sattelmeier“ gibt es nur sieben im ganzen Ravensberger Lande. Als Wittelkind einst die Liebe und Anhänglichkeit seiner Mannen erproben wollte, ließ er nach der Sage einen Boten durchs Land reiten mit der Nachricht, der Herzog sei tot. Ihm folgte ein anderer Bote auf dem Fuße, um die Wirkung der Botschaft dem Herzoge zu berichten. Dieser zweite Bote fand sieben Meier, welche sofort, ohne das geringste Zögern, ihre Rosse gesattelt hatten, um zur Leiche des Herzogs zu eilen, die Leichenwache zu übernehmen. Alle übrigen hatten nicht ganz so eilend sich bereitet. Daher erhielten jene sieben den Ehrentitel „Sattelmeier“, den sie bis heute führen. Stirbt ein Sattelmeier, so wird bei seinem Begräbnis noch heute ein gesatteltes Ross hinter seinem Sarge geführt. — Ich glaube, im Volksleben wurzelt kein einziger Herzog oder König so tief, wie Herzog Wittelkind noch heute bei den Nachkommen seiner Mannen. — Und welch ein Licht wirft dieses treue Gedenken auf das Geistesleben dieses Volksstammes der alten Sachsen! Es sind herrliche Menschen.

Keine großen Ereignisse knüpfen sich für uns an Schildesche. Aber unauslöschlich haben sich meiner Seele eingepägt diese sonnigen Tage im lieben Schildeschen Pfarrhause bei Siebolds, — ein Haus, wo alles von Freundlichkeit durchleuchtet war. Viele, viele kleine Einzeltzüge stehen mir noch in der Erinnerung, an sich geringfügig, aber ein Zeichen, wie lieb uns immer die Lage in Schildesche bei Siebolds waren. Natürlich fehlte es auch nicht an kleinen Jungenstreichen. So hatten Paul und Matthias von einem Wetter, Theodor Lohmeyer, Sohn des Organisten und Kantors, erfahren, daß man auf billige Weise rauchen könne, wenn man vom „Reetstod“ (einem sehr schwanken Rohrstod, so dick wie ein kleiner Finger), der zur Erziehung dort zu Lande die Stelle der Birkenrute vertritt, Stüdchen abschneide und anglimme. Der Reetstod ist von lauter feinen Röhrchen durchzogen; so konnte man den Rauch fein einsaugen. Eines Sonntags am Nachmittag wurde der Erzieher des Hauses, Pastor Siebolds Reetstod, aus seiner stillen Ruhe im Winkel des Studierzimmers aufgescheucht und in eine kleine Kammer entführt. Theodor Lohmeyer und der jüngste Sohn des ersten Pastors von Schildesche, Paul Huchzermeyer, beteiligten sich als leitende Geister am Rauchkollegium. Paul und Matthias und auch Bruder Hugo nahmen teil an den

Rauchversuchen, während ich mich mit dem Zuschauen begnügte. Der Sicherheit wegen war die Thür von innen verschlossen, das Fenster aber aufgelassen, um den verrätherischen Rauch hinausziehen zu lassen. Auf den Gedanken kam freilich niemand, daß gerade der von draußen hereindringende Frühlingwind den Rauch durch die Thürigen ins Innere des Hauses treiben konnte. So geschah es. Jemand, der an der Thür vorbeiging, bekam den Brandgeruch in die Nase, versuchte die Thür zu öffnen, um der Ursache des Rauches nachzuforschen. Alle blieben mauschenstill. Draußen wurde es auch still. Im selben Maße wurde es wieder bei uns fröhlicher. Möglich klopf't an die Thür und die tiefe Stimme Pastor Siebolds rief: „Macht auf!“ Im Nu waren Paul Huchzermeyer und Theodor Lohmeyer durchs Fenster verschwunden, aber tief begossen standen wir vier Zurückbleibenden vor dem Pastor. Er war ernst, aber ruhig, nahm seine beiden Zungen an die Hand samt dem verkürzten Keetstoß, der aber noch gerade lang genug war, um seinen Erziehungszwecken dienen zu können. Uns beiden blieb nur der Schreck der Strafe für die Teilnahme am ersten Rauchkollegium. An Lante Mally wurden wir nicht denunziert; der Pastor war sich klar darüber, daß wir beide jedenfalls nicht die Verführer waren, so daß s e i n Haus mehr die Schuld traf.

Die Umgebungen Bielefelds waren uns Kindern lauter liebe Orte: der alte Sparrenberg, dicht über der Stadt, — einst eine alte Burg, damals aber zum Staatsgefängnis ausgebaut, mit herrlichem Blick weit ins Ravensberger Land hinein. Drüben, durch ein Thal und die dort durchziehende Eisenbahn getrennt, der Johannisberg mit hübschen Anlagen. Über uns Kindern waren v i e l interessanter die gleich hinter den Anlagen sich daranschließenden wilden kulturlosen Bergpartien, die sogenannten „kahlen Berge“ mit den Schießständen des Militärs, und mit riesigen Büschen von wilden Brombeeren, deren glänzend schwarze Trauben im Herbst uns in die kahlen Berge lockten. — An den Johannisberg sich hinanziehend, lag der zur Apotheke gehörige Garten, ein gutes Stück außerhalb der Stadt. Den besuchten wir Kinder unendlich gern. Im frühesten Frühling fand man auf dem Wege dahin an den Begrändern, dicht unter den Hecken wildwachsend, die köstlichsten duftenden echten Veilchen. Und im Garten wuchsen Aurikeln und Primeln. Am lustigsten aber war es, die Spargel zu stechen. Da gab es lange Beete mit Spargeln. Nun galt es zu lauern, wo die Erde sich ein wenig hob und kleine Risse

bekam. Dann mußte man: dort regt sich in der Tiefe eine Spargel, um hervorzuschießen. Sah man es an den Rissen und der Erderhebung, daß die Köpfe der Spargel schon nahe der Oberfläche waren, so wurde seitwärts mit einem alten Küchenmesser die Erde ausgegraben, so daß man recht tief an den Spargeltrieb gelangen und ihn mit einem kühnen Schnitte abschneiden und in einem Ruck aus der Erde heraufholen konnte. War es ein d i e r Trieb (manchmal fast einen Zoll im Durchmesser), das gab dann einen Jubel! — Und wenn man mitten in der fröhlichen Arbeit des Spargelstechens das ferne Puffen und Pusten einer Lokomotive hörte, dann liefen wir zum oberen Ende des Gartens, hinter welchem in tiefer, durchgegrabener Schlucht die Eisenbahn vorüberfuhr. Das war unglaublich interessant, von oben herab auf den nahenden Zug und dann in die Waggonfenster zu schauen. — Früchte gab es nicht viel in diesem Garten. Aber dafür lag nicht weit davon ein noch viel größerer und wunderbar gepflegter Garten des alten Sanitätsrates Dr. Zilmann, der im Schreiberschen Hause Hausarzt war. Er lud uns ein, seinen Garten zu besuchen in der Beerenzeit. Und oft sind wir seiner Einladung gefolgt und zwar um so lieber, als wir dort ungeniert und nach Herzenslust essen konnten, weil der Garten auch außerhalb der Stadt lag. — Gelegentlich gab es ein kleines Abenteuer auf dem Wege zum Zilmannschen Garten. Er ging an vielen schönen Villen vorüber, wo man durch eiserne Gitter in Gärten mit herrlichen Blumen und Rasenplätzen, blühenden Sträuchern und Bäumen schauen konnte, — dazwischen saubere Kieswege; alles aufs sauberste gehalten. In einer der Villen wohnte ein alter Kommerzienrat Vansi und mit ihm Cäsar, sein hellgelber, großer Hund, halb Dogge, halb Vorsteher, ein böser, bissiger Rötter. Jeden Vorübergehenden knurrte er wütend und zähnefletschend an, und nur das zierliche, ziemlich hohe Eisengitter hinderte ihn, mit den Waden der Passanten in nähere Berührung zu treten. Wir haßten Cäsar, weil er so boshaft war, — und das Eisengitter lockte uns, ihn ordentlich zu verärgern mit Necken und Zerren. Cäsar nahm das sehr übel und erhob ein wütendes Gebell, mit der Schnauze durchs Gitter fahrend, um uns womöglich zu packen. Aber so dumm waren wir auch nicht. Und nun reizte Cäsars sinnlose Wut uns, im Gefühl der Sicherheit durch das Gitter, zu Angriffen auf Cäsar zu schreiten. Erst warfen wir kleine Steinchen ins Cäsars Nähe, der nahezu von Sinnen kam aus Wut über die frechen, kleinen Bengel. Wußte er doch, daß er uns in Stücke reißen könnte, wenn der eiserne Zaun nicht

da wäre! Sein Grimm brachte uns wieder zum höchsten Entzücken, so daß wir nicht aus dem Lachen kamen und immer größere Steine durch den Zaun warfen. Ich darf sagen, daß wir keineswegs beabsichtigten, Cäsar zu treffen oder ihn zu beschädigen. Es machte uns nur Spaß zu sehen, wie er bei jedem neuen Wurf die wildesten Sprünge machte und sich um sich selbst drehte, um mit weit aufgerissenem Rachen nach den Steinen zu schnappen. Aber — da nahte die Nemesis. Kommerzienrat Bansi war leise, leise durch eine kleine Handpforte auf die Straße getreten. Mit finsterner Miene nahte er sich, — und als eben Bruder Hugo wieder einen Stein aufhob, fühlte er sich im Genick ergriffen von einer knöchernen, harten Hand, und — den Kopf umwendend, sah er mit Schrecken in Herrn Bansis drohende Augen. „Nun komm mal mit, Junge! Wenn man Steine in einen fremden Garten wirft, dann muß man sie auch wieder hinaus schaffen!“ Damit verschwand er mit Hugo in den Garten hinein. Was Hugo empfand, weiß ich nicht; Kinder teilen sich ja wohl selten ihre Gefühle mit. Mir aber schlotterten die Knie und zitterte das Herz bei dem Gedanken, daß Bruder Hugo nun in Cäsars Gewalt gerate. Aber so böse war Kommerzienrat Bansi nicht. Offenbar war er doch ein gerechter Mann. Daß sein Cäsar sich so toll geärgert hatte, schien ihm weniger Kummer zu machen, als daß solche infame kleine Bengel seinen Garten, der sauber wie ein Pflanzstübchen war, voller Steine geworfen hatten. Cäsar wurde in entferntere Gegenden verwiesen, während Hugo unter Herrn Bansis Augen jeden, auch den letzten Stein, den wir in den Garten geworfen hatten, auffuchen und hinaustragen mußte. Dann wurden wir ruhig entlassen, ohne ein Wort des Scheltens. — Aber seitdem gingen wir in Sanitätsrat Zilmanns Garten immer auf der andern Straßenseite und bemühten uns, Herrn Bansis Villa möglichst gar nicht zu sehen.

Im Hause des alten Sanitätsrats Dr. Zilmann machten wir auch die Bekanntschaft mit seiner kleinen Großtochter, die etwa 1—2 Jahre jünger war als ich. Sie war einige Wochen zum Besuche bei ihrem Großvater. Da er keine kleinen Mädchen in seiner Bekanntschaft hatte, lud er uns ein und die kleine Dame wurde dann auch zu uns eingeladen. Soweit ich mich erinnern kann, war sie eine kleine, lebhafteste, sehr zierliche und sehr nett aussehende Person mit braunen Locken. Seltsamerweise faßte sie eine stürmische Zuneigung zu mir und wollte mich durchaus immer umarmen und küssen. Mir paßte das doch nicht

recht, wenn sie mir auch sonst ganz gut gefiel. Aber ich fürchtete sehr, daß die Schulkameraden mich necken könnten, wenn sie etwas von der Neigung des kleinen Mädchens zu mir erführen. — So war es mir doch eine rechte Erleichterung meines jungen Herzens, als meine kleine Verehrerin abreiste. Ich habe sie nie wieder gesehen, aber doch ihrer Liebe ein gutes Gedächtnis bewahrt. Das ist meines Wissens das einzige Abenteuer in meiner ganzen Kindheit und Jugend gewesen, das ich mit einem Mädchen gehabt habe.

b) Die Schule und die häusliche Erziehung.

Gleich als unsere Eltern abgereist waren, ging Lante Mally mit uns zu Herrn Rottenkamp, um ihn zu bitten, uns in seine Vorbereitungsschule für das Gymnasium aufzunehmen. Ganz am Rande der alten Stadt, dicht am ehemaligen Stadtgraben, lag das Schulhaus mit einem kleinen Spielplatz davor. Herr Rottenkamp war ein kleiner Mann, mit etwas stark nach außen gebogenen Knien, sogenannten D-Beinen. Sein Gesicht war weder freundlich noch unfreundlich, mit wenig Ausdruck. Das Auffallendste für mich war sein Bart, der von einem Ohr zum andern das Gesicht umrahmte. Dieser schien aus steifen Borsten zu bestehen, die senkrecht vom Gesichte abstanden, die Spitzen nach vorn gekehrt. — Herr Rottenkamp trug meist einen schwarzen, nicht mehr eleganten Rock. — Aber wir hatten ihn doch im ganzen gern, denn er tat niemandem etwas zu leide, der es nicht zu toll trieb. Einem besonders faulen oder übermütigen Schüler konnte er aber wohl eins „überreißen“ mit dem Reetstock, oder auf die Finger schlagen, daß sie brannten. Ich entsinne mich aber nicht, von ihm je geschlagen worden zu sein. Seine Schule bestand aus drei Abteilungen, aber alle in einem Zimmer. Große Helden an Wissen wurden wir nicht. Und doch erinnere ich mich noch genau des Unterrichtes in den Anfängen der Weltgeschichte nach einem kleinen Leitfaden mit lateinischem Druck. Die Schlaueit der alten Phönizier bewunderte ich, daß sie das Glas und die Farbe erfunden hatten, und so nach meiner Idee die Anfänger aller Kultur und aller „Könige“ wurden. Denn ein König ist man, wenn man einen Purpurmantel trägt. — Mit Heißhunger habe ich die spärlichen Brocken von Geschichte aufgefangen. Schon damals trat mein Interesse für Weltgeschichte und Geographie hervor, das mich nie verlassen hat in der ganzen Schulzeit. — Ein zweiter großer Moment war der, als wir den ersten Schritt in das Gebiet der lateinischen Sprache taten und

als erstes Wort der Sprache der alten Römer, die wir aus der Geschichte schon etwas kannten, „mensa“ hörten. Es war mir fast feierlich zu mute. Das Schülmaterial der Schule war kein gutes. Wir sind zu keinem einzigen der Mitschüler in irgend eine nähere Beziehung getreten. Sie waren uns nicht anziehend, mit ihren ziemlich rohen Manieren. Vielleicht war uns diese instinktive Abneigung eine Schutzwehr gegen die Versuchung zu Unsittlichkeiten, die sehr unverhüllt in der Schule selbst vorkamen. Wir haben nie an ihnen teilgenommen.

Nach anderthalb Jahren, zu Ostern 1857 wurde ich für reif erklärt für die Serta des Gymnasiums in Bielefeld, in welche Bruder Hugo schon ein Jahr oder ein halbes Jahr früher eingetreten war. Es war ein schwaches Gymnasium, wenn ich an die Leistungen und an das Leben in Gütersloh denke. Ich danke von Herzen heute Gott, daß er mich nicht hat in Bielefeld bleiben lassen, sondern schon nach einem halben Jahre, zu Michaelis 1857, nach Gütersloh geführt hat. In jeder Hinsicht war es für mich ein Glück.

Ehe ich aber von Gütersloh erzählen kann, muß ich noch ein recht trübes Kapitel schreiben von der häuslichen Erziehung. Ich kann es, Gott sei Dank, schreiben ohne die leiseste Empfindung von Bitterkeit, — ja mit dem Bewußtsein, daß ich trotz aller Fehlgriße in der häuslichen Erziehung dennoch Tante Mally Dank schulde und sie auch in dankbarem und liebendem Gedächtnis bewahre. Aber andererseits kann ich meinem himmlischen Vater nicht dankbar genug sein, daß Er zur rechten Zeit eingegriffen hat, um die gefährlichen Folgen der schweren Mißgriffe in Tante Mallys Erziehungswerk aufzuheben.

Es waren drei Fehler in der Erziehungsmethode von Tante Mally, die alle aus Verständnislosigkeit für das Empfinden einer Kinderseele hervorgingen und aus der Geselichkeit ihres Christentums. Das Erste war, daß sie sich zwischen unsere Eltern und uns stellte. Sie hielt es für ihre Pflicht, jeden unserer Briefe an unsere Eltern einer strengen Zensur zu unterwerfen. Erstens mußten wir die Briefe ins Unreine schreiben und sie dann kalligraphisch abschreiben. Schon diese Tatsache verleidete uns geradezu das Schreiben an unsere Eltern, das uns doch die schönste Freude unseres Kinderlebens hätte sein können, wenn wir ungezwungen hätten schreiben dürfen,

wie es uns ums Herz war, auch mit einigen Aleren, statt kalligraphische Übungen einzusenden. Sie ahnte nichts davon, daß Eltern ein kräftiger, etwas verflehter, aber ganz unmittelbar aus dem Herzen kommender Brief ihrer Kinder, zumal ihrer kleinen Kinder, unaussprechlich viel kostbarer sein mußte, als ein Kalligraphieheft. Ihnen kommt es an auf einen Einblick in das Herz und Denken ihres Kindes. — Aber auch der Inhalt der Briefe wurde streng beaufsichtigt. Jedes Wort wurde genau durchgelesen, auch wohl korrigiert und gestrichen. Wieder ohne es zu ahnen, beging Lante Mally ein schweres Unrecht an Eltern und Kindern. Es war doch selbstredend, daß wir uns bald hüteten, etwas zu schreiben, wovon wir wußten, daß es vor Lante Mallys Zensur nicht bestehen könne. Also konnten wir nie in unseren Briefen den leisesten Ausdruck geben dem, was wir etwa schmerzlich empfanden im Hause, in der Erziehung. Wir fühlten uns in dieser Beziehung ausgeliefert, — abgeschnitten von den Eltern, ohne die leiseste Möglichkeit, mit ihnen in direkten Verkehr zu treten. Alles ging durch die Kontrolle! — Daß Lante Mally wirklich nicht die geringste Absicht hatte, uns unseren Eltern zu entfremden, das geht wohl schon daraus hervor, daß sie eifrig darauf drang, wir sollten häufiger schreiben, um den Eltern eine Freude zu machen. Sie erzählte uns wohl auch von unserem Vater (unsere Mutter hat sie ja nur ganz flüchtig kennen gelernt), um unsere Verehrung und Liebe zu den Eltern wach zu erhalten. Und sie hat in der That damit ein wenig die Wirkungen ihrer Briefzensur gut gemacht. — Man sollte die Briefe der Kinder von ihnen selbst schließen und zur Post bringen lassen, damit sie es ganz sicher wissen, ihre Briefe werden von keinem andern Menschenauge gesehen, als nur allein von den Eltern.

Das Zweite war eine ganz übertriebene Strenge in den Strafen. Und zwar traf es mich meist viel schärfer als Bruder Hugo. Wenn ich einmal in der Schule nicht gut bestanden hatte und schon in der Schule dafür bestraft war, etwa durch Nachsagen oder eine Bemerkung, so kam ich meist sehr bedrückt nach Hause und machte kein Hehl aus dem, was mir widerfahren war. Dann gab es zu Hause aber Schelte (eine ernste Ermahnung hätte wohl mehr gewirkt), ich wurde dadurch wohl eingeschüchtert und geängstigt, aber nicht gebessert, weil wohl die Furcht gewedt wurde, nicht aber das Gewissen und Pflichtgefühl. — Und wenn dann in der Schule wieder etwas von Strafe sich ereignete, so wurde

zu Hause noch eine Extrastrafe verhängt, etwa eine Entziehung einer Mahlzeit oder trocken Brot zum Morgenkaffee, und manches Mal auch Schläge, — alles noch begleitet von zornigen Worten. Als das wiederholt mich traf, brachte es mich dazu, nach Möglichkeit zu verbergen, was ich in der Schule erlebt hatte. Und da die Furcht kein Mittel ist, um zu anhaltendem Fleiß anzuspornen, so steigerten sich meine Leistungen keineswegs. Ich wurde darum für einen verzweifelt faulen Buben gehalten und ein erhöhtes Strafmaß in Aussicht gestellt. Jetzt hütete ich mich, etwas merken zu lassen, wenn ich in der Schule Unglück gehabt hatte, war aber wenig geübt in der Verstellungskunst. Meine Eltern hatte ich kaum je belogen, und darum sah man es meinem Gesichte wohl jedesmal an, wenn es mir in der Schule nicht gut ergangen war. Auch dann, wenn nicht verräterische Tränenspuren auf den Wangen sich zeigten (wenn ich mit den schmutzigen kleinen Händen die Tränen weggewischt und dadurch Schmutzflecken auf die Wangen gebracht hatte). Ich konnte nicht unbefangen aussehen, und wenn ich in strenges Verhör genommen den Versuch machte zu lügen, so war dies mir deutlich auf dem Gesichte geschrieben. Tante Mallys Adleraugen aber entdeckten schon von weitem, wenn ich nach Hause kam, daß nicht alles in Ordnung war. Sie rief mich dann mit so unheildrohender Stimme heran, daß mir jedesmal das Herz entfiel und ich immer wieder den Versuch machte, durch Leugnen zu entgehen. Das Ende war aber nur immer mehr verstärkte Strafe, verdoppelte Schläge: erst für das in der Schule Begangene oder Versäumte, und dann nach einer kleinen Erholung noch salziger für die Lüge. Statt daß eine Besserung eingetreten wäre, wurde ich allmählich verbittert, ja verstoßt. Tante Mally konnte aber gar nicht begreifen, daß ihre wohlgemeinten Schläge so gar keine Frucht trugen. Sie wurden reichlicher und schärfer. Und als wieder einmal — es war im Winter — die Tränenspuren auf den Wangen mich verraten hatten, wurde nach Empfang der Schläge mir eröffnet, das dieses Mal eine besondere Strafe eintreten müsse. Am andern Morgen würde mir ein Plakat auf den Rücken befestigt werden: „Traugott hat gelogen“, und damit müsse ich in die Schule gehen, um vor der ganzen Schule gebrandmarkt zu werden. Den ganzen Tag über stand mir dieser Schrecken vor den Augen. Und am andern Morgen wurde denn auch, trotz Weinen und Bitten, ein mehr als handgroßes Plakat mit der schrecklichen Aufschrift mit zwei Stednadeln mir auf dem Rücken be-

festigt. Auf der Straße dachte mich wenigstens das Paletot, aber mit gequältem Herzen erwartete ich den schrecklichen Augenblick, wo ich in der Schule das Paletot ausziehen mußte, um dem Hohne der Mitschüler preisgegeben zu sein. Allerdings hatte Tante Mally Bruder Hugo heimlich den Auftrag gegeben, beim Ausziehen des Paletots mir unbemerkt den Zettel abzunehmen, — ihm aber auch aufs strengste verboten, mich etwas davon merken zu lassen. So wagte er es denn in der That nicht, obgleich ihm bei all diesen Strafen das Herz blutete, mir etwas von seinem Geheimbefehl zu sagen. Ich begab mich ganz gebrochen auf meinen Platz in Erwartung des Gefichers der Kameraden (wir hatten den Schulweg so langsam zurückgelegt, daß wir erst zum Anfang der Stunde eintrafen) und war sehr erstaunt, daß nichts erfolgte. Erst in der Zwischenstunde konnte Hugo mir sagen, daß er den Zettel habe abnehmen dürfen. — Darum waren denn auch die Ferienzeiten, die wir in andern Häusern zubringen durften, wahre Lichtzeiten für mich. Ich erinnere mich auch nicht in einem fremden Hause jemals gelogen zu haben. Wohl aber war ich durch die harten Strafen so verschüchtert, daß ich allmählich kaum mehr einem Menschen ganz direkt in die Augen zu sehen wagte. Fast ebenso hart erschien es mir, daß Tante Mally mir beständig vorhielt, daß sie meinen Eltern so furchtbar traurige Nachrichten über meine Schlechtigkeit und Verlogenheit schreiben müsse. Ich hatte das trostlose Gefühl, meinen Eltern, die ich namenlos liebte, nichts als Schmerz zu bereiten, ohne die Möglichkeit zu haben, ihnen es schreiben zu können, wodurch ich in solches Lügen hineingekommen sei. Unsere Briefe wurden ja durchgelesen.

Nun war ja nicht etwa mein ganzes Leben freudlos; aber sehr schwer war dies traurige Verhältnis zu der Person, die Vater- und Mutterstelle an mir vertrat.

Auch durch die Zähigkeit ihrer Inquisition trieb mich Tante Mally ins Lügen hinein. Nur ein Beispiel: es war Besuch zu uns gekommen und hatte uns drei Kindern: Mimi Clostermeyer, Hugo und mir, je ein Stück Kuchen mitgebracht. Hugo und ich vertilgten unsere Stücke unverzüglich am Abend, während Mimi ihr Stück zum andern Morgen verwahren wollte. Sie legte es auf das Fenster im Wohnzimmer, an welches Hugos und meine Schlafkammer stieß. Am andern Morgen war ihr Kuchen verschwunden. Auf ihre Klage hin wurde nachgeforscht, wer der Übeltäter sein könnte. Tante Mally hatte sofort den Verdacht gegen mich, obgleich sie selbst ja mit Hugo und

mir in derselben Kammer hinter einem Schirme schlief und wissen konnte, daß ich seit dem Schlafengehen bis zum Moment, wo Mimi am frühen Morgen ihren Kuchen vermißte, unsere Schlafkammer nicht verlassen hatte. — Sofort wurde ich noch vor dem Gehen zur Schule einem strengen Verhör unterworfen und zum Geständnis in Reue aufgefordert. Da ich unschuldig war, konnte ich nichts gestehen. Tante Mally war schwer bekümmert, daß ich schon zum Stehlen fortgerissen sei und dabei offenbar im Leugnen viel verhärteter war als je früher, wo man es mir doch bald ansehn konnte, wenn ich log. — Als ich aus der Schule nach Hause kam, wurde das Verhör sofort wieder aufgenommen und bis 2 Uhr, wo die Nachmittagsstunden anfangen, fortgesetzt. Ich blieb fest, — auch als nach der Schule um 4 Uhr mit erneuter Kraft die Ermahnungen einsetzten. Tante Mally mußte am Abend verreisen, und als sie abreiste, befahl sie ihrer Nichte Marie, mich ununterbrochen zu ermahnen, bis ich gestände. Daher ging das Verhör den ganzen nächsten Tag auch noch vor sich. Am späten Nachmittage des dritten Tages sollte Tante Mally nach Hause kommen. Marie wollte durchaus bis dahin das Geständnis erringen. Schon stiegen in mir die Gedanken auf, ich solle mich schuldig bekennen, nur um dieser fortgesetzten Qual zu entgehen. Aber mein Gewissen empörte sich dagegen, eine Schuld auf mich zu nehmen, die ich nicht begangen. Und auch die Angst vor der dann gewiß drei- und vierfachen Strafe hinderte mich. — Endlich aber konnte ich dieses unaufhörliche Drängen nicht mehr ertragen und ganz stumpf geworden, sagte ich kurz vor Tante Mallys Rückkehr: „Ja, ich habe den Kuchen gegessen.“ Mochte nun kommen, was da kam, — es konnte doch nur kurze Zeit dauern, es hatte doch ein Ende. Natürlich bekam ich nun Schläge für das Stehlen und für das hartnäckige Lügen, — vielleicht auch noch andere Strafen; ich weiß es nicht mehr. Ich ertrug alles stillschweigend, froh von der Qual des Verhörs frei zu sein. Aber tiefe Verbitterung über die erfahrene Ungerechtigkeit blieb als böser Rückstand dieses schweren Erlebnisses in meinem Herzen. Gegen Tante Mally faßte ich einen tiefen Groll. Als ich nach einiger Zeit mit Hugo zum Tilmannschen Garten ging, und Tante Mally uns — aus einem Lesekränzchen kommend — von weitem entgegenkam, sagte ich boshaft zu Hugo: „Sieh, da kommt die alte Here angehumpelt.“ Ein alter Herr mit weißen Haaren, der im selben Augenblick uns begegnete und das Wort gehört haben mußte, sah

mich mit ganz erschrockenen Augen tief ernst an. Er mochte wohl erschüttert sein, daß ein so junges Kind so boshaft bitter sprechen konnte. Ohne ein Wort zu sagen, ging er weiter, aber sein Blick hatte mich tief beschämt und mein Gewissen geweckt. Ich fühlte deutlich, daß ich eben eine große Sünde begangen hatte. Und merkwürdig! mir kam im selben Moment zum Bewußtsein, daß Lante Mally doch auch vielerlei Gutes an uns getan hatte. Dieses Bewußtsein, daß ich ihr gegenüber mich verschuldet hatte, wirkte dahin, daß ich innerlich in eine etwas andere Stellung zu ihr kam.

Nach vielen Jahren habe ich Lante Mally, im Herbst 1873, also etwa 17 Jahre später, an jene Inquisitionstage erinnert. Sie hatte sie vergessen, — aber es war ihr sehr peinlich zu erfahren, daß sie selbst mich damals gezwungen hatte zu lügen und einen Diebstahl auf mich zu nehmen, den ich nie begangen hatte.

Eine andere ungerecht verhängte Strafe kam viel früher ans Tageslicht. — Nicht weit außerhalb Bielefelds, gerade da, wo jetzt die Bodenschwingh'schen Anstalten liegen, stand damals eine Ziegelei. Lante Mally war mit der Besitzerin, einer alten frommen Dame, gut befreundet. Nicht selten durften wir zur Ziegelei hinauswandern. Eines Morgens, als ich in die Schule gehen wollte und meine Bücher aus der Kommode zusammensuchte, die im Korridor stand, fand ich mein Gesangbuch nicht, obgleich ich ganz genau wußte, daß ich es am Tage vorher, aus der Schule kommend, in die Kommode gelegt hatte. Lante Mally hörte von unsrem Suchen und war sehr ungehalten über meine Unordentlichkeit. Sie wollte nichts davon wissen, das ich das Buch aus der Schule tags zuvor nach Hause gebracht habe. Das sei unmöglich; denn dann müßte es ja doch da sein! Sicher hätte ich es in der Schule vergessen; ich solle nur ordentlich suchen, denn wenn ich es nicht mitbrächte, müsse ich am Morgen so lange zum Kaffee trocken Brot essen, bis das Buch bezahlt sei. — Ich fand das Buch nicht, — und so wurde das Urteil rechtskräftig. Vom andern Morgen an aß ich trocken Brot zu sehr wässerigem Kaffee. Die Ersparnis sollte mit 2 Pfennigen pro Tag berechnet werden, und da das Gesangbuch 9 Silbergroschen = 108 Pfennige kostete, so hatte ich 54 Tage trocken Brot zu essen. Das wurde pünktlich eingehalten. Nicht lange Zeit darnach kommt die Nichte der Besitzerin der Ziegelei zu uns zum Besuch und sagt ganz beiläufig: „Ach, ich bitte um Entschuldigung, ich habe heute erst ein Gesangbuch wiedergebracht, — das nahm ich vor einigen Mo-

naten aus der Kommode vorne, als ich am Nachmittag zur Bibelfstunde in die Kirche gehen wollte und kein Gesangbuch hatte." Damit legte sie mein verloren gegangenes Gesangbuch auf den Tisch. Tiefes Stillschweigen herrschte im Zimmer, denn Lante Mally war doch etwas stark verlegen.

Und noch einen dritten Mißgriff in der Erziehung habe ich mit großen Schmerzen empfunden und Schaden davon gehabt. Lante Mally hielt es für völlig unnütz, uns hin und wieder eine Kleinigkeit zu schenken, um an den jeweiligen modernen Spielen der Altersgenossen teilzunehmen. Einige wenige Pfennige im Monate hätten ja genügt, uns reich zu machen. — So hatten wir zunächst nur das Zusehen, wenn die andern Jungen spielten, nämlich Spiele, zu denen besondere Gegenstände nötig waren. — Nun wurde damals von den Jungen unseres Alters mit größtem Eifer ein „Knickerspiel“ auf dem Schulplatz gespielt. Knicker, das waren kleine Kugeln von verschiedener Art. Die einfachsten waren aus Ton, graubraun gefärbt und glasiert. Ihr Wert (ein angenommener) war: gleich 1 Knicker aus weißem Marmor galten 4, — solche aus Porzellan (unglasiert) mit bunten Strichen geziert hatten den Wert von 8, 16, 32 je nach der Zahl der bunten Striche und der Größe. — Mit diesen Knickern wurde auf dem Boden des Schulhofes gerollt. Es galt, sie so gewandt zu knipsen, mit dem Daumen und Mittelfinger, daß man fremde Kugeln traf. Die getroffene Kugel durfte eingezogen werden. — Uns Jungen fesselte das Spiel kolossal. Aber mitspielen konnte nur der, der eigene Knicker hatte. Dann konnte man ja eventuell auch noch welche hinzugewinnen. Wir hatten brennende Lust mitzuspielen. Auch am Nachmittag in den Freistunden wurde eifrig auf dem Rathausplatz gespielt, vor unserm Hause. Lante Mally sah es ja auch, — aber nie dachte sie daran, uns auch nur einen Pfennig zu geben, um ein paar Knicker zu kaufen. Für Kinder ist es aber furchtbar schwer, nie mitspielen zu können, wenn man sieht, wie mit ganzem Herzen die andern Altersgenossen beim Spiel sind. Die Lust wurde so brennend in mir, daß ich allmählich anfang, immerfort darüber nachzusinnen, wie ich doch in den Besitz von einem Duzend Knickern gelangen könnte. Ein gefährlicher innerer Zustand. Eines Tages nun war ich in der Apotheke. Ohne selbst irgends wie etwas vorbedacht zu haben, kam ich in die Nähe der Geldschublade in der Lette. Sie stand etwas offen. In zwei Schachteln lag getrennt das Kupfergeld und das Silbergeld.

Aber außerhalb des einen Käschens lag ein Silbergroschen. Da hörte ich die Stimme des Versuchers: „D, den Groschen darfst du wohl nehmen. Der liegt ja nicht im Geldkasten. Das wäre natürlich unrecht, von dort heraus etwas zu nehmen. Aber mit dem Groschen ist es eine ganz andere Sache. Der ist doch eigentlich verloren, und den findest du jetzt. Das hat wohl der liebe Gott so eingerichtet, damit du ihn findest. Denk doch, dafür kannst du Knicker kaufen und ebenso spielen wie die andern Jungen.“ Und der Groschen fing an mich zu locken, und in der Apotheke war es ganz still, kein Mensch war da zum Kaufen; der Provisor saß am Fenster und las eifrig. Und ehe ich's dachte, hatte ich den Groschen in der Hand und schlich mich leise hinaus. Aber auf meinem kleinen Herzen hatte ich einen großen schwarzen Flecken. Den sah ich wohl nicht selbst, denn noch waren die Augen geblendet vom Gedanken, neue Knicker kaufen zu können. Das tat ich auch, aber in einer entfernteren Handlung, und auch dort noch hatte ich Angst, es könnte jemand dem Groschen es ansehen, daß er ein gestohlener Groschen sei. — Ich war froh, als er vom Kaufmann in Empfang genommen wurde und in die Geldschublade geworfen war. Nun konnte er mich nicht mehr verklagen. Und nun hatte ich Knicker und konnte ich spielen, wie die anderen Jungen! — Aber am Abend, als ich schlafen ging und beten wollte, da kamen und kamen die Worte nicht über meine Lippen herüber und ein furchtbar schwerer Druck lag auf meinem Herzen. Bruder Hugo konnte ich es nicht sagen, und ich war ratlos, wie es werden sollte. Die Freude am Spiel war dahin! — So wäre es eine schreckliche Not geworden, wenn nicht Gott mir herausgeholfen hätte. Er brachte die Sache mit dem Groschen ans Licht; wie? das weiß ich nicht mehr. Es war wohl eine entsetzliche Schande, und auch Bruder Hugo sah mich ganz traurig an, — das hätte er nicht von mir gedacht, daß ich Geld stehlen könnte! Er war immer der bessere von uns beiden. — Und doch, so schrecklich das Aufdecken der Sünde war, und so heftig ich dafür gescholten und geschlagen wurde, so war es doch eine unsagbare Erleichterung, daß ich diese Last nicht allein mehr auf meinem Herzen lastend herumzuschleppen hatte. Ein Geheimnis einer Schuld ist für ein Kind einfach erdrückend. Nun war der Druck gehoben, und ich konnte am Abend wieder beten, — bitten um Vergebung unter Tränen. Und dann wurde es wieder still im Herzen.

Das ist, soviel ich mich erinnere, die einzige derartige Versuchung in meiner Kindheit gewesen.

Was ich als Kind in jenen zwei Jahren in Bielefeld innerlich alles durchlebt habe, das weiß ich nicht mehr in den Einzelheiten. Aber eins weiß ich noch, daß immer wieder ein tiefes Weh in meiner Seele aufstieg: es war das Sehnen und Hungern nach Mutterliebe. Wir waren ja vielleicht als Kinder besonders reich gewesen an zartester, sorgsamster Mutterliebe. Abgesehen davon, daß ein jedes Kind ja selbstredend seine Mutter als den Inbegriff aller Liebe auf Erden ansieht, glaube ich doch, daß unsre Mutter in der That ganz besonders liebevoll war. Sie ist von allen Menschen, mit denen sie in Berührung kam, Heiden und Christen, Armen und Reichen, Hoch- und Niedrigstehenden geliebt worden, weil sie in ihrer ungemein demütigen, bescheidenen Art jedem Liebe entgegenbrachte. Und den ganzen Reichtum ihrer Liebe hatte sie ja natürlich uns, ihren Kindern, geschenkt, — um so reicher, als sie es ja wußte, wie kurze Zeit nur sie uns ihre Liebe würde geben können. Sie ist darum nicht etwa schwach gegen uns gewesen; — sie war eine zu geheiligte Christin, um nicht zu wissen, daß solch' eine Liebe, welche die Sünden übersieht, keine Liebe ist. Aber aller Ernst der Erziehung, Zurechtweisung, war so verklärt durchdrungen von Liebe, daß es gar nicht möglich war, ihr gegenüber störrig oder unwahr zu sein. Bei meinem Vater konnte wohl mal, trotz aller innigen Liebe, die er zu uns hatte, doch hell lodender Zorn durchbrechen (wenn es auch sehr selten geschah), — meine Mutter habe ich nie erregt gesehen, wenn sie uns strafen mußte. Ernst und betrübt war sie wohl dabei, — und das schnitt uns viel tiefer ins Herz, als wenn ein scharfes Wort gefallen wäre. — Und aus allen ihren Briefen, die sie uns aus Afrika schickte, klang dieselbe große Liebe, — nicht in zärtlichen Ausdrücken gerade, sondern im ganzen Tone und aus dem tiefsten Verständnis für uns Kinder. Auch über alle Klagen von Lante Mally über meine Schlechtigkeit kam nie ein Vorwurf in den Briefen meiner Mutter vor, sondern nur freundlich ernste Liebesworte. Die Mutterliebe mochte es wohl ahnen, wie verkehrt ihr Kind angefaßt wurde, das so plötzlich aus einem offenen, vertrauensvollen Kinde solch ein verstocktes geworden sein sollte! — Was mag sie selbst dabei gelitten haben innerlich! Aber sie hat gewußt, wohin sie ihre Sorgen tragen konnte. Sie ist eine einzigartige Veterin gewesen, wie mein Vater mir später gesagt hat. Sie hat ihn durch die Kraft ihres Glaubens und Gebetes getragen und gehalten. Wenn er in den ersten 15 Jahren fruchtlosen Arbeitens bei

den Hereros ermatten und mutlos die Arbeit aufgeben wollte, da ist sie es gewesen, die mit ihrem Gebet, ihrem Glauben und ihrer Liebe ihn immer wieder aufgerichtet hat. — Und auch uns, ihre Kinder, hat sie mit der ganzen Kraft ihres Glaubens und ihrer Liebe im Gebet täglich Gott ans Herz gelegt. Das ist in dieser gefährlichen Zeit der zwei Jahre in Bielefeld gewiß auch mein Schutz gewesen.

Aber ich selbst als kleiner Junge mußte das noch nicht, daß die Liebe meiner Mutter mir so nahe war. Ich hatte nur ein heißes Heimweh nach Mutterliebe im Herzen. Am Tage trat das wohl zurück. Aber am Abend, wenn wir uns schlafen legten, dann brach es hervor. Das war früher die allersüßeste Stunde des Tages gewesen, wenn unsere Mutter am Abend auf unserm Bettrande saß, und statt einer Abendandacht uns eine biblische Geschichte erzählte und uns dann beten ließ. Wie unsagbar vermißte ich diese Abendgebete! — Wenn Hugo und ich uns dann hingelegt hatten, beteten wir unser Abendgebet für uns selbst halblaut. Das hatten wir doch durchgesetzt, daß wir nicht mit Tante Mally beteten, obgleich sie es am Anfang versucht hatte. Das war uns einfach unmöglich, was uns bis dahin das Heiligtum unseres Kinderlebens gewesen war: mit unserer Mutter zu beten, — nun mit einem fremden Menschen zu teilen! — Unmöglich! — Dann wollten wir beide allein miteinander beten! Und so blieb es denn auch. Aber dann stieg auch die ganze Erinnerung auf an das, was wir gehabt hatten und nun nicht mehr hatten. Und gar oft, besonders nach schweren Tagen, fingen während des Abendgebetes die heißen Tränen an zu fließen, und an das Abendgebet schloß sich ein stilles, leises Schluchzen, so leise als möglich, weil wir einer den andern nicht traurig machen wollten. — Und dann klang es wohl von Hugos Bett herüber zu meinem: „do'nt weep, Gotta!“ „(Weine nicht, Gotta.“ Das war der Zärtlichkeitsname, mit dem meine Mutter mich nannte.) Seine eigene Stimme klang wie durch Tränen hindurch, und seine kurzen Trostworte weckten nur noch mehr die Erinnerung an die so ferne Mutter und ihre Liebe, und die Tränen flossen wohl noch reichlicher, bis der Schlaf die müden Kinderaugen schloß.

Es würde ein ungerechtes Bild von Tante Mally sein, wenn ich hiermit die Erinnerungen aus der Bielefelder Zeit abschließen wollte. — Tante Mally hat es von Herzen auch versucht, uns Freuden zu bereiten. Ihr verdanken wir zum größten Teil die schönen Ferienfreuden in den verschiedenen Pastoraten und die schönen Tage und

Stunden in den Häusern ihrer Bekannten in Bielefeld und in der Nähe. Ich könnte noch so manches von den sonnenhellen Tagen solcher Besuche erzählen. — Auch zum Weihnachtsfest wurden wir reich beschenkt; wir bekamen viel mehr Geschenke als je früher. Und in der Weihnachtszeit war Tante Mally auch viel weicher als im übrigen Jahre. Dann suchte sie wirklich uns nur Liebe und Freundlichkeit empfinden zu lassen. — Nur ihre Pädagogik war eine verkehrte. Ihr Christentum war für sie selbst ein gesellschaftliches, und das bestimmte auch ihre Erziehungsmethode.

Als sie in ihrem eigenen geistlichen Leben später weiter schritt, wurde sie auch milder. Eine gewisse natürliche Herbigkeit hat sie wohl nie ganz überwunden. Alle ihre Geschwister waren weichere Naturen, sie unter ihnen allen die einzige strenge Persönlichkeit. Daß ein guter Kern das Innerste ihres Wesens ausmachte, und daß sie sich persönlich manches abgespart hat, was sie hätte genießen können, — um uns dadurch bei sich aufnehmen zu können, und auch um uns hier und da eine Freude zu machen, das haben wir erst viel später zu verstehen gelernt. Und diese Schuld der Dankbarkeit steht bei mir doch ganz im Vordergrund bei der Erinnerung an Tante Mally, zumal da unser persönliches Verhältnis zueinander in späteren Jahren ein immer liebevolleres wurde, namentlich als wir das zweite Mal in ihr Haus kamen, nachdem unsre Eltern zum zweiten Male am 5. Oktober 1863 von uns Abschied genommen hatten.

Im Herbst 1857 stand uns aber ein großes Ereignis bevor, das für unser Leben von der allergrößten Bedeutung geworden ist: die Übersiedelung nach Gütersloh und der Eintritt in das christliche Gymnasium in Gütersloh.

II. Gütersloh.

Wenn man mich fragen würde, wo die Heimat meiner Kindheit sei, so würde ich ohne Zögern antworten: in Gütersloh. Keinen Ort der Welt liebe ich so wie Gütersloh. Freilich nicht Gütersloh, so wie es jetzt ist. Da bin ich doch mehr oder weniger ein Fremdling geworden. Die Menschen, die es mir zur Heimat machten, sind alle fort; die meisten längst tot, die andern zerstreut in alle Welt. Und die Stadt hat ihr Aussehen verändert, so daß ich mich kaum

zurechtfinden konnte, als ich 1901 dort war. Die meisten Stätten der Kindheit konnte ich kaum mehr erkennen. Damals, 1901, waren zum fünfzigjährigen Jubelfeste des Gymnasiums doch wenigstens die meisten Kameraden wieder da, — freilich alles reife Männer, zum großen Teil schon alternd. Ganz unbekannt möchte ich gern noch einmal dort sein und still alle die alten Orte der Kindheit und Schülerzeit auffuchen und in die Erinnerung mich versenken, ohne zu sprechen, n u r in vergangenen Zeiten leben und träumen von den glücklichsten Zeiten meiner Jugend. Vor allem von den drei ganz unaussprechlich schönen Jahren (1860—1863), die ich mit Eltern und Geschwistern zusammen gelebt habe. Sie sind es, die mir G ü t e r s l o h zur Heimat gemacht haben. Als kleines Kind in Afrika hatte ich keine Ahnung noch Verständnis davon, was das Elternhaus für das Leben bedeutet. Und in den beiden Jahren 1853—1855, als die Eltern mit uns in Deutschland und Rußland sich aufhielten, hatten sie (und also auch wir) kein eigenes Heim, sondern lebten immer als Gäste, bald im Missionshaus in Barmen, bald in Rußland (Riga) bei Verwandten.

So habe ich denn mit Bewußtsein ein E l t e r n h a u s n u r in jenen drei Jahren in Gütersloh gehabt. Eigentlich nur in zweieinhalb Jahren, da die Eltern im ersten Jahre noch eine Zeitlang als Pensionäre von Tante Mally lebten, im selben Hause mit uns in einer eigenen kleinen Wohnung von drei Zimmern, aber ohne eigene Wirtschaft. Sie wußten ja nicht, wie lange sie in Gütersloh bleiben würden und wagten es nicht gleich, die großen Unkosten der Einrichtung einer eigenen Wirtschaft daran zu wenden. Dann erst, als es entschieden war, daß sie doch eine längere Zeit in Gütersloh leben würden, zogen wir mit ihnen um, in ein eigenes Haus zur Miete. Dort haben wir die glücklichsten zweieinhalb Jahre meiner Jugendzeit verlebt. Da wurde mir Gütersloh zur Heimat. Und darum liebe ich es, wie keinen anderen Ort der Erde. Denn obgleich es nur zweieinhalb kurze Jahre waren, so habe ich doch mit der glücklichen Gabe der Kinder, n u r in der Gegenwart zu leben, jeden Tag und jede Stunde so genossen, als ob es nie anders werden könnte, ohne viel an die Zukunft zu denken, von der ich ja freilich w u ß t e, daß sie wieder die Trennung bringen werde. Und darum haben a l l e späteren Episoden meines Lebens, wenn sie auch fünfmal, zehnmal länger waren als jene glücklichen zweieinhalb Jahre, viel mehr unter dem Zeichen des Wechselnden, der Vergänglichkeit, des Pilgerlebens

gestanden. Dazu kommt, daß allen späteren Lebenszeiten mir eins fehlt: sie ruhen nicht auf einem Untergrunde einer Kindheit. Nur in der Kindheit verwächst man ganz mit einem Lande. Kommt man später in ein Land, findet man darin auch seinen ganzen Lebensberuf, sein Lebensglück im eigenen Hause, — so gewinnt man es wohl lieb von ganzer Seele, — aber die Wurzeln des Lebens stehen doch in anderem Grunde. Man bleibt doch ein Fremdling im Lande und das ganze Leben steht unter dem Worte: „Wir haben hier keine bleibende Statt, sondern die zukünftige suchen wir.“ — In Gütersloh kannte ich dieses Empfinden noch nicht. Darum ist Gütersloh für mich eine Heimat; — aber eine Heimat, die mir fremd geworden ist, und der ich ein Fremder geworden bin. Ich liebe Gütersloh, wie es vor 40—50 Jahren war, mit den Menschen, die damals darin lebten. Und wenn ich an Gütersloh denke, so ist es das Gütersloh von damals. „Ein Fremdling und ein Pilgrim“, das ist immer und immer die innere Signatur meines Lebens geblieben, die Orte und das Land betreffend, wo ich sonst gelebt habe.

Aber ich kehre zurück zum Herbst 1857.

a) Die Übersiedlung nach Gütersloh.

Am einem schönen Septemberabend, schon in tiefer Dämmerung, langten wir an in Gütersloh, nach halbstündiger Bahnfahrt aus Bielefeld. Tante Mally war in der letzten Zeit häufig auf Lage von Hause fort gewesen, um in Gütersloh die Wohnung zu suchen, zu mieten und einzurichten. So fanden wir schon eine fertig eingerichtete Wohnung vor und wir Kinder haben von den Mühseligkeiten eines Umzuges auch nicht das Geringste empfunden. Uns blieb nur die Freude, welche Kinder haben, wenn sie in neue Verhältnisse eintreten. Es war ein schöner, warmer Mondscheinabend. Wir Kinder, Hugo und ich, durften noch im Freien spielen, während die letzte ordnende Hand im Hause angelegt wurde und Tante Mally mit ihrer neuen Magd Hanne die Abendmahlzeit herrichtete. — Wir konnten es zum Spielen nicht besser haben. Unser Haus war das allerletzte, ganz am Nordwestende der Stadt, und schloß die Straße, welche „die neue Reihe“ hieß. Vor dem Hause, über die Straße hinüber, lag ein großer Obst- und Gemüsegarten, von einer Hain-

buchenhecke umgeben, hinter dem Hause eine weit ausgedehnte Sandgrube, aus welcher bis dahin die ganze Stadt sich mit Sand versorgt hatte zu Bauten und anderen Zwecken. Sie mochte reichlich 100 bis 120 Schritt lang und ebenso breit sein. Teilweise war sie schon im Begriff in einen Garten umgewandelt zu werden, geebnet, mit schnurgeraden Wegen in große Quadrate geteilt, die Wege mit Buchsbaumeinfassung eingezäunt. Die Hälfte des Platzes war aber noch Sandgrube, wo wir ungestört graben und spielen konnten. Der Platz lag reichlich drei Fuß tiefer als die ganze übrige Umgebung. — Neben dem Garten (v o r dem Hause) war ein großer Lagerplatz für Bauholz und Bretter, die hier noch mit der Hand geschnitten wurden. Unser Hauswirt war ein Baumeister. Herrlich waren für uns Kinder die Spiele auf dem weit ausgedehnten Bauplatze, wo niemand uns wehrte, da bei der Größe des Platzes wir nirgend der Arbeit hinderlich wurden mit unseren Spielen. Dazu waren Herr Schlupmann und seine Frau einfach, aber immer wohlwollend gegen uns Kinder. Nie haben sie über uns geklagt.

Noch steht mir jener Septemberabend ganz deutlich in der Erinnerung. Es gefiel uns g l e i c h alles an unserem neuen Wohnorte. Gleich hinter dem Bauplatze dehnten sich weithin freie Felder mit Korn und Kartoffeln aus, vom Mondschein beleuchtet. Es war alles so frei und so weit, ganz anders als in Bielefeld, wo wir mitten in der Stadt lebten. Als wir hineingerufen wurden, gefiel es uns im Hause auch gut. Alles war so nett und sauber, hell und freundlich. Wir lebten eine Treppe hoch. Ein heller Korridor teilte die Wohnung in zwei Hälften. Nach vorn hinaus, zur Straße, lag gleich neben der Treppe die „gute Stube“, an sie anschließend Lante Mallys Schlafzimmer, und weiter das Speisezimmer, das zugleich unser, der Jungen, Wohn- und Lernzimmer war. In der Mitte des Zimmers stand der Eichenholzspeisetisch mit ausziehbaren Seitenklappen. An ihm haben wir lange Jahre unsere Schularbeiten gemacht. Aus den Fenstern hatten wir einen weiten Blick nach Nordosten, über Gärten und Felder bis an die sanft gerundeten Berge des Teutoburger Waldes in blauer Ferne, 15—30 Kilometer weit. Auf der anderen Seite des Korridors, nach hinten zur Sandgrube hinaus, lag in der Mitte die große, helle Küche, daneben das Mägdezimmer, — ein Knabenzimmer rechts, ein anderes links für andere Mitpensionäre, auf deren Erscheinen wir gespannt warteten, — und dann noch ein Gastschlafzimmer. Unsere eigenen Schlafzimmer lagen



Gymnasium in Gütersloh.

alle oben, im Bodenraum ausgebaut, sämtlich unheizbar, außer einem Wohnzimmer nebst kleinem Schlafzimmerchen daneben, für ältere Pensionäre. Die Treppe von oben zu den Wohnzimmern endete dicht neben Tante Mallys Schlafzimmertür, so daß sie mit fast unfehlbarer Sicherheit am Morgen früh es hören konnte, ob wir zur rechten Zeit aufgestanden waren und zur Morgenarbeitsstunde herunterkamen.

Am ersten Abend, der einen festlichen Charakter hatte, bekamen wir Kaffee und außer den Butterbrotten noch Topfkuchen dazu.

Am anderen Morgen, einem schönen, sonnig-warmen Herbsttage, konnten wir uns erst recht über die Umgebung orientieren. Der schöne, freundliche Sonnenschein war wie ein gutes Omen für uns. Unser Leben erfuhr in der That eine mächtige Veränderung zum Guten durch den Umzug nach Gütersloh. Tante Mally blieb zwar dieselbe in ihrer strengen Art der Erziehung. Aber unsere ganze Umgebung im Hause wurde eine völlig andere. Mimi Clostermeyer war nicht mit nach Gütersloh gekommen. Statt dessen lebten wir mit einer immer mehr anwachsenden Schar von Kameraden zusammen, so daß Tante Mallys Eifer einen breiteren Raum der Betätigung fand. — Zunächst noch etwas von

b) Gütersloh und seiner Umgebung.

Gütersloh, sehr oft auch abgekürzt „Gügel“ genannt (was mehr Zärtlichkeits- als Spizname sein sollte), war damals ein kleines Landstädtchen von kaum 3000 Einwohnern, weitaus zum größten Teil evangelisch. Aber immerhin lebten auch eine Zahl Katholiken im Städtchen, die eine eigene Pfarre hatten. Beide Gemeinden benutzten eine und dieselbe alte Kirche, im Westfälischen Frieden beiden zu gemeinsamer Benutzung, nach den Stunden verteilt, überwiesen. Es war ein Sandsteinbau mit Gewölben, mit Beichtstühlen aus der katholischen Zeit, mit uralten Gestühlen und einem spizen Schieferdach und spizen Schieferturm. Im Städtchen konnte man deutlich die alten Teile erkennen, wo einst die Häuschen ganz dicht aneinander gedrängt erbaut waren, um möglichst eng sich hinter die schützende Stadtmauer zu schmiegen. Die Mauer war nun schon längst verschwunden. Offenbar hatte die Kirche den Mittelpunkt der Stadt gebildet. Sie lag auf einem freien Platze, der dicht einge-

schlossen war von alten, schmalen Fachwerkhäuschen, deren Wände zum Teil mit Schiefer gedeckt. Grüne Jalousieläden an den Fenstern. Rund um den freien Kirchplatz (vorzeiten ein Kirchhof) sind vor den Häusern Linden gepflanzt. Es waren damals meist jüngere Bäume, offenbar nachgepflanzt nach dem Ausgehen der alten Stämme. Von Norden, Westen und Süden führten Steintreppen vom Kirchplatz hinab zu den anderen Straßen, nur von Osten her mündete die (von der Bahn her kommende) nobelste Straße der Stadt ohne Treppe in den Kirchplatz. Um den Kirchplatz herum und von ihm ausstrahlend zogen sich die anderen *alten* Straßen des Städtchens hin. In ganz Gütersloh gab es kein mehr als zweistöckiges Haus. Sehr viele waren nur einstöckig. An den alten Teil der Stadt schlossen sich die neueren Straßen: „der Busch“, eine sehr lange Straße an der Chaussee nach Bielefeld zu sich hinziehend. Der Name sagt schon, daß hier einst Buschland bis an die Stadt gereicht hatte. Die Bewohner dieser Straße hießen „die Büscher“ und galten bei der ganzen übrigen Bevölkerung als die „Doppelnoten“, mit denen man lieber nicht allein des Weges ging. Eine wilde, rauflustige Gesellschaft war es. Am Ende des „Busches“ hatte ein Kaufmann Lütgert zwei stattliche, schiefergedeckte Häuser. Er hieß der „Buschkönig“, und man sagte ihm nach, daß der ganze Busch ihm aufs Wort gehorche. Bei den Wahlen zum Landtage bildete Lütgert, der Buschkönig, mit seinen Büschern die äußerste Rechte der Konservativen. Man hatte sie im Verdacht, daß völlige Unbekanntschaft mit Büchern die Ursache ihres Konservatismus sei. — Eine andere neue Straße war unsere „neue Reihe“ — parallel mit dem Busch gehend, aber durch weite Gärten von ihm gänzlich getrennt. Auch unsere „neue Reihe“ hatte ihre bedenklichen Punkte. Da lag uns schräg gegenüber, als vorletztes Haus der Straße auf der rechten Seite, eine verwahrloste Hütte, die kurzweg „die Hölle“ hieß. Ihre Einwohner galten als die gottlosesten Menschen von ganz Gütersloh, am meisten die alte Mutter des Hausbesizers. Graue, meist ungekämmte Haare umgaben ihr bräunliches, längliches Gesicht, aus dessen großem Munde ein paar lange Zähne beim Sprechen sich zeigten. Man nannte sie nur „des Teufels Großmutter“ und hörte sie kaum anders als leisend und fluchend. Wir Kinder hatten eine heillose Angst vor ihr und ihrem Hause, kamen aber persönlich *n i e* mit ihr und den anderen Insassen der „Hölle“ in Berührung. Als wir aber an einem Karfreitage von unserer Magd Hanne erfuhren, des Teufels Großmutter

habe mit samt ihren erwachsenen Hausgenossen sich aufgemacht, um zum heiligen Abendmahl in die Kirche zu gehen, — da ergriff uns ein Entsetzen. Und als sie im abgetragenen schwarzen Kleide und schwarzer Haube aus der Kirche nach Hause kam, da hatten wir die Empfindung, als sei mit ihrem Abendmahlsgange etwas Furchtbares geschehen. Das Fluchen und Sausen in der „Hölle“ ging auch nach wie vor seinen gewohnten Gang.

Ein dritter neuer Stadtteil (Straße konnte man's noch nicht nennen) hieß „auf dem Felde“. Dort lag das Gymnasium und eine ganze Reihe kleiner, freundlicher Fachwerkhäuser, deren jedes einen großen Garten hatte. Zwischen einer Anzahl dieser Häuschen lag ein Felddreieck, das im Herbst als Spiel- und Tummelplatz diente. An solchen Plätzen hatten wir aber hier, im Westen und Nordwesten der Stadt, reiche Auswahl. — Am „Felde“ lag auch das Haus, in welchem damals Bruder Josi bei der Frau Inspektor Wilhelmine Richter in Pension lebte. — Das ganze Städtchen sah dadurch freundlich aus, daß, abgesehen vom allerältesten Teile, dem Kirchplatz und den dicht daran liegenden Häusern der alten Straßen, jedes Haus einen größeren oder kleineren Garten hatte. Zum Bahnhof zu war der nobelste Teil der Stadt, zum Teil mit massiven Steinhäusern, angebaut worden. Reiche Kaufleute und Dampfmühlenbesitzer lebten dort.

Rund um die Stadt herum schlossen sich große Gärten an, alle mit Hainbuchenhecken eingefriedigt, und außerhalb derselben Wiesen und Felder. Drüber hinaus zog sich dann unabsehbar der Kiefernwald mit der Gütersloher Heide, meist eben, hier und da auch hügelig, von kleinen Bächen mit reinem Sandgrunde und klarem, hellem Wasser durchschnitten. An den Bächen blumenreiche Wiesen, hohe Schwarzellern. Überall in der Heide lagen die Bauernhöfe zerstreut, jeder einzelne Hof von schönen alten Eichen und Buchen umgeben. Nach Osten zu endete die Gütersloher Heide in der sogenannten „Senne“, einer weiten, sandigen Ebene, die bis an den Leutoburger Wald, den Südabhang, reichte, — sehr trocken, mit spärlichem Pflanzenwuchs und sehr spärlicher Bevölkerung.

Mitten durch das Gütersloher Gelände floß ein kleines Flüsschen, die Dalke, kaum breiter als zwanzig Fuß, aber doch stark genug, um drei Mühlen zu treiben in nächster Nähe der Stadt. Etwa drei bis vier Kilometer weiter ergießt sich die Dalke in die Ems. Beide Flüsse fließen meist durch weite Wiesen, die von ihnen im Frühling

überschwemmt und bewässert werden, zum großen Teil durch Nieselanlagen.

Gütersloh trug damals noch völlig das Gepräge der kleinen Ackerstadt. Bis in den alten Teil der Stadt hinein waren die meisten Bürger wohl ursprünglich Bauern gewesen, welche das dem Städtchen oder früheren Dorfe einst gehörige Gemeindeland in Pacht gehabt und bebaut hatten. Nun war es wohl schon lange in Einzelbesitz übergegangen. Die Felder waren bis weit hinaus außerhalb der Stadt in Gemüsegärten umgewandelt und eigentliche Felder auf Stadtgrund gab es kaum mehr als einige hundert Morgen. Außer ihnen reichten aber freilich die Felder mancher Bauernhöfe bis dicht an die Stadt heran. — Die Bürger hielten zum großen Teil noch Vieh, einzelne von ihnen auch Pferde, zur Bearbeitung und Bedüngung der Felder und großen Gärten. Und recht ländlich, wenn auch nicht schön und ästhetisch, sah es aus, daß an der offenen Straße mitten in der Stadt vor vielen Häusern sich die Düngerhaufen erhoben, deren Größe der Stolz ihres Besitzers war.

Das Schönste in Güterslohs Umgebung sind die weiten Heideflächen, mit Kiefernwald bestanden. Unzählige Spaziergänge und Spielplätze bot uns die Heide. Herrlich war es, mit vielen Kameraden an den freien Nachmittagen Mittwochs und Sonnabends hinauszuziehen und zu spielen: „Räuber und Gendarm“ oder Kriegsspiele, — herrlich auch, zu zweien oder dreien durch Wald, Wiese und Heide zu streifen, botanisierend oder Käfer sammelnd, — herrlich auch, im Herbststurm und Regen ganz allein durch die Heide zu ziehen, wenn Regen, Hagel und Schloßen ins Gesicht schlugen und man im jungenhaften Troß gerade dem wildesten Winde entgegenrannte, unbekümmert um Nässe und Kälte.

Gütersloh liegt im Kreise Wiedenbrück, noch im Regierungsbezirk Minden. Das südliche Ende dieses Bezirks gehört eigentlich zum Münsterlande, dem rein katholisch gebliebenen Teile Westfalens. Nur Gütersloh hat sich der Reformation angeschlossen und trotz vielfacher Bedrängnis durch die Fürsten von Rheda (7 Kilometer südlich von Gütersloh) und seitens des Franziskanerklosters in Wiedenbrück (ebenso weit entfernt, nahe bei Rheda) standhaft an der Reformation festgehalten. Das ganze Land nördlich von Gütersloh ist dadurch auch evangelisch geblieben. Und so ist es gekommen, daß Gütersloh mit seiner nördlich und östlich gelegenen Bauernschaft (die südliche ist meist katholisch geblieben) innerlich in enge

Verbindung mit dem Ravensberger Lande (nördlich vom Teutoburger Walde) getreten und darin bis heute geblieben ist, obgleich es geographisch und politisch nicht mit der Grafschaft Minden und Ravensberg zusammenhängt. In den beständigen Kämpfen und Leiden um ihren Glauben sind die Gütersloher Bürger, aber noch viel mehr die Gütersloher Bauern ein zähes Geschlecht mit stark entwickeltem Willen geworden, — freilich auch mit stark ausgeprägtem Eigensinn. Politisch ist die Gütersloher Bürgerschaft und Bauernschaft immer streng konservativ gewesen. Einige wenige Demokraten in der Stadt galten eo ipso als gottlose, tief gesunkene Menschen.

Die Bauernschaft, durchweg in einzelnen, ganz gesondert liegenden Höfen lebend, gliedert sich in mehrfacher Abstufung. Drei Stufen sind mir im Gedächtnis geblieben: Meier, Kolonus und Rätner. Die Meier sind die vornehmsten. Die Meierhöfe sind durchweg die größten und reichsten Bauernstellen. In der Umgebung von Gütersloh gab es deren nur einige wenige. Viel zahlreicher war die Klasse der Kolonusbauern, die meist auch schöne, stattliche Höfe besitzen. Der Unterschied zwischen beiden stammt wohl höchstwahrscheinlich daher, daß die uralten Sachsenhöfe als urangeseffene freie Bauern den Vorrang behauptet haben und den Standesnamen „Meier“ sich zu wahren wußten. Kolonus aber war wohl die Bezeichnung für die von Karl dem Großen bei der Unterwerfung des Sachsenlandes dort angesiedelten Franken. Die dritte Klasse bilden die Rätner, Inhaber von kleinen Landstellen, „Kate“ genannt. — Scharf trat der Unterschied der verschiedenen Klassen der Bauernschaft hervor bei den Beerdigungen. Waren es reiche Großbauern, dann wurde die Leiche auf einem mächtigen, bekränzten Ernteleiterwagen zum Kirchhofe gefahren. Vier Pferde vor dem Wagen, gekutscht von einem Bauern im Sonntagsstaat. Hinter dem Sarge saßen im selben Wagen je nach der Würde des Verstorbenen zu zweien die Trauerfrauen in Sonntagstracht, aber mit schwarzen Bändern, weiße Taschentücher und Gesangbücher in den Händen. Hinterdrein kam das übrige Leichengefolge zu Fuß. In der Stadt Gütersloh nahm nie auch nur eine einzige Frau am Begräbnis teil, und wenn es auch die allernächsten Angehörigen, Mutter, Frau oder Tochter eines Verstorbenen gewesen wären.

Der schönste Meierhof der ganzen Umgebung von Gütersloh war Thesings Meierhof. Die Felder waren aber ganz eingegangen. Sie hatten auf der Ostseite die Stadt umgeben und waren nun von der

Eisenbahn und neu entstehenden Straßen zum großen Teil eingenommen, das übrige war in herrliche Wiesen an der Dalke umgewandelt. Auch mehrere kleine, schöne Wäldchen gehörten dazu, für uns besonders beliebte Tummelplätze, eine große Bleiche, wo in langen Reihen Leinwand gebleichen wurde. Das eigentliche Wohnhaus war von sehr schönen Gärten ganz umgeben, die aufs sorgfältigste gepflegt wurden. Das alte Meierhaus war inwendig ganz zu Wohnungszwecken ausgebaut, d. h. das Vieh und die Pferde hatten eigene Stallungen erhalten. Thesings Meierhof gehörte einer älteren Dame, der letzten ihres Stammes, ein feines, sehr freundliches Fräulein, befreundet mit Tante Mally, so daß wir manchemal mit zum Meierhof kommen durften. Am meisten interessierten uns Kinder die Karpfenteiche im Garten, in denen die dicken, großen Karpfen immer bereit waren sich füttern zu lassen und auf einen Pfiff gleich in Scharen herangeschwommen kamen. Von der einen Seite war der Meierhofgarten von der Dalke begrenzt, nach vorn und auf der anderen Seite umgab ihn ein etwa zwei bis drei Faden breiter Wassergraben von gewiß zweihundert oder mehr Schritt Länge. Im Winter durfte dieser Graben als Schlittschuhbahn benutzt werden. Ich habe es nie weit in diesem Sport gebracht. Bei meinem ersten Versuche fiel ich auf einer Strecke von zwei Schritten siebenmal hin, vorwärts, rückwärts und nach beiden Seiten, unter dem lustigen Gelächter der auf ihren Schlittschuhen sicher sich bewegenden Kameraden. Ausgelacht zu werden war mir eine schreckliche Sache, — und so verzichtete ich vorläufig auf weitere Versuche.

Vor der Pforte von Thesings Meierhof standen zwei wunderbar schöne Buchenbäume, zu den schönsten Stämmen gehörend, die ich je gesehen habe. Fräulein Therese Thesing hatte eine große Freude am Pflanzen von Bäumen und hatte die ganze Umgebung ihres Hofes mit herrlichen Buchen und Eichen geschmückt, teils selbst gepflanzt oder wenigstens großgezogen. Kein Baum durfte gefällt werden. Es hieß, daß sie auch nie im Leben einen Weihnachtsbaum habe abhacken lassen. Sie ließ die Lanne sorgfältig ausheben im Walde, in einen Kübel setzen, und nach Weihnachten wurde das Bäumchen wieder vorsichtig im Garten in die Erde gepflanzt. So wuchsen alle ihre Weihnachtsbäume in ihrem Garten allmählich zu mächtigen Stämmen heran. Da stand einer von ihnen, der allergrößte, nahe an der Dalke, ein Stamm von ein bis eineinhalb Fuß Durchmesser und gewiß siebenzig bis achtzig Fuß Höhe. Obendrauf

hatte ein Rabenpaar jährlich sein Nest. Und Fräulein Thesing konnte sich nicht entschließen, es zerstören zu lassen. Vielleicht war es eine Rabenart, die anderen Vögeln nicht gefährlich ist. Sonst hätte sie ihnen doch wohl kaum Gastrecht gegönnt. Denn ihr Garten war eine Freistatt für allerlei Singvögel; Nachtigallen, Finken, Drosseln, Amseln und noch viele andere nisteten dort unter ihrem Schutze. In einem sehr warmen Frühlinge geschah es nun, als die jungen Raben schon beinahe flügge waren, daß an einem Sonnabendabend spät ein mächtiges Gewitter heraufzog. Wir saßen bei unserer Abendandacht, während draußen die Blitze flammten, der Donner mächtig rollte und schwere Regengüsse strömten. Möglicherweise erleuchtete ein wunderbarer Blitz die dunkle Nacht, auch unser ganzes Zimmer, und fast unmittelbar darauf machte ein schmetternder Donnerschlag, wie die meisten von uns ihn noch nie gehört hatten, das ganze Haus zittern. Alle sprangen wir mit einem Satz auf von unseren Stühlen, selbst Lante Mally. Das hatte eingeschlagen! Aber wo? Zu sehen war nichts; kein Feuerschein. Also beruhigten wir uns. Am anderen Morgen, einem strahlend schönen Sonntagmorgen, erfuhren wir: Die große Lanne mit dem Rabennest bei Thesings Hof sei vom Blitze getroffen. Wir pilgerten noch vor der Kirche hin, gute anderthalb Kilometer weit. Da sahen wir das Wunder. Die Lanne stand noch aufrecht. Neben ihr lag ihr Wipfel, ein Stück von etwa drei bis vier Meter Länge, vom Blitz glatt abgebrochen, etwa zwei bis drei Fuß über dem Rabennest. Dann hatte der Blitzstrahl das Rabennest übersprungen und unversehrt gelassen, war etwa zehn Fuß tiefer wieder in den Stamm gefahren und hatte ihn der Länge nach, bis zur Wurzel, in drei Teile gespalten. Die jungen Raben waren unversehrt. Nach drei Tagen flogen sie aus, dann wurde die Lanne gefällt, die bis dahin durch das unversehrte obere Stück des Stammes zusammengehalten wurde.

Dicht neben Thesings Hof lag an der Dalke die zum Meierhofs gehörige alte Wassermühle, mit dem uralten, mächtigen Lindenbaum davor, dessen Stamm umgeben war von einer Holzbank, rundherum, wie man es bei Hunderten von Mühlen in Deutschland sieht. Dort sitzen die Müllersleute an den Feierabenden und Sonntagen. Wenn ich die Mühlenlieder singen höre oder lese, so habe ich immer an Thesings Mühle denken müssen, wie sie da so urgemütlich liegt am kleinen Fluß mit ihrer Linde und rundherum große, schöne Buchen auf der einen Seite und freundliche Gärten mit ganz wundervollen

Mohnbeeten auf der anderen Seite, mit den weißen Müllergestalten und einem Wagen mit Korn- oder Mehlsäcken vor der Thür. — Unterhalb der mächtigen, grünbemoosten Wasserräder lag das sogenannte Wellenbad, — ein Bretterhäuschen mit drei Abteilungen. Die erste Klasse lag d i c h t unterhalb der beiden großen Wasserräder. Wenn die Mühle im Gange war und das Wasser über die Räder strömte, sie bewegend, dann stürzte es in tosenden, schäumenden Wellen direkt ins Badehäuschen hinein. Im kleinen Vorraum jeder Abteilung oder Klasse kleidete man sich aus und stieg dann hinein in die Wellen, die in der ersten Abteilung so mächtig waren, daß man Kinder kaum hineinlassen durfte. Ein Erwachsener mußte sich schon kräftig festhalten an den Seitenstangen, um nicht umgeworfen zu werden. Kinder konnten eigentlich nur in die zweite oder dritte Klasse kommen. Das Bad kostete einen Silbergroschen (zehn Pfennige), für Kinder die Hälfte. Natürlich konnten wir diesen Genuß nur sehr selten haben.

U n s e r Bad, für das Gymnasium, lag u n t e r h a l b der Stadt, bei „Schröders Mühle“, und zwar in der Stauung o b e r h a l b dieser Mühle. Die Stauung war mit einem Bretterzaun umgeben, Das Wasser war höchstens dreieinhalb Fuß tief. Beherztere Jungen, die gute Schwimmer waren, verließen aber die Badeanstalt, liefen im Badekostüm (das aber nur in einer Schwimmhose bestand, deren Gebrauch obligatorisch war) an der Mühle vorbei in den sogenannten „Mühlentolk“, ein breites Bassin, das gebildet wird unterhalb jeder Wassermühle durch das Herabstürzen des Wassers über die Räder und durch das Öffnen auch der Freischleusen im Mühlendamme nach starkem Regen oder plötzlicher Schneeschmelze im Frühling. Die heftig strömenden Fluten haben allmählich eine Art tiefen, breiten Teich ausgebaggert, der auch bis zehn Fuß Tiefe hatte. Ich habe mich kaum je in den Mühlentolk gewagt. Als kleiner Junge wäre ich in Bielefeld einmal beinahe ertrunken. Ich stand in der Badeanstalt ausgekleidet nahe am Rande des Wassers, mit dem Rücken zum Wasser. Da gab mir ein größerer Knabe einen Stoß vor die Brust, so daß ich hintenüber ins Wasser flog und nicht auf die Füße kommen konnte. Ich tauchte immerfort auf und wieder unter, und wenn nicht Bruder Hugo und ein anderer Kamerad es noch rechtzeitig bemerkt und mich herausgezogen hätten, so wäre ich wohl ertrunken. Ich hatte schon eine Masse Wasser geschluckt. Seitdem war ich ängstlich vor tiefem Wasser geworden.

Auf dem viel größeren Mühlentolk der Thesingschen Mühle gab

es manchmal im ersten Frühling einen aufregenden Sport. Wenn das Eis aufbrach, so machten die waghalligsten größeren Gymnastien sich einen ganz besonderen Spaß. Sie bestiegen mit langen Bohnenstangen bewaffnet die Eisschollen, die manchmal sogar zwei Zungen tragen konnten, und fuhren nun auf dem Mühlenkolk spazieren. Unterhalb des Kolks war der Fluß so seicht, daß die Schollen nicht fortgetrieben werden konnten. Die Lollkühnsten stießen mit ihren Stangen ihre Schollen bis in die Wellen der Räder hinein und fuhren dann mit lautem Jauchzen, mit den Armen balancierend auf den heftig schwankenden Schollen stromab in ruhigeres Wasser. Natürlich fiel auch mancher bis an den Hals oder auch über den Kopf ins Wasser und nahm ein kaltes Bad. Umgekommen ist aber keiner dabei. Wie ein Pudel naß kroch solch ein Unglücksvogel aus dem Wasser, schüttelte sich und lief im Trabe nach Hause, um sich umzukleiden. Bruder Josi, der immer zu den Wagehälften gehörte, hat manche Schollenfahrt mitgemacht. Bruder Hugo und ich riskierten es nicht, sondern gaben nur mit einer Menge anderer Zungen die lustigen Zuschauer ab.

Nach Südwest von Gütersloh, noch weit hinter „Schróders Mühle“, liegen im Kiefernwalde dünenähnliche Hügel, mit Kiefern bestanden. Sie heißen „Kattenstroths Hügel“, nach dem nächsten Bauernhofs, zu dessen Gebiet sie gehörten. Der höchste Hügel mag 60—70 Fuß hoch sein, die höchste Erhebung um Gütersloh herum. Vom Gipfel, wenn man auf eine Tanne kletterte, hatte man einen hübschen Blick auf die Stadt. Kattenstroths Hügel mit den weithin sich ausdehnenden Kiefernwäldern waren zu allen Zeiten an freien Nachmittagen der beliebteste Spielplatz in der Umgegend. Räuber und Gendarm, auch Kriegsspiele, haben wir unzählige Male dort gespielt. Uns erschienen die Hügel wie ein kleines Gebirge.

In der Umgebung von Gütersloh lagen eine Anzahl von Dörfern und Städtchen, nach denen wir als Schüler, teils mit unseren Lehrern, teils allein, Spaziergänge machten. Das nächste Dorf war Isselhorst, etwa drei bis vier Kilometer entfernt. Ganz am Anfang der Gütersloher Zeit sind wir mit Tante Mally beim dortigen Pastor Lohmeyer zum Besuch gewesen. Dann legte der Pastor sein Amt nieder. Er hatte keine eigenen Kinder, nur einen Pflegesohn, der ein Bruder von meiner Schwester späterem Manne, Heinrich Weidbecke, war. Diesen habe ich damals nicht kennen gelernt, wohl aber seine ältere Schwester Minna, die manches Mal bei Tante Mally

zu Besuch war, etwa zehn bis zwölf Jahre älter als ich, ein gutes, liebes Menschenkind. Sie hat sich nach Ostpreußen verheiratet. — Später haben wir mit unserem Klassenlehrer noch manches Mal Iffelhorst besucht. Doch davon hernach.

Im Osten und im Nordosten gab es zwei katholische Dörfer: Friedrichsdorf, nahe der Senne gelegen, in sehr dürrer, ärmlicher Landschaft, — und Marienfeld (im Nordwesten) mit den Ruinen eines alten Dominikanerklosters, das in den Napoleonischen Kriegen zerstört war. Napoleon hatte kurzerhand die sämtlichen Dächer, die aus schwerem Kupferblech, fast Kupferplatten, bestanden, abgedeckt, um Geld aus ihnen zu prägen. Die Klosterschätze und Kirchenggeräte hatte er auch mitgenommen, um seine Kriegskasse zu bereichern; man sagte, es sei eine schwere Beute gewesen. Darüber waren nun schon fünfzig Jahre vergangen, aber noch fand man im Klostergarten, der völlig vergrast und verwildert war, die Spuren der früheren hohen Kultur unter den Mönchen. Gefüllte weiße und violette Veilchen und andere seltene Blumen blühten dort noch. Und die verwitterten Säulen und Fenster der Klosterkirche zeigten, daß es ein wundervoller gotischer Bau gewesen sein muß. — Auch das ganze Dorf zeichnete sich, — sicher durch den ehemaligen Einfluß des Klosters, — vor sämtlichen anderen Dörfern der Umgegend aus durch schmucke Häuser, schöne Obstgärten und Blumenkultur und eine deutlich wahrnehmbare Wohlhabenheit. Alle anderen katholischen Dörfer oder Städtchen der Umgegend stachen unvorteilhaft dagegen ab. — Gerade nach Westen zu lag das katholische Dorf Herzebroch, wohl 7—8 Kilometer weit. Den Turm der Kirche sahen wir von unserem Hause aus. Aber nie bin ich dorthin gekommen. Es soll ein recht ärmliches Dorf gewesen sein. Südlich lagen die beiden Städtchen Rheda (an der Bahn) und die Kreisstadt Wiedenbrück, 2—3 Kilometer voneinander, mit Gütersloh durch eine Chaussee verbunden, 7 Kilometer entfernt, Städtchen von etwa 3000 Einwohnern. Rheda war bis zu Napoleons Zeit die Hauptstadt eines winzigen Fürstentums gewesen. Dann war es säkularisiert worden. Die Fürstenfamilie lebte noch in ihrem altertümlichen, gut erhaltenen Schlosse, das von hohen Bäumen umgeben, hinter Wällen und Gräben verschanzt, uns Schülern ungeheuer interessant war. Bei Ausflügen nach Rheda erhielt man leicht die Erlaubnis zum Betreten des Schloßhofes, nie aber zum Eintritt ins Innere des Schlosses. Dann fuhren wir wohl auf Rähnen rund um das Schloß herum,

auf den sehr breiten, zum Theil zu großen Leichen erweiterten Gräben und träumten uns hinein in sagenhafte Geschichten des altersgrauen Schlosses und seiner einstigen Bewohner. — In Wiedenbrück lag ein Franziskanerkloster im Mittelpunkt der Stadt. Mit einer Scheu und Abneigung sahen wir die braungekleideten Mönche in ihren Kutten hin und wieder erscheinen. Die Bevölkerung der Stadt stand in dem Rufe, fanatisch katholisch zu sein. Einmal habe ich dort einen Karfreitag erlebt. Es war im Jahre 1861 oder 1862. Die sehr kleine evangelische Gemeinde in Wiedenbrück hatte nicht die Mittel, einen eigenen Pastor zu erhalten. So wurde sie denn vikariter von den evangelischen Pastoren der Umgebung bedient. Zum Karfreitag hatten sie meinen Vater eingeladen. Am frühen Morgen fuhr er in einer kleinen Kalesche mit einem Pferdchen dorthin und nahm mich mit. Ich wunderte mich, auf den Feldern überall die Menschen arbeitend zu sehen, und erfuhr, daß bei den Katholiken Karfreitag nur ein halber Feiertag ist, der mittags um zwölf Uhr beginnt. Bis dahin wird gearbeitet. In Wiedenbrück hatte die kleine evangelische Gemeinde ihren Vormittagsgottesdienst in einem ganz kleinen Saale. Hernach aßen wir zu Mittag beim Vorsteher der kleinen Gemeinde. Aus Rücksicht auf die katholische Umgebung und Bevölkerung hatten dort die Evangelischen am Karfreitag auch Fasttag, d. h. es wird kein Fleisch gegessen. Wir bekamen statt des Fleisches Eier, abgeschält, in einer Senfsauce. Am Nachmittag sahen wir vom Fenster aus die große Karfreitagsprozession an, die vom Kloster veranstaltet wird. Einige Monate vorher wird ein Mann aus der katholischen Bevölkerung, der einen guten Ruf haben muß, ins Franziskanerkloster aufgenommen und für die Karfreitagsprozession zur Darstellung des Christus vorbereitet. Es gilt als eine außerordentliche Ehre und als ein hochverdienstliches Werk, den Christus darstellen zu dürfen, so daß auf viele Jahre voraus Männer dazu angemeldet sind. Aus ihnen wird dann einer ganz im stillen erwählt und berufen. Er soll und muß ganz inkognito bleiben. Mit Fasten, Kasteiungen, Gebeten und Unterricht werden die Monate im Kloster ausgefüllt. Am Karfreitag wird er kostümiert, eine Maske wird ihm vorgelegt, den Händen Handschuhe angetan, damit niemand ihn erkenne. Dann fängt im Kloster die Darstellung der Leidensgeschichte an, wozu das Volk in den weiten Klosterhof sich drängt. Das Verhör vor dem Hohen Rat, vor Pilatus, die Geißelung finden statt. Auch die anderen handelnden Personen sind zumeist aus dem Volke ge-

nommen, während die Mönche das Ganze mit ihren Gesängen begleiten. Einst sollen die Kriegsknechte, im Eifer, sich ein Verdienst zu erwerben, den Mann, der den Heiland darstellte, so schonungs- und erbarmungslos gegeißelt haben, daß er zuletzt die Geduld verlor und mit einem wilden Fluche seine Peiniger anfuhr vor allem Volke. Seitdem soll die Geißelung recht maßvoll und unter strenger Kontrolle ausgeführt werden. Dann kommt die große Prozession, den Weg zum Kreuze nach Golgatha darstellend. Durch die ganze Stadt geht der Zug. An sieben Stationen muß der Kreuzträger ermattet zu Boden sinken unter der Last seines Kreuzes. Dasselbe ist aus rohen Brettern zusammengeschlagen, inwendig hohl. Es bleibt jedes Jahr jedem Träger überlassen, ob er sein Verdienst erhöhen will dadurch, daß er Steine in den Hohlraum füllt, soviel als er sich zutraut schleppen zu können. In der Prozession ziehen alle Handelnden der Leidensgeschichte mit, in Gruppen, die jedesmal durch eine Anzahl von Mönchen voneinander geschieden sind. Auf dem ganzen Wege beten die Mönche laut das Vaterunser bis zur dritten Bitte inklusive. Dann fällt das ganze Volk ein mit der vierten Bitte bis zum Ende, mit lautschallenden Stimmen. Da das bei jeder Gruppe von vorüberziehenden Mönchen sich wiederholt, so kann man das wirre Durcheinanderschreien sich denken. Wenn aber an einer der sieben Stationen der in violetter Gewande gekleidete Kreuzträger niedersinkt, dann verstummt das Schreien und die Mönche stimmen wundervolle lateinische Passions- und Klagelieder an.

Doch nun genug von Gütersloh und seiner nächsten Umgebung. Ich komme nun zu der Hauptsache:

c) Das Gymnasium von Gütersloh.

Am Westende des Städtchens, „auf dem Felde“ liegt das Gymnasium. Ein schlichter Fachwerkbau. Parallel der Straße ein zweistöckiger Mittelbau mit 6 breiten Fenstern im oberen Stock, — mit der Eingangstür und 6 Fenstern im Unterstock. Vier Stufen führen von der Straße hinauf zur Haupttür mit kleinem vorspringendem Giebeldach, an dessen Front die schlichte Inschrift in großen Buchstaben steht: „Soli Deo gloria“ („Gott allein die Ehre“), das ernstgemeinte Motto des ganzen Lebens und der ganzen Arbeit des Gymnasiums. An den Mittelbau schließen sich zwei im rechten Winkel angebaute dreistöckige Flügel, zwei Fenster breit zur Straße, vier Fenster breit zur Seite, — so daß diese Flügel nach vorn und

nach hinten über den Mittelbau hervorragen, um ein paar Schritte. Die Giebel der Flügelbauten sind zur Straße gewandt. Der Mittelbau wird gekrönt von einem hübschen, schlanken Turm mit offener Galerie. Von hier aus hat man einen hübschen Blick über die Stadt; — von hier aus wurde in späterer Zeit vom Posaunenchor der Gymnasialisten sonntäglich nach dem Gottesdienste geblasen, ein paar Choräle, auch wohl zum Schluß ein Vaterlandslied. Im rechten Flügel lag die Wohnung des Direktors, und gleich dahinter sein Garten. Hinter dem Mittelbau und linken Seitenflügel, und links noch darüber hinaus, dehnte sich der weite Turnplatz aus, umgeben von einer Allee von weißblühenden Akazienbäumen und einer Hainbuchenhecke. Für 200, höchstens 220 Schüler war das Gebäude berechnet. Als wir im Herbst 1857 in das Gymnasium eintraten, hatte es 180 Schüler. Über 220 ist es in den folgenden neun Jahren nicht gestiegen. Erst später ist die Zahl auf 300 und darüber gewachsen, so daß auch die Aula zu Klassenräumen eingenommen werden mußte. Eine neue schmucke Aula im Kapellenstil mit Orgel-Empore ist dann gegenüber dem Schulgebäude, auf der anderen Seite der Straße, aus Ziegelsteinen erbaut worden. Das ist das schmucklose, sehr schlichte Äußere der Anstalt. Auf den ersten Blick sah man es: diese Anstalt ist arm an Geld und Gut. Aber um so reicher ist sie an Gottes geistlichem Segen gewesen, getragen von der Liebe und den Gebeten der Gründer und der Lehrer.

Die Gründung des Gymnasiums und die Lehrer.

In den Jahren 1848 und 1849 war die Revolution über Deutschland dahingegangen. Als man äußerlich die Ordnung im Lande hergestellt hatte, sah man erst deutlich, welche Schäden im Leben des deutschen Volkes in der Revolution offenbar geworden waren. Nicht sie hatte die Schäden angerichtet, — sondern in ihr waren sie offen hervorgetreten. Sie bestanden daher in Wirklichkeit auch nach ihr fort. Vor allem war es eine weitgehende Abwendung vom christlichen Glauben, die im deutschen Volke sich allmählich vollzogen hatte. Und in der Jugend äußerte sich die Entchristlichung in einer ungeheuren Pietätlosigkeit. Auch die Schuljugend hatte an vielen Orten an der Revolution in ihrer Weise teilgenommen. So hatte in Südwestfalen die Schülerschaft des Gymnasiums zu Soest der Lehrer-Konferenz ihre formulierten Forderungen überreicht, von deren Erfüllung der weitere Besuch der Schule abhängig gemacht werden sollte. Da standen unter andern folgende Punkte:

1. in der Lehrer-Konferenz haben frei gewählte Delegierte der Schülerschaft Sitz und Stimmen; 2. das Gymnasium baut den Schülern eine eigene Regelbahn; 3. das Gymnasium schließt mit einer örtlichen Bierbrauerei einen festen Kontrakt über die den Schülern des Gymnasiums wöchentlich zu liefernde Quantität von Bier usw.

Da traten im Ravensberger Lande, nach einer von Elberfeld ausgegangenen Anregung, eine Anzahl von christlichen Vätern im Jahre 1850 zusammen zu einer Beratung, wie dem Schulleind zu steuern sei? Man faßte den Beschluß, ein „christliches Gymnasium“ zu gründen mit privaten Mitteln, dessen Lehrerschaft ausschließlich aus Männern bestehen sollte, die sich mit Bewußtsein zum christlichen Glauben bekannten und sich vereinigen wollten, um auf dem Grunde des Christenglaubens stehend die ganze Lehr- und Erziehungsarbeit der Schule auszurichten.

Die Mehrzahl der Gründer waren Pastoren im Ravensberger Lande, auch Kaufleute und einzelne Juristen. Man faßte gleich Gütersloh als die Stätte der zu gründenden Schule ins Auge, weil das Städtchen noch keine höhere Schule besaß und in den christlich lebendigen Familien des Ortes ein lebhaftes Bedürfnis nach einer eigenen Schule vorhanden war. In der noch ganz kleinen Stadt hoffte man ein solches Zusammenleben von Lehrern und Schülern erreichen zu können, das die guten Seiten eines Internates den Schülern bieten konnte, ohne sie jedoch in ein Internat einschließen zu müssen. Dazu hätte ein Internat ein bedeutend höheres Betriebskapital erfordert.

Nach langen Verhandlungen mit der königlichen preußischen Staatsregierung wurde die Eröffnung eines christlichen Privatschulgymnasiums mit den Rechten eines Staatsgymnasiums, d. h. mit einem beim Gymnasium von den eigenen Lehrern abzuhaltenden Abiturientenexamen unter dem Vorsitz eines Regierungs-Schulrates, erlaubt. — Die Anstalt sollte unter einem Kuratorium stehen, welches von den Gründern erwählt wurde. Es erhielt die Rechte einer juristischen Person, konnte Schenkungen und Vermächtnisse annehmen, Immobilien erwerben und veräußern, den Direktor und die Lehrer der Schule wählen und berufen unter Bestätigung seitens der Provinzialschulleitung; — es konnte den Gang der Schule in jeder Weise leiten und beeinflussen innerhalb der Grenzen des von der Regierung bestätigten Schulprogramms. Der Schule wurde ausdrücklich das Recht

zuerkannt, in der Aula des Gymnasiums an den Sonntagen durch Lehrer mit theologischer Ausbildung vollen Gottesdienst für die Schüler halten zu dürfen, um die Predigt dem Bedürfnis und dem Fassungsvermögen der Schüler anzupassen. Das Recht aber, eine eigene Schulgemeinde zu bilden mit einem eigenen Pastor und eigener Kommunionfeier, wurde dem Gymnasium erst im Jahre 1864 oder 1865 zuerkannt.

Am 17. Juni 1851 erfolgte die Eröffnung des Gymnasiums in einer Mietwohnung, während sofort auch (Anfang 1852) mit dem Bau eines Schulgebäudes begonnen wurde. Der König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen hielt die Eröffnung dieses Gymnasiums für bedeutungsvoll genug, um eine Reise nach Westfalen zu machen zur Grundsteinlegung des Schulgebäudes am 26. März 1852. Er tat die ersten Hammerschläge auf den Eckstein, nach der Weihrede, mit den schönen Worten: „Christus der Eckstein; — Christen die Bausteine; — Gott für den Bau.“

Sechs Jahre bestand das Gymnasium, als wir eintraten. Für mein ganzes Leben verdanke ich, und mit mir viel, viele andere, dieser Schule einen großen Teil des Besten, was wir ins Leben mitgenommen haben, — nämlich den Eindruck, daß es ein freies, fröhliches Christentum in der Welt gibt, echt und lebendig, im vollen Festhalten an dem ganzen ungeteilten Worte Gottes und an dem Glauben an den lebendigen Herrn und Heiland Jesus Christus, — und eben darin frisch, fromm, fröhlich, frei. So war das charakteristische Leben der Anstalt schon ausgeprägt; in der Folge ist's noch reicher und tiefer entfaltet worden unter dem bestimmenden Einfluß zweier Männer, des Anstaltspastors und Religionslehrers Theodor Braun und seines intimsten Freundes Dr. Heinrich Vorreiter, Oberlehrers der Geschichte. — Doch von ihnen habe ich erst später zu erzählen. — Der erste Direktor der Anstalt war Dr. W. R u m p e l, noch unverheiratet, altklassischer Philologe, eine sehr ernste, zurückhaltende vornehme Persönlichkeit. Auch seinen Kollegen gegenüber war er reserviert, lehrte den Vorgesetzten stark hervor. Wir Schüler fürchteten ihn mehr, als daß wir ihn geliebt hätten. Er war eine zur Hefigkeit angelegte Natur, beherrschte sich aber fest, so daß es nie zu einem Ausbruch der Hefigkeit kam. Mehr streng als natürlich war sein Verhalten zu den Schülern. Er machte wenig Worte, — aber wenn er einmal etwas verfügt hatte, dann blieb er auch unänderlich dabei. Das Schulleben hätte unter seiner Leitung einen

mehr düster-strengen Charakter gewonnen, wenn sein Einfluß in dieser Richtung nicht durch die übrigen Lehrer gemildert worden wäre. — Direktor Kumpel unterrichtete nur in der Prima: Lateinisch, Griechisch und philosophische Propädeutik. Für letzteres Fach hatte er einen vorzüglichen Leitfaden drucken lassen zum Gebrauch der eigenen Schule. Seine Stunden waren glänzend und aufs höchste fesselnd, vor allem, wenn er die griechischen Tragödien erklärte. Bei ihm Sophokles' „Antigone“ zu lesen, war begeisternd und reiner Genuß. Da trat er auch seinen Schülern näher. — Alles in allem war er ein hervorragender Direktor. Als er nach etwa vier Jahren heiratete, wurde auch seine Art eine mildere unter dem Einfluß seiner außerordentlich liebenswürdigen jungen Frau, die von allen Schülern verehrt wurde, obgleich wir in direkte persönliche Berührung mit ihr kaum traten. Sie war eine geborene Köhne, Schwester eines Kaufmanns in Gütersloh, der den größten Zeugwarenladen besaß. — Später erst wurde es uns klar, daß Direktor Dr. Kumpel einen recht schweren Stand in seinem Amte hatte. Das Kuratorium, — doch fast ganz und gar aus Männern bestehend, die ein lebhaftes Interesse an der Schule, aber keine fachmännischen Kenntnisse besaßen, mischte sich in alle internen Angelegenheiten der Schule. Dem Direktor mag es oft genug schwer gefallen sein, seine Anordnungen gegen das Kuratorium durchzusetzen, zumal beständig der Mangel an Mitteln auch das Kuratorium in seinen Bewegungen zum Besten der Schule hinderte.

Das Schulgeld war sehr niedrig bemessen. In den drei untersten Klassen betrug es nur 20 Taler im Jahre, in den oberen Klassen 30 Taler. Und das bei einer Schule, welche ohne Subvention seitens des Staates nur auf Einkünfte aus dem Schulgelde und aus freiwilligen Gaben angewiesen war. Dabei wurde noch manchem ärmeren Schüler eine Ermäßigung gewährt, z. B. allen Missionarsköhnen. Und wenn drei Brüder die Anstalt besuchten, so hatte der dritte nichts zu zahlen. — Selbstverständlich konnten die Gehälter der Lehrer nur sehr niedrige sein. Der Direktor erhielt bei freier Wohnung 1000 Taler. Seine Stellung war aber nahezu glänzend zu nennen gegen den Gehalt der übrigen Lehrer. Die Oberlehrer und Ordinarien der einzelnen Klassen erhielten 6—700 Taler, ohne irgend einen weiteren Zuschuß, und die einfachen Lehrer bezogen 400 Taler alles in allem. Dafür mußten sie Wohnungen mieten. Sie waren denn auch alle darauf angewiesen, durch das Halten von Pensio-

nären sich ihre Stellung zu verbessern. — Der Pensionspreis bei den Lehrern betrug 200 Taler im Jahr in der Regel, — einzelne Pensionäre aus vornehmen Familien zahlten wohl auch mehr, bis 400 Taler. Meines Wissens hatte aber nur der Direktor einmal einen solchen goldenen Vogel, — das war ein Graf von und zu Isenburg. Des Direktors übrige Pensionäre zahlten 300 Taler.

Der Ordinarius der Obersekunda war der Oberlehrer Schöttler, ein dicker, rundlicher Mann mit kurzgeschorenem grauem Haare und urgemütlichem humorvollem Gesichte. Er war früher katholischer Priester gewesen, war zur evangelischen Kirche übergetreten und hatte geheiratet. Kinder hatten sie nicht, — aber immer ein volles Haus von Pensionären, die sich bei ihnen wohl fühlten. Der „alte Schöttler“ (Schöttler nach seiner eigenen Aussprache) war ein ausgezeichnete Mathematiklehrer, der die Gabe hatte, die verwickeltesten Aufgaben sonnenklar zu machen. Daneben gab er auch alte Sprachen, besonders Latein. In den Stunden hielt er auf strenge Ordnung und Aufmerksamkeit. Wenn jemand eine Bleifeder anspitzte während der Stunde, so konfiszierte er ohne Erbarmen das Messer auf Nimmerwiedersehen. Alles mußte in der Pause zur Stunde fertig vorbereitet sein, — die Stunde sei nur zum Lernen da. Man sagte, daß er ein ganzes Museum von Taschenmessern besitze. — Er war ein großer Freund der Abhärtung, und ein Greuel war es ihm, wenn er im Winter, als Dejourlehrer im Korridor auf- und abgehend und hin und wieder den Kopf in eine Klasse steckend, einen Schüler am Ofen stehend sah, um sich zu wärmen. „Schäme dich, deutscher Knabe“, oder „Schämen Sie sich, deutscher Jüngling“, rief er dann, halb entrüstet, halb humorvoll lächelnd.

Der Ordinarius der Untersekunda war Oberlehrer Hermann Scholz, cand. theol. In seiner Pension lebten meistens Engländer, die das horrende Pensionsgeld von 600 Talern im Jahr zahlten. Eine billigere Pension wäre ihrer unwürdig gewesen. Freilich mußten sie auch ganz anders gehalten und genährt werden als deutsche Schüler. Nach Deutschland kamen sie, um einige Jahre in einer deutschen Schule die deutsche Sprache zu lernen. Wir hatten immer 3—4 Engländer im Gymnasium. — Oberlehrer Hermann Scholz war Besitzer eines eigenen Hauses mit einem hübschen Garten an der Dalk, Inhaber eines Rahnes auf dem Flüßchen, und trug eine stark goldgelb leuchtende Perücke auf seinem Haupte und eine gold-

dene Brille auf der Nase wegen sehr hochgradiger Kurzsichtigkeit. Im ganzen steif und würdig war er der leibhaftige Pedant, aber durch und durch gerecht. Darum stand er in allgemeiner Achtung trotz seiner Langweiligkeit im Unterrichten und in seinen Sonntagspredigten, die er alle 14 Tage zu halten hatte in der Aula (abwechselnd mit einem andern Lehrer). Sein Hauptfach war Latein und Griechisch. Aber nie gelang es ihm, uns auch nur einen Schimmer von der Schönheit beider Sprachen und ihrer Schriftdenkmäler ahnen zu lassen. Er benutzte den Historiker Livius und den Dichter Virgil ausschließlich dazu, uns die Regeln der Grammatik an ihnen zu erläutern. Er stand im Rufe, jeden einzelnen Paragraphen der Grammatiken beider Sprachen wörtlich auswendig zu verstehen und sie mit ebenso inniger Liebe zu repetieren, wie ein Künstler die schönsten Gedichte deklamiert. — In den hebräischen Sprachstunden in den drei obersten Klassen erfuhren wir vom Geiste der hebräischen Sprache, vom Unterschiede zwischen semitischem und indogermanischem Sprachgeiste und Anlage des Sprachenbaues nicht das Geringste, obgleich er ein so gründlicher Kenner der hebräischen Sprache war, daß er für uns Schüler einen eigenen kleinen, wirklich vorzüglichen Leitfaden der Grammatik verfaßt hatte. Aus purer Langeweile verfiel man gerade in den hebräischen Stunden auf allerlei Torheiten. Da Oberlehrer Scholz so kurzsichtig war, daß er selbst mit der Brille die einzelnen Schüler nicht erkennen konnte, so prägte er sich mit seinem mächtigen Gedächtnisse schnell die Plätze ein, wo ein jeder saß und rief darnach mit unfehlbarer Sicherheit die Schüler auf, die er fragen wollte. In der hebräischen Stunde, an welcher doch nur die künftigen Theologen teilnahmen, hatten wir mehr Spielraum, vertauschten auch wohl unsere Plätze und dann antworteten immer diejenigen, welche einigermaßen etwas verstanden, auch für fremde Namen. Das geschah nicht, um zu betrügen (denn sogenanntes „Mogeln“ galt nicht als anständig), sondern aus purem Übermut, um nämlich den Gesichtsausdruck des armen „Pinn“ zu beobachten, wenn plötzlich eine fremde Stimme von dem Platze antwortete, wo er den namentlich Aufgerufenen vermutete. Er sah dann urkomisch halb verdutzt, halb mißtrauisch, seitwärts über seinen Bücherrand auf den Antwortenden. Den Höhepunkt erreichte diese Schlingelei aber, als eines Tages zwei Laugenichtse eine große ausgestopfte Figur etwas entfernt vom Pult in die vierte oder fünfte Bank setzten mit aufgeschlagener hebräischer Bibel davor. Herr

Scholz rief denn auch im Laufe der Stunde richtig den Namen des sonst auf jenem Platz Sitzenden auf und forderte ihn zum Lesen und Übersetzen auf. Keine Antwort! Schon vorher hatte Oberlehrer Scholz mit einigen mißtrauischen Seitenblicken die ihm wohl etwas fremd erscheinende Gestalt angesehen. Nun rief er nochmals: „Sie da, hören Sie mal, lesen Sie jetzt!“ Wieder tiefes Schweigen. Alle hielten das Richern mühsam an sich. Da stieg Herr Scholz vom Katheder herunter, geradeswegs auf die am Ende der Bank sitzende Gestalt zu. In diesem Augenblick wurde es uns doch etwas schwül zu Mute. Herr Scholz rührte die Gestalt an, erkannte im selben Moment aber auch den ihm gespielten Streich und kehrte lautlos aufs Katheder zurück. Hätte er uns ein scharfes, ja heftiges Wort des Tadelns gesagt, wir wären nicht entfernt so begossen gewesen wie durch seine vollständige Selbstbeherrschung und Ruhe, in welcher er uns auch nicht einmal eines Blickes oder Wortes würdigte. Die ganze Klasse kam sich tief blamiert vor, während Herr Scholz in unserer Achtung ungeheuer stieg.

Ordinarius der Tertia war bei unserem Eintritt in die Schule Oberlehrer *D i e t l e i n*, der neben Latein besonders deutsche Sprache unterrichtete. Außerdem gab er in den unteren Klassen auch Religions- und Geschichtsstunden. Er hatte ein scharfgeschnittenes Profil, hellgelbe schlichte lange Haare, glatt gescheitelt, wasserblaue klare Augen, meist einen freundlichen Ausdruck. In den Stunden scherzte er häufig, mit gutem Humor. Seine Stunden waren interessant und beliebt. Nur eins liebten wir nicht an ihm. Er hatte Lieblinge unter den Schülern, und er konnte wohl in der deutschen Lesestunde oder in der Aufsatzstunde sich neben solch einen Liebling hinstellen, wenn derselbe am Ende der Bank saß und ihm die Haare streicheln. Solch ein armer Junge hätte wohl lieber eine Tracht Schläge sich geben lassen. Denn nach der Stunde wurde er von allen Kameraden gründlich geneckt. — Übrigens war Oberlehrer Dietlein gegen alle Jungen freundlich. Wir brauchten ausschließlich Gänsefedern zum Schreiben, Stahlfedern waren in der Schule gänzlich unbekannt. Nun gehört aber Geschick dazu, die Gänsefeder immer wieder so anzuschneiden, daß sie eine gute, klare Schrift gibt. Das war für uns kleine Jungen eine zu schwere Aufgabe. Da erbot sich Herr Dietlein einer Menge von uns, unsere Federn anzuschneiden. Wir traten dann bei ihm auf in seiner Wohnung, meist mit einem ganzen Bunde (25 Stück) bewaffnet, die er mit großer Geduld und Freundlichkeit

alle miteinander zuschnitt. — Diese Liebenswürdigkeit gewann ihm aller Herzen; freilich nur die Herzen der Schüler. Ein Frauenherz konnte er nicht finden. Er war unverheiratet. Das Gerücht sagte von ihm, daß er mit seinem liebevollen Herzen nicht imstande sei, eine allein zu lieben; er liebe immer zwei oder drei zu gleicher Zeit und könne nicht ins Klare darüber kommen, welche von ihnen er denn eigentlich so liebe, daß er sie heiraten könnte. Und wenn er denn endlich zur Klarheit einmal komme, dann habe die Betreffende immer gerade schon sich mit jemand anderem verlobt. — Er verließ nach einigen Jahren das Gymnasium in Gütersloh, um einem Rufe in weitere Ferne zu folgen. — Als Ordinarius der Tertia folgte ihm dann Oberlehrer Dr. P e t e r m a n n, der bis dahin Ordinarius der Quarta war. Anfangs war er auch unverheiratet, führte aber nach einigen Jahren ein auffallend hübsches Fräulein König als Frau heim. Er unterrichtete Geographie, Latein, Griechisch, Rechnen und Geometrie; er war bei den Schülern gern gemocht wegen seiner Gütmütigkeit und Heiterkeit. Sein höchster Stolz war, daß sein Bruder damals der bedeutendste Geograph Deutschlands war und als erste Autorität der Länderkunde weithin über die Grenzen Deutschlands anerkannt wurde.

Als ich im Herbst 1857 in die Sexta eintrat, war ein Dr. H o f f m a n n ihr Ordinarius, ein kleiner, sehr schwächlicher, dürrer Mann, von sehr starker Erregbarkeit. Er mag ein recht tüchtiger Lehrer gewesen sein; die Sexta hatte unter ihm in e i n e m Semester mehr in der lateinischen Sprache durchgenommen, als in Bielefeld der g a n z e Jahreskursus der dortigen Sexta betrug. Infolgedessen kam auch Bruder Hugo, der in Bielefeld schon Quintaner war, in Gütersloh wieder in die Sexta zurück, aus welcher er Ostern 1858 in die Quinta versetzt wurde, während ich in der Sexta sitzen blieb. Zu Ostern 1858 verließ Dr. Hoffmann Gütersloh und an seiner Stelle wurde Herr Dr. M u n d e, ein junger, unverheirateter Philolog, Ordinarius der Quinta, so daß ich das Glück gehabt habe, zwei Jahre lang ihn als meinen Ordinarius zu haben. Nächst Pastor Braun und Dr. Heinrich Vorreiter ist Dr. Munde ohne Zweifel der ausgezeichnetste und für das Leben der Schule bedeutungsvollste Lehrer gewesen. Ein feiner Mensch, an dem auch das schärfste Schülerauge keinen Makel noch Fehler entdeckte, so daß er auch nie einen Spitznamen gehabt hat. Jeder Schüler — ich glaube wirklich jeder ohne Ausnahme — liebte und verehrte ihn. Er war eine lautere, wahrhaft fromme

Persönlichkeit, dabei so menschlich-natürlich und ungekünstelt, daß seine Frömmigkeit jedem zusagen mußte. Fein gebildet, ein wirklich gelehrter, kenntnisreicher Mensch und doch imstande, mit den kleinsten Schülern verständnisvoll alles zu teilen, was sie bewegte. Ein Herz voll warmer persönlicher Liebe für jeden einzelnen seiner Schüler, auch der kleinen — so widmete er sich g a n z u n d g a r seinen Schülern, um ihnen so viel zu sein, als nur irgend möglich war. Sein Gesicht, glatt rasiert, war meist ernst, aber voll tiefen Wohlwollens. Die klugen, klaren Augen sahen jedem durch die Brille, die er trug, durch und durch ins Herz. Es wäre nicht denkbar gewesen, Dr. Munde eine Lüge zu sagen. Und doch waren es nicht scharfe, stechende Augen, sondern ernste, aber freundlich-wohlwollende, mit denen er seine Schüler anschaute. Und wenn er etwas zu rügen hatte, dann hatten sie einen ernst-traurigen, nie einen zornigen Ausdruck. Dr. Munde hatte gleich seine ganze Klasse in seiner Hand, von vornherein stand es fest, daß sich nie ein Junge etwas gegen ihn herausnehmen könne. Aber bald hatte er nicht nur den Willen seiner Schüler sich unterworfen, sondern auch ihr vollstes Vertrauen und Liebe gewonnen. In der Art und Weise, wie er mit seiner Klasse umging, verkörperte sich geradezu das Ideal, das den Gründern der Schule vorgeschwebt hatte vom Verhältnis der Lehrer zu ihren Schülern. Jeden zweiten Sonnabend machte Dr. Munde mit seiner Klasse einen Ausflug in ein benachbartes Dorf, wo wir im Gasthause Kaffee miteinander tranken und uns an Butterbrot gründlich satt aßen für etwa anderthalb bis zwei Silbergroschen. Hernach wurden Spiele gespielt, wobei Dr. Munde immer mitspielte. Aber wichtiger war es noch, wie er auf dem Hin- und Rückwege es verstand, sich mit seinen Schülern in der unbefangenen Weise zu unterhalten, ihnen zu erzählen und sich von ihnen erzählen zu lassen. So lernte er uns besser kennen und wir ihn, als es je in der Schulstunde möglich gewesen wäre. — Aber noch viel schöner waren uns die Sonntagnachmittage. Dann sammelte er seine Klasse um sich, — natürlich mit absoluter Freiwilligkeit des Kommens, aber sie kamen eben alle ausnahmslos. Wir machten dann einen gemeinsamen Spaziergang ohne Ziel durch Feld und Wald und Heide, wie sich's eben traf. An einem ganz stillen, sonnigen oder schattigen Plätzchen, je nachdem die Jahreszeit es nötig machte, lagerten wir uns auf den Rasen. Dr. Munde holte dann ein Geschichtenbuch hervor und las uns vor, eine Stunde oder zwei. Er wählte immer schöne, patriotische Erzählungen, alle

von einem ernstern christlichen Geiste getragen, und doch so frisch und begeisternd geschrieben, daß uns die Zeit des Lesens nur gar zu schnell zu Ende ging.

In der Schule unterrichtete Dr. Munde Latein, Geschichte, Deutsch und wußte seine Schüler immer ganz zu fesseln. Als er mit den Jahren immer höher hinaufstiege, da waren die Schüler der oberen Klassen ganz ebenso von Liebe zu ihm erfüllt, wie in den unteren Klassen. Als er heiratete (ich war damals schon in einer höheren Klasse), da waren wir Jungen geradezu eifersüchtig auf seine Braut und Frau, die wir aber doch wieder, weil sie *seine* Braut und Frau war, von vornherein verehrten. Rührend war seine Liebe und Sorge um jeden einzelnen seiner Schüler. In der Prima gab er uns griechische Grammatikstunden. Ich weiß nicht mehr, wodurch es gekommen war, daß ich die Regeln über die Konditionalsätze nicht ordentlich erfassen konnte. Namentlich die Anwendung der vierten Regel gelang mir nicht. Auf diesem Punkt war ich vernagelt. Das konnte aber für die schriftliche Abiturientenarbeit gefährlich werden. Nun hatte ich wegen Krankheit gerade einige wichtige Grammatikstunden versäumen müssen, in welchen zum Examen geübt wurde. So mißlang mir denn auch die schriftliche Übersetzung, sie wurde ungenügend, und zwar gerade wegen der verhängnisvollen vierten Konditionalsatz-Regel. Dr. Munde war mindestens ebenso bekümmert wie ich selbst. Er erreichte einen Konferenzbeschluß, daß mir eine neue Übersetzung zugestanden wurde. Und obgleich er damals selbst sehr leidend und ernstlich krank war, gab er mir eine Anzahl von Privatstunden, um mich nur auf jeden Fall durchs Examen zu bringen. Dabei war er aber viel zu gerecht, um etwa die Examenaufgabe vorher mit mir durchzuübersetzen. In der Stunde der Prüfungsarbeit mußte ich eben doch ganz selbständig zeigen, was ich verstand. — Dr. Munde starb wenige Jahre, nachdem ich das Gymnasium verlassen hatte, an hochgradiger Blutarmut. Bis an sein Ende hat er gearbeitet und seine Kraft und Liebe unermüdet seiner geliebten Schule und seinen Schülern gewidmet. Er selbst ist auch geliebt worden, wie es wenigen Lehrern zuteil wird.

Eine andere markante Persönlichkeit unter den Lehrern war der Lehrer des Turnens, Rechnens und der Kalligraphie (in den unteren Klassen), des Französischen in Quinta, der Gesanges und der Naturgeschichte und des Zeichnens in allen Klassen, Theodor Goeder. Er hatte den sonderbaren Spitznamen „Rams“, weil er eine kurze Zeit Ge-

Schichtsunterricht in der Sexta erteilt hatte und in diesen Stunden eine große Bewunderung und Verehrung des altägyptischen Pharao Ramses offenbart haben soll. Er war ein herzenguter Mensch und treuer Lehrer, der auch allgemeine Achtung und Liebe unter den Schülern besaß. In allen Fächern unterrichtete er mit gleicher Begeisterung und Hingebung. Im Rechnen zwang er uns zu einer Kenntnis des großen und kleinen Einmaleins, die fast unfehlbar war bis zu 24 mal 24. Beim Abfragen klappte er nur die Hände ineinander, so schnell nacheinander bei jeder Frage, daß man kaum die Antwort dazwischen fügen konnte. Versagte man dreimal, so rief er nur kurz: „avec!“ Dann mußte man nach der Stunde mit ihm nach Hause gehen, dort nachsitzen und lernen, bis man ohne Fehler antworten konnte. Seine Kalligraphie war ausgezeichnet, und meine Handschrift verdanke ich nur ihm und seinen festen Regeln für Schreiben. Er war ein geschworener Feind der Stahlfeder und erklärte dieses Fabrikprodukt für ein ganz charakterloses Werkzeug der Schreibkunst. Nur die selbstgeschchnittene Gänsefeder könne eine charaktervolle Schrift geben. Seine Naturgeschichtsstunden waren sehr interessant, so daß wir sie sehr liebten. Bei vielen seiner Schüler hat er Sinn und Liebe für die Natur zu wecken verstanden. Ganz begeistert war er als Gesanglehrer. Er hatte selbst ein Liederbuch mit Noten herausgegeben: „Des Knaben Liederschatz“, das eine weite Verbreitung gefunden hat. Alle Arten des Liedes waren darin vertreten, nur nicht Liebeslieder, für Jungen im Gymnasialalter keine Entbehrung, wenigstens damals. Einzelne Mitschüler, welche Liebeleien trieben, wurden durchweg als weibisch geringgeschätzt. Auch Trinklieder fehlten in des „Knaben Liederschatz“ völlig; sie wurden aber ebenfalls kaum vermißt. Wir hatten gar keine Gelegenheit sie anzuwenden. — Mit besonderem Eifer übte Herr Goeder den rhythmischen Choralgesang mit uns. Er verstand es, uns den Rhythmus der meisten Lieder so vollständig in Fleisch und Blut einzuführen, daß wir nie Noten dafür brauchten. In den Morgenandachten und Sonntagsgottesdiensten wurden alle Lieder rhythmisch und sehr frisch gesungen. Natürlich gab es auch getragene Melodien, wie die Passionslieder; aber auch sie wurden rhythmisch gesungen. Er machte uns den rhythmischen Gesang so lieb, daß wir tief empört waren, als der Direktor einmal versuchte, bei einer Reihe von Melodien den Rhythmus abzuschaffen. In der Stadtkirche in Gütersloh wurde ganz unglaublich schleppend gesungen. Und obendrein wurde zwischen je zwei

Zeilen immer ein Zwischenspiel von der Orgel gespielt. In Gymnasiafenkreifen hieß es: Die Gütersloher Bauern könnten nicht so rasch lesen, wie man singe, — daher müsse durch das Zwischenspiel ihnen die Möglichkeit zum Vorauslesen geboten werden. Sie hingen an den Zwischenspielen i m Verse so zäh, daß es einem der Stadtpastoren gänzlich mißlang, darin eine Änderung zu schaffen. Er hatte den alten, auch sehr konservativen Organisten dazu vermocht, die Zwischenspiele aufzugeben. Das wurde der Gemeinde mitgeteilt. Die Städter waren damit einverstanden. Nicht die Bauern. Als am nächsten Sonntage die Orgel die Zwischenspiele fortließ und einfach weiterspielte, die Städter auch richtig weitersangen, hielt die gesamte Bauerngemeinde, welche oben auf den Emporen der neuen Kirche saß, ihrerseits so lange inne, als sie Zeit brauchten, um die zwei folgenden Zeilen zu studieren. Und dann erst fuhren sie mit mächtiger Stimme fort zu singen, Orgel und Städter gänzlich ignorierend. Sie waren auch so sicher und fest in ihrem Gesange, daß sie sich in keiner Weise irre machen ließen, während die bestürzten Städter den Faden verloren und nolens volens in den Gesang der Bauern hineingezogen wurden. Die Orgel mußte schließlich auch kapitulieren. Die Bauern siegten auf der ganzen Linie, — die Zwischenspiele zwischen den Zeilen und der ganze schleppende Gesang blieben bestehen. So wurde erzählt. Selbst erlebt habe ich dieses denkwürdige Ereignis freilich nicht. Die Langsamkeit des Gesanges war übrigens auch bei den Städtern beliebt. Ihnen erschien der rhythmische Gesang im Gymnasium als etwas durchaus Ungeistliches. Einige Kuratoren des Gymnasiums verlangten nun eines Tages vom Direktor, er solle diesem rhythmischen Gesange Einhalt tun. Es sei unmöglich, dabei andächtig zu sein. Der Direktor gab ihnen nach und bestimmte mit ihnen eine Anzahl Melodien, welche fortan nicht mehr rhythmisch, sondern schön getragen gesungen werden sollten. Diese Verfügung empörte die ganze Schülerschaft ausnahmslos. Ohne irgend welche Verabredung (es sei denn, daß dieselbe ganz geheim unter den Primanern und Obersekundanern bestanden hat), als am nächsten Morgen nach dieser neuen Verfügung in der Morgenandacht der Gesang begann, wurde von allen Schülern unisono jede einzelne Note so lange ausgehalten, als man überhaupt nur Atem besaß. Der Direktor schaute entsetzt um sich über diese offene Empörung an heiliger Stätte. Die Lehrer waren von Unruhe ergriffen. Nur die Schüler ließen sich nichts anfechten, sondern sangen

in demselben Tempo, an jede Silbe die ganze Atemkraft der Lunge setzend, den Vers zu Ende. Was sollte der Direktor machen? Wen sollte er bestrafen? Er war klug genug, zu schweigen und seine Verfügung über Aenderung des rhythmischen Gesanges auf sich beruhen zu lassen. So hatten die Bauern in der Kirche und die Schüler im Gymnasium, jeder Zeil für seinen Gesang den Sieg davon getragen. Herr Goecker hat sich zweifelsohne im Grunde seiner Seele über seine Schüler gefreut. Es war doch eigentlich ein Sieg seiner Gesangsstunden.

Auch die Turnstunden leitete Herr Goecker mit großem Eifer. Er turnte zwar selbst nicht mehr, nachdem es ihm gelungen war, tüchtige Vorturner auszubilden, die nun ihrerseits in zehn bis fünfzehn Riegen die Mitschüler in den Turnstunden übten. Die Turnsaison begann im Frühling und endete im Herbst. Es war immer ein großes Moment, wenn im Frühling in der ersten Turnstunde auf dem Turnplatz Herr Goecker erschien und die Einteilung der Schüler in Riegen verlas und für jede Riege den Vorturner proklamierte. Es galt als eine große Ehre, Vorturner zu werden, und ich weiß noch, wie gehoben ich mich fühlte, als auch ich in die Reihe der Vorturner einrückte. Bruder Josi war schon längst einer der besten und kühnsten Turner, auch Bruder Hugo leistete Gutes. — Auch Herr Goecker, obgleich er nicht Ordinarius einer bestimmten Klasse war, machte Spaziergänge und Ausflüge mit einzelnen Klassen, oder er führte Turnspiele mit den Schülern der unteren Klassen auf. Dadurch wurde er zu einer bei allen Schülern populären Persönlichkeit. Ein besonderes Vergnügen machte es uns, wenn Herr Goecker am Anfang einer Turnstunde ein- oder zweimal im Sommer erklärte: „Heute wird Dauerlauf gemacht!“ Dann formierten sich sofort die Riegen in einer Reihe, — jede mit ihrem Vorturner an der Spitze schloß sich hart an die nächsthöhere Riege an. Ganz vorn an die Spitze stellte sich Herr Goecker; alle stemmten die Hände in die Hüften und in kleinem Trab machte die lange Reihe von 200 Schülern allerlei Linien und Schwenkungen auf dem Turnplatz. Das ging so etwa eine halbe Stunde; dann plötzlich schwenkte Herr Goecker zum Turnplatz hinaus, sofort mit einem großen Jubel gefolgt. Denn nun ging der Dauerlauf durch die ganze Stadt, straßauf, straßab, — an vielen Orten durch die Haustür hinein, zur Hofspforte hinaus. Allmählich fielen ja manche Schüler, namentlich kleinere, ab — aber immerhin hielt die Mehrzahl aus und lief so ununterbrochen eine bis anderthalb Stunden lang, solange nur Herr Goecker selbst aushielt.

Herr Goecker hat, als einer der allerbesten Lehrer, von der Gründung des Gymnasiums an, mit großer, begeisterter Liebe für die Zwecke und Aufgaben des Gymnasiums an demselben gearbeitet und (obgleich er nur seminaristisch gebildeter Lehrer war) einen bedeutenden Anteil an dem Einflusse unserer Schule auf ihre Schüler gehabt. Erst nach 25jährigem Dienst folgte er einem Rufe nach Wandsbeck bei Hamburg als Rektor einer Bürgerschule und setzte sich dann später in Bielefeld zur Ruhe, wo er bis zu seinem hohen Alter (über achtzig Jahre) noch seiner Lieblingsarbeit, dem Gartenbau sich widmete. Er war eine durch und durch wohlwollende Persönlichkeit. Große Liebe hatte er zu meinen Eltern gefaßt und diese Liebe auf uns Kinder übertragen, so daß er noch als alter Mann in Wandsbeck immer mit meinem Bruder Josi treue Freundschaft hielt.

Noch einen Lehrer muß ich nennen, der sein ganzes Leben und seine Kraft dem Gymnasium in Gütersloh gewidmet hat. Es war der cand. theol. Helmut Zander aus Kolberg in Pommern. Später machte er das Oberlehrerexamen der Geschichte und wurde, nach Dr. Vorreiters Tode, Oberlehrer der Geschichte an den höheren Klassen. Außerdem gab er in einer oder zwei Klassen Religionsstunden, um es Pastor Braun zu ermöglichen, in der Prima die deutschen Stunden zu übernehmen. In der Unter- und Obersekunda gab er deutsche Stunden. Er war ein hochgewachsener Mann mit weichen Gesichtszügen (aber nicht unmännlich), mit glattrasiertem Gesicht und langen, tief dunkelblonden, schlichten Haaren, mit ernstem, aber immer gleichmäßig-freundlichem Ausdruck. — Sein charakteristischster Zug war ohne Zweifel peinliche Gewissenhaftigkeit in der Erfüllung seiner Aufgaben, eiserner, unermüdlicher Fleiß. Sein Ideal war offenbar der große französische Finanzminister Colbert, von dem er mit geradezu leuchtenden Augen erzählte, Colbert habe sich nie wohl gefühlt, wenn er nicht fünfzehn Stunden am Tage angestrengt gearbeitet habe. Oberlehrer Zander stand in Gefahr durch seine peinliche Gewissenhaftigkeit und Ordnungsliebe ein Pedant zu werden. Auch seine etwas steife Haltung im Gehen sah stark pedantisch aus. Dabei war seine ganze Art im Unterricht etwas trocken. Seine Predigten (ehe Pastor Braun kam, predigte er abwechselnd mit Oberlehrer Hermann Scholz) waren nicht sehr anregend. Aber alle diese Mängel wurden aufgehoben durch seine außerordentliche Herzensgüte, durch die Bescheidenheit und Demut, die aus seinem ganzen Wesen sprach, — durch die große Lauterkeit seines Wesens.

Er suchte nichts für sich, sondern nur das Wohl und Gedeihen der Schule und seiner Schüler. Man lernte etwas Nützliches bei ihm und achtete ihn um seiner persönlichen Eigenschaften willen. — Auch er unternahm Spaziergänge und Ausflüge mit uns Schülern, zuweilen in kleinem ausgewähltem Kreise, zuweilen mit einer ganzen Klasse. Es imponierte uns sehr, daß er dann zuweilen seine ganze Begleitung mit Kaffee, Butterbrot und Kuchen freihielt und man ihm an dem freundlichen, fröhlichen Ausdruck seiner Augen es ansah, wie sehr er sich an unserem guten Appetit und tüchtigen Einhauen freute. — Er war lange Jahre unverheiratet, führte dann ein Fräulein Rafffeld aus Gütersloh heim. Er hat nur einen Sohn gehabt, — die ganze Freude seines Herzens. Es war ein reichbegabter und tieffrommer Junge, der mit vierzehn Jahren seinen Eltern wieder genommen wurde. Wie ein Held trug Oberlehrer Zander diesen Schmerz; so habe ich es später gehört. — Daß ich sein liebster Schüler gewesen bin, habe ich nie geahnt. Er war zu gerecht, um davon irgend etwas merken zu lassen. Als ich 1873 mit Mutter in Gütersloh war, da hat er es ihr unter vier Augen gesagt, — das mag wesentlich damit zusammengehangen haben, daß sein Lieblingsfach Geschichte war, und daß ich auch vor allen Fächern Geschichte liebte. Dank meinem guten Gedächtnisse machte die Weltgeschichte mir keine Arbeit und Mühe. Ich habe während der ganzen Schulzeit nie für die Geschichtsstunden zu arbeiten gehabt im eigentlichen Sinne. Höchstens, daß ich Cauers Geschichtstabellen zuweilen durchsah. Gelesen habe ich ja für mich vielerlei Historisches, viel mehr als wir für die Schule brauchten. In den Stunden schrieb ich nie nach, machte mir auch nie Notizen, — brauchte auch zu Hause nie das Vorgetragene zu repetieren. Wurde ich aufgerufen, so konnte ich den ganzen Vortrag der vorigen Stunde fast wörtlich wiederholen. Und als ich einmal ganz am Anfange der Stunde aufgerufen wurde, und im Moment mich nicht entsann, was wir in der vorigen Stunde gehört, stieß ich meinen Nebenmann an (wir saßen dicht vor Herrn Oberlehrer Zander). Mein Kamerad flüsterte mir ein Stichwort zu; sogleich erwachte die Erinnerung und ich konnte unverzüglich den ganzen Vortrag wiederholen (es war vom Einfluß der Kreuzzüge auf die Entwicklung des Handels in Europa). Herr Zander versuchte vergeblich ernst dreinzuschauen; ein behagliches Lächeln umspielte seine Mundwinkel. Er gab mir auch beim Abgang vom Gymnasium im Reisezeugnis eine glänzende Zensur für Geschichte. — Er blieb noch lange

am Gymnasium in Gütersloh tätig. 1901, beim 50jährigen Jubiläum des Gymnasiums, war er noch in vollster Rüstigkeit.

Und nun komme ich endlich zu den beiden Männern, die unter allen, welche am Gütersloher Gymnasium gearbeitet haben, die bedeutendsten gewesen sind und am tiefsten eingreifend in das Leben der Schule und der Schüler gewirkt haben. Höchstens Dr. Müncke könnte als Dritter neben sie gestellt werden. Es sind Dr. Heinrich Vorreiter und Pastor Theodor Braun. Ich glaube nicht, daß es mir gelingen wird, ihre Bedeutung und ihre Arbeit vollständig und gebührend zu würdigen. Aber ich gebe doch wenigstens die Eindrücke und Einwirkungen wieder, die ich von ihnen empfangen habe und die zu dem Besten meines Lebens gehören.

Dr. Heinrich Vorreiter kam etwa 1859 nach Gütersloh als Oberlehrer der Geschichte. Er hatte in Halle Theologie und Geschichte studiert unter Tholuck und Heinrich Leo, die beide damals für Theologie und Geschichte zu den bedeutendsten akademischen Lehrern Deutschlands zählten. Dr. Vorreiter wieder soll, nach Leos Aussage, unter allen seinen Schülern der hervorragendste gewesen sein. Er kam nach Gütersloh, in der tiefsten Seele erfüllt von dem Wunsche, die Grundgedanken und Ziele dieser Schule verwirklichen zu helfen. Aber er war eigentlich schon eine gebrochene Kraft. Er trug in sich den Keim der Schwindsucht, die sein Leben nach kaum sechs- bis siebenjähriger Arbeit zerstörte. Ein schwächtiger junger Mann mit schwarzem Haar und Bart, klugen dunklen Augen voll Freundlichkeit, aber doch imstande zornig zu blißen. Der feingeschnittene Mund zeigte häufig die Linien freundlichen Lächelns, aber auch manchesmal scharfen Sarkasmus und malitösen Spott, wenn Dr. Vorreiter auf Unwahrhaftigkeit und Hochmut stieß. — Er war manchesmal in reizbarer Stimmung und konnte auch wohl heftig sein. Das hing gewiß nicht nur mit natürlichem Temperament, sondern vielmehr mit seinem zunehmenden Leiden zusammen. Im Grunde war er eine liebenswürdige und von Liebe erfüllte Persönlichkeit, ohne aber sich leicht aufzuschließen. Seine Geschichtsstunden waren sehr interessant, geistvoll und in die Zusammenhänge der Völkergeschichte einführend. Universalgeschichte war sein Lehr- und Lebensgebiet. So fein seine Kenntnisse bis in die Einzelheiten gewesen sein mögen, so suchte er doch vor allem die Geschichte der Einzelvölker und der Menschheit als eine einheitliche aufzufassen

und darzustellen. Dabei ging er aber von der felsenfesten Überzeugung aus, daß der Forscher nie zu einer rechten Erkenntnis und Verständnis des inneren Werdeganges der Menschheits- und Weltgeschichte im ganzen oder auch im einzelnen gelangen könne, der nicht den Anfang einer Menschheits- und Weltgeschichte in dem I. Mose 3 berichteten Sündenfall sehe, in der Abwendung der Menschheit von Gott, um eigene Wege zu gehen. Aber ebenso notwendig sei es für das Verständnis des inneren Werdens der Welt- und Menschheitsgeschichte, zu erkennen, daß noch eine andere Macht in sie zielbewußt eingreife: der lebendige Gott, der die Geschichte der Völker so lenke, daß sie zuletzt zu ihm sich zurückfinden müssen. Wer diese beiden Mächte in der Weltgeschichte ignoriere, der könne unmöglich ein richtiges Bild der Universalgeschichte bekommen oder überhaupt eine Universalgeschichte sehen. Die Lösung der Rätsel der Geschichte bliebe ihm aus. — Dr. Vorreiter hatte in Aussicht genommen, einen Abriß der Weltgeschichte in diesem Sinne zu schreiben. Seine Krankheit hat ihn gehindert, das reiche gesammelte Material und Skizzen druckfertig zu verarbeiten.

Kurz nach seiner Anstellung in Güterbloh heiratete Dr. Vorreiter eine ganz reizende junge Dame, eine der feinsten Frauen, die ich in meinem Leben gesehen habe. Ein einziges Töchterchen haben sie gehabt, Käthe Vorreiter. Da wir zweieinhalb Jahre mit Vorreiters in einem Hause gewohnt haben, so sind wir ihnen besonders nahe getreten und ich werde später noch von Mutter und Tochter zu erzählen haben.

Dr. Vorreiter war sehr innig mit Pastor Braun befreundet, mit dem er in lebendigstem Verkehr stand. Leider nahm sein Schwindelsucht-leiden schnell zu. Er magerte ab, sein Gesicht wurde blaß und gelblich, die Brust eingefallen. Er ging zur Schule mit müdem, schleppendem Gange, obgleich er höchstens 150 Schritte dahin hatte. Immerfort hüftelte er. Aber in seinen Stunden war er immer lebendig, wenn auch reizbarer gegenüber törichten Antworten. Das verstimmte manchenmal seine Schüler, die als gesunde Jungen nicht imstande waren, sich in einen todkranken Mann hineinzudenken, — um so weniger, als die meisten es wohl kaum ahnten, wie schwer krank Dr. Vorreiter war. — Zuletzt ging es sehr schnell zu Ende. — Da ging doch ein Ahnen durch die Schüler des Verstorbenen, welcher unerseßlich großen Verlust sie und die Schule durch seinen

Tod erlitten. Aus Pastor Brauns tiefbewegter Beerdigungsrede erfuhren wir es, daß Dr. Vorreiter all die sechs Jahre gemeinsamer Arbeit mit Braun, in jeder Woche zweimal, bis ganz kurz vor seinem Tode, sich zu seinem Freunde geschleppt hatte. Da hatten sie miteinander alle Gedanken und Sorgen über ihre Schüler ausgetauscht, durchgesprochen und zuletzt durchgebetet, jedesmal für eine ganze Anzahl ihrer Schüler *namentlich*. Dieses Wort machte auf uns alle einen tiefen Eindruck. Aus den kleinen Gaben der Schüler wurde eine Summe gesammelt, für welche ein hübsches Marmorkreuz mit Sandsteinsokkel und Marmorplatten über seinem Grabe aufgestellt wurde.

Und nun Pastor Theodor Braun. Er stammte aus dem Ravensberger Lande, der Sohn eines einfachen Dorfschullehrers. Sein Vater ein langer, hagerer, sehr schlichter, aber biederer Mann, — der erst durch seinen Sohn zum lebendigen Glauben gekommen ist. Seine Mutter war eine kleine, außerordentlich freundliche Frau. Ohne Zweifel ist sie es, von der der Sohn die natürliche Beanlagung für seine spätere Lebensarbeit geerbt hat. Wieweit sie sein geistliches Leben geweckt hat, weiß ich nicht. Die Eltern waren so arme Leute, daß sie ihrem Sohn kaum das Nötwendigste zu seiner Bildung geben konnten. Er mußte derartig mit Mangel kämpfen, daß er, um sein Papier gehörig auszunutzen, sich eine ganz senkrechte und seine gedrängte Handschrift angewöhnt hatte. Ich habe eine Predigt von ihm auf einem Blatt wörtlich aufgeschrieben gesehen, deren Vortrag bei lebhaftem Sprechen eine volle halbe Stunde betrug. Nur durch Erteilen von Privatstunden und durch Erlangung von Freitischen konnte er das Gymnasium in Herford absolvieren. Und dabei war er sehr zart und kränklich. Wie er sein Theologiestudium in Halle und in Erlangen (wenn ich mich recht erinnere) hat absolvieren können, habe ich nicht erfahren. Nach Beendigung seiner Studien wurde er Gefängnisprediger am Staatsgefängnis auf dem Sparrenberge bei Bielefeld. Mit brennendem Eifer machte er sich an die Arbeit an den Gefangenen, aber ohne Erfolg. Die Gefangenen, die er mit seinem Eifer zu bekehren gehofft hatte, spotteten hinter seinem Rücken über ihn und seine Predigt. Das empörte ihn tief. In der nächsten Predigt redete er ihnen mit scharfen Worten ins Gewissen und schalt sie wegen ihrer Verworfenheit. Er sah es an ihren Gesichtern, daß sie nur immer kälter gegen ihn wurden, ja manche ihn haßerfüllt anblickten. Da hörte er innerlich eine Stimme

ihm zurufen: „Lernet von mir, denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig“. Es fiel ihm wie Schuppen von den Augen, daß nicht sein Eifer Menschen befehlen könne, — sondern nur, wenn er Jesus ähnlich wurde. Und unverzüglich sprach er es vor seinen Zuhörern aus, daß er sich versündigt habe und sie um Verzeihung bitte. Das brach die harten Herzen und schaffte ihm Eingang. — So hat er es in seiner letzten Rede erzählt, als er sein Amt als Generalsuperintendent und Pastor in Berlin niederlegte.

Auf dem Sparrenberge konnte er nur ein paar Jahre bleiben. Seine zarte Gesundheit ließ ihn diese Arbeit nicht ertragen. Er war im Begriff zusammenzubrechen. Dennoch wäre er wohl nicht von selbst gewichen; da kam die Berufung zum Religionslehrer am Gütersloher Gymnasium. Es muß etwa 1859 gewesen sein. Er folgte dem Ruf, und hier stellte ihn Gott in das Arbeitsfeld, von welchem er (wie er mir nach Jahren als Generalsuperintendent schrieb) selbst den Eindruck gehabt hat, daß er es nicht hätte verlassen sollen. Er hatte viele andere Berufungen abgewiesen und ist später als Generalsuperintendent nach Berlin gegangen, weil er glaubte, seinem geistlichen Vorgesetzten, dem Oberkirchenrate, auf dessen wiederholtes Drängen gehorchen zu müssen. Mir riet er damals, einem ähnlichen Rufe nicht zu folgen, wenn er an mich erginge, und nicht die Hand dazu zu bieten, daß er an mich ergehe.

Als bald nach seinem Eintreten in die Arbeit hatte Pastor Braun sich das Vertrauen und die Achtung aller Schüler in allen Klassen gewonnen. Es gibt Menschen, denen Gott dieses wunderbare Geschenk mit auf ihren Lebensweg gegeben hat, daß aller Herzen sich ihnen zuwenden. Solch ein Mann war Pastor Braun, und zwar in ganz seltenem Maße. Sein Auftreten war sehr unansehnlich. So mag etwa der Apostel Paulus gewesen sein. Eine kleine Gestalt, fein und zart, ein beinahe mageres Gesicht. Die lichtbraunen langen Haare ziemlich niedrig an der rechten Seite gescheitelt, nur ein ganz klein wenig Bartwuchs hatte er unter der Schläfe stehen lassen. Aber es war ein feines, edles Gesicht, nicht schön, und doch eine Freude es anzusehen. Die hellen, klugen Augen sahen einen jeden wohlwollend an, — sie konnten aber auch tieftraurig und ernst aussehen, wenn etwas Schlimmes in der Schule vorgefallen war. Die Stimme, ein zweiter Tenor, sehr klangvoll und wohl lautend im Gesang. Beim Gehen waren die Schritte fast etwas zu lang für die kleine Gestalt. Er trug stets schwarze Kleidung, einen langen, bis oben geschlossenen

Rock, der ihn aber vorzüglich kleidete. Nur ganz außerordentlich selten konnte er zornig werden, ohne aber je dabei die Selbstbeherrschung in Gebärde und Wort zu verlieren. Man konnte von ihm sagen: „es war kein Fehl an ihm“; von uns Schülern hat jedenfalls nicht ein einziger an Pastor Braun je die leiseste Spur von Sünde g e s e h e n. Er war eine wahrhaft geheiligte Persönlichkeit, und gerade darum eine durchaus natürlich, ungezwungen sich gebende. N i c h t s von Salbung oder geistlichen Redensarten war je in seinen Worten zu hören. Seine Predigt war die einfachste, natürlichste Sprache, die man sich denken kann, — aber immer schön und wohlklingend auch in der Form, ebenso seine Rede in den Religionsstunden.

Pastor Brauns große Begabung war eine dreifache. Er war ein P r e d i g e r von Gottes Gnaden, wie ich keinen anderen gehört habe; — er hatte eine ganz wunderbare Gabe der S e e l s o r g e; — und er war ein ausgezeichnete r L e h r e r, besonders der Religion, aber auch der deutschen Sprache. Berufen wurde er an das Gymnasium zunächst als L e h r e r, und zwar als Religionslehrer. Seine Stunden waren sehr schön, nie trocken oder gar langweilig, immer anregend und zum Nachdenken auffordernd, sowohl in den unteren als auch in den obersten Klassen. Aber ich habe den Eindruck, daß die eigentliche Bedeutung und Wirkung von Pastor Braun nicht auf dem Gebiete der Religionsstunden lag, obgleich dieselben sicher weit das Maß der gewöhnlichen Lehrer überragten, so daß der Religionsunterricht uns zu den allerliebsten Stunden gehörte. Sie waren nie Erbauungsstunden, sondern wirklicher Unterricht, der das geistliche Denken bildete, so daß ich aus ihm eine große Fülle theologischer Kenntnisse mit zur Universität nahm. Und doch war wieder alles, was uns gesagt wurde und was wir unter der Hand Pastor Brauns an Kenntnissen gewannen, direkt für unser eigenes geistliches Leben von Bedeutung und Fruchtbarkeit, so daß Herz und Gewissen bei den Religionsstunden beteiligt war. Vor allem aber wußte uns Pastor Braun eine tiefe Ehrfurcht vor der heiligen Schrift einzupflanzen oder zu pflegen. Die Göttlichkeit und Heiligkeit des Wortes Gottes machte er uns durch seine eigene Stellung dazu so erhaben, daß sich das für unser ganzes Leben unverlierbar einprägen mußte. Es war nicht Buchstabendienst; nein, seine ganze Stellung zur Bibel war Geist und Leben. Aber er war auch himmelweit entfernt davon, uns noch unreifen Knaben und Jünglingen Kritik der Heiligen Schrift zu bringen und uns durch unverständliche theolo-



Pastor Braun.

gische Fragen die kindlich pietätvolle Stellung zur Bibel zu erschüttern oder auch nur zu verdunkeln. Er wußte es gut genug, daß Zweifel und Anfechtungen zu ihrer Zeit an uns unfehlbar herantreten würden. Aber er meinte nicht, er müsse d a d u r c h den späteren Kämpfen und Anfechtungen entgegenwirken, daß er selbst sie in verdünnter Dosis in unsere Seele einführe. Er hielt es für das Richtigere, uns in die Heiligkeit und Herrlichkeit des Wortes Gottes möglichst tief einzuführen, im Bewußtsein, daß eben hierfür die Kindes- und Jünglingsseele weit und tief aufgeschlossen werden k a n n. Auf diese Weise versuchte er, — um mich bildlich auszudrücken, — unsere geistliche Konstitution und Lebenskraft so zu festigen und zu stärken, daß sie innere Kraft genug besäße, die nicht zu vermeidenden Kämpfe seinerzeit siegreich auszukämpfen. Ein wahrhaft weiser pädagogischer Grundsatz, für dessen Ausübung und Befolgung ich Pastor Braun bis an mein Lebensende dankbar bleiben werde. Ich glaube, daß hier der größte Erfolg seiner Religionsstunden lag. Mir hat er dadurch geholfen, daß alle Angriffe der Kritik gegen die Heilige Schrift auf mich n i e einen irgendwie meinen Glauben erschütternden Eindruck haben machen können während meines ganzen theologischen Studiums. — Allerdings habe ich ja das seltene Glück gehabt, daß ein Mann wie Professor Moritz von Engelhardt, auf gleichem Grunde stehend, uns die Kritik der neutestamentlichen Schriften vortrug.

Aber ich wiederhole noch einmal, daß Pastor Brauns Wirksamkeit als Lehrer noch übertroffen wurde durch seinen Einfluß als Prediger und als Seelsorger. Seine Rede und Ausdruck waren formvollendet, das empfanden auch wir Schüler schon. Ich habe die Empfindung, daß er stets für das, was er sagen wollte, den vollkommen zutreffenden Ausdruck immer bereit hatte und ihn nie zu suchen brauchte. Ein Stocken in der Rede, um nach einem passenden Worte zu suchen, habe ich n i e bemerkt. Man fühlte sich vollständig sicher, wenn er redete, daß n i e ein für den Hörer so peinliches Ringen mit der Sprache entstehen werde. Seine Sprache war darum auch von einer wunderbaren Einfachheit und Klarheit, so daß auch die kleinsten Schüler ihn leicht verstanden, — und doch hatten auch die größten Schüler und alle Lehrer, und die zahlreichen Zuhörer aus der Stadtgemeinde, eine tiefe Erbauung von seiner Predigt. Keiner ging leer aus. Zahlreiche, in j e d e r Predigt vorkommende kurze Beispiele, kurze Erzählungen, Gleichnisse aus dem täglichen Leben

machten auch tiefere Gedanken leicht faßlich. Seine Themata und Einteilungen waren so leicht behältlich, daß man sie manchemal jahrelang kannte. Sehr oft hatte er für die Teile in ungesuchter Weise Reime gefunden, oder auch Stichworte. Bei dem Worte des Herrn von der engen und weiten Pforte und den beiden Wegen sagte er: Zwei Pforten am Anfang, zwei Pforten am Ende der Wege. Jede hat eine Überschrift. Über der einen Eingangspforte steht: „Es ist hohe Zeit“; über der anderen: „Es ist noch Zeit“; — am Ende des ersten Weges steht in goldener Schrift: „Hier ist Hochzeit!“; am Ende des anderen ist in Flammen geschrieben: „Verloren in Ewigkeit.“ — Bei der Hochzeit zu Kana faßte er die ganze Predigt von Anfang in das Wort zusammen, in welchem die Teile klar ausgesprochen waren: „Soll dir das g e m e i n e Leben — u n g e m e i n e Freude geben, — Lade Jesum zu dir ein, — Jesus macht aus Wasser Wein.“ — Er tat das aber keineswegs regelmäßig, sondern nur, wenn sich's ganz von selbst bot. Gefünstelte Einteilungen haben wir n i e von ihm zu hören bekommen. Sein Redefluß war lebendig und doch durchaus ruhig fließend, — jedes Pathos vermied er vollständig. Er fand, daß das Wort Gottes in seiner Einfachheit seine volle Kraft äußerte, und daß es k e i n e r Unterstützung durch menschliche Einwirkung auf die G e f ü h l e des Hörers bedürfe durch besondere Modulation der Stimme oder dergleichen. Er hätte das als Profanation der Heiligkeit des Wortes Gottes angesehen. — Gesten und Gebärden waren sehr knapp in der Anwendung bemessen und paßten immer wirklich zu der ganzen Rede. — Bei aller Schlichtheit der Rede hatte er aber seine Hörer vom ersten Satze an gefaßt, weil er immer gleich mitten ins L e b e n hineinführte. Er hatte die verschiedensten Töne zur Verfügung, — er erhob zur Freude, er redete herzandringend vor der Sünde warnend, er stimmte die Herzen und Gewissen zu tiefem Ernste und Trauer, — und doch alles einfach und mit den einfachsten Mitteln. Es ist selbstverständlich, daß einem solchen Prediger der I n h a l t seiner Rede die Hauptsache ist. Und wenn ich in ein kurzes Wort versuchen darf zusammenzufassen, was der Inhalt von Pastor Brauns sämtlichen Predigten war, so möchte ich sagen, er versuchte (wie Paulus den Galatern sagt) u n s d e n lebendigen Heiland vor die Augen zu malen, damit wir i h n selbst suchen und i h n lieben möchten. Persönliche Beziehungen zum Heilande suchte er zu schaffen. Und ich glaube, daß ihm das bei vielen seiner Schüler gelungen ist, weil wir an seiner

eigenen Person es sahen, wie herrlich es sein muß, wenn ein Mensch in persönlicher Lebensverbindung mit dem Heilande steht.

Bei weitem das Allerschönste bei Brauns Reden und Predigten waren die am Sonntagnachmittag um sechs Uhr gehaltenen Passionsstunden und die zur selben Stunde gehaltenen Adventsandachten. Auch sonst wurde alle vierzehn Tage am Sonntagabend um sechs Uhr ein kurzer Gottesdienst gehalten, an welchem ohne den allergeringsten Zwang sicher zwei Drittel aller Schüler aus allen Klassen teilnahmen. Zu den Advents- und Passionsstunden kamen wohl ausnahmslos alle. Wie uns Pastor Braun in die Vorfreude auf das Weihnachtsfest einführte, und wie er uns in die Tiefen der Leidensgeschichte und in die Liebe des leidenden Heilandes einführte, das war uns unaussprechlich schön. Dazu ließ er uns viel Weihnachts- und Passionslieder, deutsche und lateinische, singen, wodurch diese Abendgottesdienste wunderbar belebt und feierlich wurden. — Und zum Schluß noch ein Wort von Pastor Brauns Seelsorge. Hier kann ich ja natürlich nur aus der eigenen Erfahrung heraus reden; aber ich weiß es, daß viele von den Mitschülern auch seine Seelsorge an sich erfahren haben. Schon früher habe ich erzählt, wie Pastor Braun mit seinem Freunde Dr. Vorreiter wöchentlich zweimal zusammenkam, um betend miteinander ihre Sorgen und Wahrnehmungen an den Schülern vor Gott zu besprechen. Diese Gebetsgemeinschaft der beiden Freunde war die verborgene Brunnenstube, aus der der Segen der Seelsorge Pastor Brauns strömte. Mein Vater hatte ohne Zweifel mit Pastor Braun von jedem einzelnen von uns gesprochen, ehe er 1863 zum zweitenmal nach Afrika zurückkehrte. In der letzten Zeit, als er noch mit uns in Gütersloh war, nahm er uns einzeln mit auf Spaziergänge und suchte in unser Herz und Leben, in unsere besonderen Sünden und Gefahren tiefere Einblicke zu tun. Als er Pastor Braun bat, unser Vormund zu sein, als er selbst mit Mutter allein nach Afrika zurückkehrte, da lag es ihm sicher ganz besonders am Herzen, daß wir einen Menschen hätten, dem wir mit rückhaltlosem Vertrauen alles sagen könnten. Da hat er denn auch Pastor Braun wohl Einblick gegeben in unsere besonderen Gefahren. Pastor Braun ließ uns drei nun jeden Dienstag gleich nach dem Mittagessen zu sich kommen. Da saßen wir mit ihm in seinem Studierzimmer, tranken mit ihm eine Tasse Kaffee (NB! mit Zucker drin, ein ganz unerhörter Genuß!) — und er redete mit uns in der unbefangenen, freundlichsten Weise

über alles, was uns nur interessieren konnte. Nie aber suchte er sich in unser geistliches, inneres Leben einzudrängen. Er besaß eine der allerwichtigsten Gaben eines Seelsorgers: er hatte Geduld. Er konnte warten, ob sich ein Zugang zu unseren Herzen finden werde, — ja, ob Gott der Herr überhaupt gerade ihn brauchen wolle, um auf unser geistliches Leben direkt zu wirken. Er hatte auch die zweite große Gabe echter Seelsorge: er hatte die Bescheidenheit und Demut, daß er sich nicht einbildete, gerade er müsse durchaus das Werkzeug Gottes sein, um als spezieller Seelsorger an der Einzelseele unter seinen Schülern zu wirken, und wartete, bis Gott selbst ihm den rechten Augenblick zeige. — Aber in seinen Bibelstunden, welche er an den Donnerstagabenden für konfirmierte Schüler hielt (es nahmen daran in der Aula etwa dreißig Schüler oder etwas mehr teil), da legte er wohl manchemal in zarter Weise es uns ans Herz, wie wichtig es für einen jungen Menschen sei, sich auch einmal für sein Innenleben auszusprechen und sich weisen zu lassen. Besonders an den Donnerstagabenden, welche einer gemeinsamen Kommunion vorausgingen, legte er darauf das Gewicht, daß es bei der Selbstprüfung doch manchemal darauf herauskommen müsse, daß man die Scheu überwinde und einem treuen Freunde sein Herz öffne. Es sei oft von der größten Wichtigkeit, einen andern in das Elend seines Herzens hineinblicken zu lassen, um von seiner Liebe gestützt und von seinem Rat geleitet wieder aufgerichtet zu werden. Diese Äußerungen Pastor Brauns über den Wert der speziellen Seelsorge wurden aber immer mehr beiläufig gemacht. Nie wurde es zur Gewissenspflicht gemacht, daß man seine Sünden einem Menschen bekenne. — Hier und da berührte er leise auch einzelne bestimmte Sünden. Daß er dabei einzelne unter seinen Zuhörern im Auge hatte, ließ er nie in irgend einer Weise merken, und doch glaube ich, daß es so war. Denn als ein solches Wort mich traf und mich dazu brachte, zu Pastor Braun zu gehen, da war er so wenig überrascht, als ich kam, daß ich vielmehr die Empfindung hatte, er habe mich schon erwartet. Er kam auch in der unbefangenen Weise meinen zögernden Worten entgegen, nicht durch Fragen oder Mitreden, als vielmehr durch die ganze Art und Weise, wie er zuhörte und wodurch er mich zum Ausprechen ermunterte. Ich bin sehr oft hernach bei ihm gewesen, immer wieder, wenn ich Ermunterung, Ermutigung im Kampfe mit der Sünde brauchte. Dann sah er mich nicht direkt an, sondern schaute still hörend und

sinnend vor sich hin, — bedeckte auch wohl mit der Hand die Augen, wenn er merkte, daß es ein besonders schweres Ringen mit dem Aussprechen gab. Er wußte es wohl, daß der Blick forschender Augen einem Bekennenden in seiner Schüchternheit das Herz ängstlich und verwirrt machen kann. — Wenn er dann selbst anfang zu sprechen und auf das Gehörte einzugehen, so geschah es einerseits in einer so zarten Weise, daß man die Empfindung hatte, er habe sich nicht im mindesten gewundert, von mir solche Dinge aussprechen zu hören. Und dann deckte er mir die tiefen Ursachen, die Wurzeln der von mir genannten Sünde auf, um zu zeigen, daß ich noch viel tiefer gehen müsse mit der Erkenntnis meiner Sünde. Er gab dann auch treffenden Rat oder starken Trost aus Gottes Wort und seiner eigenen Erfahrung, so daß man immer fröhlich und mit gehobenem Herzen und Mut ihn verließ. Zweierlei habe ich freilich wohl schon damals vermißt. Pastor Braun hat nie mit mir g e b e t e t in diesen Stunden der Aussprache, und er hat nie die Verkündigung der Sündenvergebung über mir ausgesprochen. Nicht meine ich, daß beides durchaus in j e d e m seelsorgerischen Gespräche vorkommen m ü s s e ; ganz gewiß n i c h t. Ich habe selbst in der Seelsorge auch solche Personen gefunden, die mir ganz ausdrücklich dafür g e d a n k t haben, daß ich n i c h t es ihnen angeboten habe, mit ihnen zusammen zu beten. Aber in ungezählten Fällen ist mir immer wieder gerade dafür gedankt worden, wenn ich mit den Kranken, Sterbenden, aber auch mit den sonst in ihren Sorgen, inneren und äußeren Bedrängnissen zu mir gekommenen im gemeinsamen G e b e t e mich vereint habe. Ich habe es wohl vermißt, daß Pastor Braun es mir nicht anbot, mit mir zu beten, — auch daß er nicht in solchen Fällen, wo ich mit besonderer Herzensnot oder besonderem Sündenbekenntnis zu ihm kam, mir die Absolution verkündigt hat. — Er wird seine inneren Gründe gehabt haben, weshalb er es nur bei seelsorgerischen Aussprachen bewenden ließ. Jedenfalls bin ich ihm für dieselben zu unendlichem, tiefstem Dank für mein ganzes Leben verpflichtet und werde es ihm auch in der Ewigkeit nicht vergessen, daß er mir mehr als irgend ein anderer Mensch, außer eurer teuren, lieben Mutter, für mein geistliches Leben ein Segen gewesen ist. Und wie unendlich viel habe ich von seiner Seelsorge für meine eigene Amtsführung zum Segen anderer gelernt und empfangen!

Ihr könnt euch denken, daß es mir sehr wundersam zu Mute war, als ich im April 1895 ihn in Berlin besuchte, wo er als General-

superintendent wirkte. Ich fand ihn in einem körperlich sehr leidenden Zustande. Aber viel schwerer trug er an schweren inneren Anfechtungen und Seelennöten. Damals kam er, mein geliebter und hoch verehrter Seelsorger zu mir und klagte mir seine Not und Seelenangst und verlangte von mir, ich solle ihm Trost und Glaubensstärkung bieten. Möchte ihm das, was ich ihm sagen durfte, ein kleiner, geringer Dank und Vergeltung dessen gewesen sein, was er mir als seinem Schüler und Beichtkinde in seiner treuen Seelsorge gewesen ist!

d) Die Schulordnung und die Schüler.

Das Gymnasium in Gütersloh besaß eine wunderbare Schulordnung. Sie war eine überaus glückliche Kombination von fester Regelung des ganzen Schülerlebens bis ins Einzelne hinein und großer Freiheit, die den Schülern innerhalb der Grenzen der Schulordnung gegeben wurde. Und dabei war die Aufrechterhaltung der Schulordnung nicht gegründet auf strenge Überwachung der Schüler durch die Lehrer, sondern auf ein großes Vertrauen, das den Schülern entgegengebracht wurde. Man traute es ihnen zu, sie würden es selbst einsehen, daß alle Ordnungen zu ihrem Besten geschaffen seien, und sie würden darum selbst mitwirken zu ihrer Durchführung. Dabei sollte eine verhältnismäßig sehr geringfügige Kontrolle seitens der Lehrer ihnen mehr eine Hilfe und Stütze bieten, — nicht aber ihnen gewissermaßen feindlich gegenüberstehen. Darum wurde auch die Kontrolle in einer sehr freundschaftlichen, zuweilen humorvollen Weise geübt, dennoch aber immer so, daß sie der Ausdruck der Autorität der Schule und ihrer Ordnungen war.

Am Anfange eines jeden Semesters wurden bei der ersten Andacht und feierlichen Aufnahme der neuen Schüler die Schulgesetze und Ordnungen vom Direktor verlesen. Ich erinnere mich, daß wir mit lebhaftem Interesse der Vorlesung jedesmal folgten. Woran das lag, weiß ich eigentlich nicht anzugeben; ich glaube, weil wir uns so völlig wohlfühlten in diesen Ordnungen und sie nach keiner Seite irgendwie als einen Druck empfanden, sondern nur als den heilsamen Rahmen unseres ganzen Schullebens, eines Lebens, in welchem wir uns so glücklich fühlten, daß wir unser Gymnasium von ganzem Herzen liebten. Das war etwas geradezu Charakteristisches für Gütersloher Gymnasiasten. Als einmal der Professor Luthardt in Leipzig von einer reichen Mutter, die ihrem einzigen Sohn die möglichst beste Schule geben wollte, gefragt wurde,

welche Schule er ihr empfehlen könne, da sagte Luthardt: „Ganz ohne Zweifel Gütersloh; denn ich kenne unter allen meinen Studenten keine, welche ihre frühere Schule so mit dem ganzen Herzen lieben, wie ausnahmslos alle, die aus Gütersloh kommen.“

Ich will die Hauptzüge dieser auf Freiheit und großem Vertrauen zu den Schülern gegründeten Schulordnungen versuchen wiederzugeben. — Obenan wurde uns eingeprägt, daß wir in unserem ganzen Schulleben, in der Schule und in den Häusern und Freistunden uns nicht als von Menschen abhängig ansehen sollten, sondern als vor Gott stehend und ihm verantwortlich. — Die einzelnen Ordnungen teilten sich in solche, welche das eigentliche Schulleben und solche, welche das Leben außerhalb der Schule betrafen. In der Schule begann der Unterricht im Sommer morgens um sieben Uhr und dauerte bis elf Uhr vormittags. Von elf bis zwölf Uhr war die Badestunde der unteren Klassen Sexta, Quinta, Quarta. Von zwölf bis zwei Uhr Mittagspause, von zwei bis vier Uhr Unterricht am Montag, Dienstag, Donnerstag und Freitag. Die Mittwoch- und Sonnabendnachmittage waren frei. Nachmittags vier Uhr Kaffeestunde bis viereinhalb Uhr, von viereinhalb bis sechs-einhalb häusliche Arbeitsstunde, sechs-einhalb bis sieben-einhalb Uhr Badestunde der oberen Klassen am Montag und Mittwoch, Donnerstag und Sonnabend, — Dienstag und Freitag aber Turnstunde. Halb acht bis acht Uhr Abendmahlzeit; dann bis halb zehn Uhr in den oberen Klassen Erlaubnis zu Spaziergängen und Spielen, woran übrigens auch die Schüler der unteren Klassen teilnehmen durften; doch wurde es lieber gesehen, daß diese schon um neun Uhr schlafen gingen. Um halb zehn Uhr sollten ausnahmslos alle sich zur Ruhe begeben, denn am Morgen früh mußte man um fünf Uhr pünktlich aufstehen, und von fünf bis halb sieben war häusliche Arbeitsstunde, um halb sieben häusliche Andacht und Kaffee; Punkt sieben Uhr begann die Morgenandacht im Gymnasium.

Im Wintersemester, von Michaelis bis Ostern hatten wir um sechs Uhr morgens aufzustehen, — um acht Uhr begann die Schule, bis zwölf; — zwölf bis zwei Uhr Mittagspause, zwei bis vier Uhr Schulstunden außer am Mittwoch und Sonnabend, von vier bis halb sechs Uhr Kaffee und freie Stunde zum Spaziergang, Spiel und Schlittschuhlaufen (Mittwoch und Sonnabend nur bis fünf Uhr), halb sechs bis halb acht (resp. fünf bis halb acht) Uhr häusliche Arbeitsstunde. Nach dem Abendessen konnte noch gelernt, oder auch im Hause ge-

lesen oder gespielt werden. Die unteren Klassen sollten um neun Uhr im Bette sein, die oberen um halb zehn sich hinlegen. Nur Abiturienten durften bis halb elf Uhr arbeiten, sollten aber dann unbedingt ein Ende machen. Am Sonntag hatten wir anfänglich immer im Gymnasium, in der Aula, unseren eigenen Gymnasialgottesdienst, um neun Uhr beginnend. Als aber in Gütersloh eine große, neue Kirche für die evangelische Gemeinde allein gebaut wurde, da wurden oben, neben der Orgel, auf beiden Seiten zweite Emporen gebaut, welche dem Gymnasium angewiesen wurden. Sehr widerwillig fügten wir Schüler uns der Anordnung, daß von nun an wir jeden zweiten Sonntag am Gottesdienst der Stadtgemeinde teilnehmen sollten. Oben auf unseren Emporen hörten wir in der That nicht gut; ferner ärgerten wir uns an dem schleppenden Gesang, und dazu kam auch, daß unsere Gymnasialpredigten doch mehr unsere speziellen Bedürfnisse berücksichtigten und darum uns faßlicher und praktischer waren. Späterhin, als das Gymnasium die Rechte einer selbständigen Gemeinde erhielt, wurden wieder unsere eigenen sonntäglichen Gottesdienste in unserer Aula zu aller Freude hergestellt. — Ein Zwang zum Besuche des Gottesdienstes, auch am Vormittag, wurde in keiner Weise ausgeübt, keinerlei Kontrolle fand statt. Der Kirchenbesuch sollte eine absolute Freiwilligkeit sein. Und gerade dadurch wurde erreicht, daß wirklich mit verschwindenden Ausnahmen alle Schüler in allen Klassen am Gottesdienst teilnahmen, selbst in der Stadtkirche, glaube ich. Hin und wieder wurde wohl in den unteren Klassen am Montag in der Religionsstunde nach dem Thema und Inhalt der Predigt gefragt, auch darnach, wer denn nicht im Gottesdienst zugegen gewesen sei. Aber ich entsinne mich nicht, je ein Wort der Mißbilligung, des Tadelns gehört zu haben, wenn einer oder der andere gefehlt hatte und nur recht ungenügende Abhaltungsgründe anführte. — Gerade durch diese Freiheit erzog unser Gymnasium Schüler, die willig und gern Gottes Wort hörten. Und in der Folge stieg, unter dem Einfluß von Pastor Brauns Religionsstunden und Predigten, der Prozentsatz der Abiturienten, welche das Studium der Theologie erwählten, auf 70 bis 75 Prozent. Ich glaube, daß diese Tatsache vollständig beispiellos dasteht im ganzen Schulleben des deutschen Volkes.

In unseren Gottesdiensten am Vormittag wurde die Liturgie von allen gefungen, aber ein Chor aus allen Klassen sang die Responsen und Gebete vierstimmig, so daß dadurch der allgemeine

liturgische Gesang wesentlich verschönt wurde. Auch viele Choräle wurden auf diese Weise mit vierstimmigem Chorgesang verbunden. In den Nachmittagsgottesdiensten führte Pastor Braun das Psalmodieren ein, das Singen der Psalmen im Wechselgesang zwischen Pastor und vierstimmigem Chor. Immer zu Anfang des Abendgottesdienstes, nach dem Gemeindegesang, folgte ein Psalm. Außerdem wurde ein lateinischer Choral eingelegt, sei es vor oder nach der Predigt, von sämtlichen Schülern gesungen, aber getragen vom vierstimmigen Chor. Diesen Chor, dem ich von Sexta an angehört habe, übte Herr Goeder an jedem Sonnabendabend um halb neun bis halb zehn Uhr ein. Auch Pastor Braun nahm an den Übungen teil, wenn neue Psalmen eingeübt wurden. Die lateinischen Lieder wurden in der Sexta und Quinta sorgfältig von Herrn Goeder erklärt, damit die kleineren Schüler nicht ohne volles Verständnis singen sollten. Wir liebten unsere lateinischen Lieder sehr, sie sind auch von einer wunderbaren Schönheit, sowohl der Poesie, als auch der Melodien. Begleitet wurde der Gesang auf einem Harmonium, und zwar immer von einem Schüler. Wir hatten unter ihnen einige sehr tüchtige Musiker, vor allen einen Mühlhäuser aus Nordamerika, Sohn eines Pastors. Herr Goeder gab auch mir Klavierstunden. Sehr anregend war seine Methode nicht, — und da ich musikalisch obendrein sehr wenig begabt war, so entwickelte ich keinen erfreulichen Fleiß im Üben. Meine Fortschritte waren dementsprechend sehr geringe. Trotzdem verlor Herr Goeder, der mir die Stunden unentgeltlich erteilte, nicht die Geduld. Endlich hatte er mich so weit gebracht, daß ich Choräle spielen konnte, wenn die Tonarten nicht über 2 Kreuze oder 3 B gingen. Was darüber hinausging, war für mich ein schweres Leiden. Mit 4 Kreuzen ließ ich es mir noch gefallen, denn dann spielte ich einfach, als ob 3 B als Vorzeichen ständen, was ja möglich ist. Aber 3 Kreuze oder 4 B brachten mich unfehlbar zum Stolpern. Da nun die allermeisten Chormelodien sich nicht über 2 Kreuze oder 3 B hinausbewegen, bestimmte Herr Goeder, ich solle auch unter die Zahl der Organisten aufgenommen werden. Ich war halb stolz, halb ängstlich. Mit Eifer übte ich auf dem Harmonium an freien Nachmittagen, um mich nicht zu blamieren. Mit großem Herzklopfen spielte ich das erstemal, — aber es ging, bis auf ein paar kleine falsche Griffe. Allmählich ging es besser. — Nun hatten wir in unserem Choralbuche aber einen Choral, der mit 5 B gesetzt war: „Wachet auf, ruft uns die Stimme“.

Vor seiner Melodie hatte ich ein heimliches Grauen und böse Ahnungen. Ich übte ihn immer wieder mit Eifer, schließlich konnte ich ihn wirklich mit einiger Sicherheit spielen, wenn ich allein übte. Aber! welch ein Unterschied zwischen Üben in stiller Einsamkeit und zwischen dem Begleiten des Gesanges in der Andacht oder gar im Gottesdienst! Doch immer ging es gut und der gefürchtete Choral kam nicht. Da endlich eines Tages, als an mir die Reihe war und ich den Lehrer (ich glaube, es war Pastor Braun), der die Andacht hielt, um die Melodie fragte, hieß es: „Wachet auf, ruft uns die Stimme“. Das Herz zitterte mir und stockte einen Moment. Es lag mir auf der Zunge, zu bitten, ob nicht ein anderes Lied genommen werden könnte, was gewiß geschehen wäre. Aber die Stimme versagte, und ich hoffte Mühlhäuser zu finden, damit er spiele. Umsonst — er war nicht da, er fehlte. Ich setzte mich ans Harmonium und spielte die ersten zwei Zeilen vor; — es ging. Dann setzte der Gesang ein. Möglicherweise stieg mir das Blut vor Erregung zu Kopf, die Augen verdunkelten sich wie mit einem Nebel, ich sah die Noten nicht mehr deutlich, die zitternden Finger griffen falsch, — und das Unglück war da, von dem ich geträumt. Ich blieb total stecken, verwirrte mich, brachte mit lauter falschen Griffen Disharmonien hervor. Aber Herr Goecker half mir wenigstens dadurch, daß er mit unentwegter Energie den Gesang aufrecht erhielt und ein Steckenbleiben des Gesanges verhinderte. Die ganze Schule sang weiter und weil sie ihre Aufmerksamkeit, von Herrn Goecker mit fortgerissen, darauf konzentrieren mußten, richtig und fest zu singen, so hatten sie weniger Zeit, an mich und mein Unglück zu denken. Das richtete mich auf, ich faßte neuen Mut und setzte beim zweiten Verse wieder ein und es ging wirklich ganz passabel bis zu Ende. — Aber entsetzlich war es doch, und ich verließ die Aula ungefähr mit dem Gefühl, mit welchem Napoleon und sein Heer das brennende Moskau mag verlassen haben. — Trotzdem ließ mich Herr Goecker nicht los, und ich mußte auch weiter den Gesang begleiten, wenn die Reihe an mich kam. Es war gut, daß Herr Goecker fest blieb, — denn nach einem schweren Mißerfolge die Waffen zu strecken, ist hundertmal schlimmer, als der Mißerfolg selbst.

Zur Schulordnung muß ich noch eine Bemerkung hinzufügen. Die Freiheit, die den Schülern eingeräumt wurde, war eine sehr große. Die Schüler der unteren Klassen, welche nicht bei ihren Eltern wohnten, sollten in der Regel in Pensionen untergebracht sein. An

solchen war in Gütersloh ziemlich reichliche und gute Auswahl. Außer den Lehrerhäusern gab es noch eine Anzahl von Pastorenwitwen, die sich in dem billigen Städtchen niedergelassen hatten, namentlich seit es dort ein Gymnasium gab. Diesen Witwen war sehr damit gebient, wenn sie kleinere Pensionäre bei sich aufnehmen konnten. In eigentlichen Gütersloher Bürgerfamilien konnten nur sehr wenige Schüler Aufnahme finden. Eine Anzahl wohlhabender und gebildeter Familien gab es in Gütersloh, — aber sie waren so situiert, daß sie nicht daran dachten, Pensionäre aufzunehmen. Die übrigen Familien: Kleinkaufleute, Handwerker, Landbesitzer, Fuhrmänner, die mit großen Frachtwagen von der Bahn aus den Frachtumsatz ins Binnenland vermittelten, — sie alle waren meist sehr brave, achtbare und rechtschaffene Leute. Aber ihr Familienleben hatte einen so einfachen Zuschnitt und entbehrte doch so stark der feineren Formen, daß es unmöglich war, Schüler aus gebildeten Familien in solchen Familien unterzubringen. So blieb nichts anderes übrig, als zu gestatten, daß ein ziemlich großer Teil der Gymnasiasten aus den oberen Klassen in solchen Gütersloher Bürgerhäusern sich ein Zimmerchen mieteten mit Einschluß von Morgenkaffee und Abendbrot (das auch meist aus Kaffee und Butterbrot, oder einer Suppe oder Pfannkuchen bestand). Fast überall wohnten dann in diesen Häusern vier oder fünf Gymnasiasten beisammen. Den Mittag aßen sie in einem zu diesem Zweck vom Gymnasium bezeichneten Gasthause mitten in der Stadt, dicht beim Rathause. Es werden etwa dreißig bis vierzig Jungen gewesen sein. In ungezwungener Weise aßen dort auch meist ein paar unverheiratete Lehrer mit den Schülern zusammen und hatten sie so, in unoffizieller Weise, unter den Augen. — Der Besuch anderer Gasthäuser und von Restaurationen innerhalb der Stadt war den Schülern verboten. Nur drei oder vier Regelbahnen durften sie benutzen und dabei auch ein Glas Bier trinken. — Dagegen war es erlaubt, an den freien Nachmittagen das Kaffeehaus von Bertels in der Heide, außerhalb der Stadt, zu besuchen. Die kleineren Schüler machten davon kaum Gebrauch; nur aus den oberen Klassen fand sich manchmal dort ein kleiner Kreis zusammen, um Kaffee zu trinken oder ein Glas Bier, und hernach vielleicht zu kegeln. Die allermeisten streiften aber lieber herum mit Spielen oder machten weitere Spaziergänge in benachbarte Dörfer oder Städtchen. Bertels Kaffeehaus war den meisten zu nahe. Bei Bertels versammelten sich an den freien Nachmittagen immer auch eine Anzahl Lehrer zum

Kaffee und zum Regeln, eigentlich aber, um miteinander freundschaftlichen Verkehr zu haben, da zu gegenseitigen Besuchen in den Häusern ihre Zeit und Mittel vielleicht doch nicht ausreichten.

Zwei Bauernhöfe wurden von uns Schülern gern besucht. Der eine hieß „der Metkaffer“. Das war ein alter, kleiner, hinkender Bauer, ein Rätner, der also eine recht kleine Bauernstelle hatte. Sie lag sehr einsam in der Heide im Kiefernwalde, mit Laubholzbäumen dicht um das kleine, etwas ärmliche, aber sehr saubere Häuschen. Im kleinen Blumengarten war eine nette, schattige Laube. Dieser alte Bauer braute Met, echten Honigmet, für welchen er ein geheimes Rezept besaß. Den Honig gewann er selbst von seinen Bienen, die er in einer ziemlich großen Anzahl von Stöcken in der Heide aufstellte. Seinen Met hielt er im Keller, aus dem Faß nach vollendeter Gärung in feste Tonkrüge abgefüllt und fest verkorkt. Löste er den Harz und die Schnur vom Korken, so ließ er ihn lustig knallen und goß uns den schäumenden braunen Trank in hohe Gläser. Er behauptete, das sei der alte deutsche Met der alten Germanen. Ob das wirklich der Fall war, ist sehr fraglich, denn ein berauschendes Getränk war sein Met doch kaum. Sein Rezept verriet er nicht. Nur mir vertraute er es an, als ich ihn das letzte Mal besuchte und ihm versicherte, ich würde nach Afrika gehen und ihm mein Wort darauf gab, daß ich sein Geheimnis keinem Menschen verraten werde. Leider habe ich es später vergessen. Sein Met war jedenfalls ein herrliches Getränk.

Der andere Bauernhof war „Beerhorn“, ein schöner, stattlicher Bauernhof, etwa eine Stunde Weges von Gütersloh entfernt. Frau Beerhorn war berühmt durch ihre ganz wundervolle saure Milch und ihre noch schöneren Pfannkuchen. Wir konnten uns als Jungen kaum einen schöneren Genuß denken, als bei Beerhorns eine Satte mit saurer Milch und einigen Pfannkuchen mit Zucker bestreut zu verzehren. Da wir drei Brüder arm wie die Kirchenratten waren (Hugo und ich bekamen, seit wir in Gütersloh waren, als Taschengeld zwei Pfennige in der Woche), konnten wir mit unserem Taschengeld keine großen Sprünge machen, zumal Tante Mally uns genau kontrollierte, ob wir dieses Geld zu nützlichen oder unnützen Zwecken ausgaben. Aber wir hatten hier und da einen freigebigen Kameraden. Besonders ein Hugo Erkenzweig, Sohn eines offenbar recht wohlhabenden Kaufmanns aus Mittelwestfalen, der ein bedeutendes Taschengeld besaß, war ein sehr gutmütiger Kamerad. Er schloß

sich uns bei den Spaziergängen an, und wenn er vorschlug: „wollen wir zu Beerhorns gehen“, so wußten wir ganz genau, da er unsere Vermögensverhältnisse kannte, daß er uns freihalten würde, und zwar mit solch einer kameradschaftlichen Liebenswürdigkeit, daß es uns nicht drückend war. Solche Pfannkuchen habe ich in meiner ganzen Jugendzeit in Deutschland jedenfalls sonst nicht gegessen. Bei Lante Mally kamen auf die Pfannkuchen für unsere ganze Schar zwei bis drei Eier in Summa, während Frau Beerhorns Pfannkuchen goldgelb waren. — Gasthäuser in umliegenden Dörfern oder Städtchen zu besuchen, war uns überall erlaubt. Das konnte ja auch kaum gefährlich sein, da man an den freien Nachmittagen doch kaum mehr als eine Stunde Zeit hatte, sich irgendwo aufzuhalten. Dann mußte man ja wieder heimwärts eilen, um zum Anfang der Arbeitsstunde zu Hause zu sein.

Zur Freiheit, aber nicht zur Zuchtlosigkeit, wollte unsere Schule uns erziehen. So unternahm denn zuweilen ein Ordinarius am frühen Morgen einen Rundgang in die Wohnungen seiner Klasse, um sich zu überzeugen, ob auch wirklich alle seine Jungen rechtzeitig aufstehen und am Morgen fleißig lernten. Andere Revisionen, etwa in den Nachmittagsarbeitsstunden kamen — glaube ich — so gut wie gar nicht vor, und auch die Morgenbesuche kaum mehr als ein-, höchstens zweimal im Semester. Es war für uns Jungen ein großes Ereignis, wenn plötzlich am frühen Morgen ein Lehrer auftrat. Dank Lante Mallys strammer Hauszucht ist in unserer Pension wohl nie einer von uns vom Lehrer überrascht worden. Wir sind immer schon am Arbeiten gewesen. Lante Mally selbst kontrollierte uns stark. Die Thür ihres Schlafzimmers lag dicht neben der Treppe, die zu unserem Schlafzimmer im Oberstoß führte. Ihr Bett wiederum stand dicht vor der Thür, und da sie ein fabelhaft scharfes Gehör hatte, unsere Treppe auch knarrte, so war es fast unmöglich, bei einer Verspätung durch Verschlafen ungehört von Lante Mally die Treppe und ihre Thür zu passieren. Sie erkannte uns schon am Tritt und rief mit fast unfehlbarer Sicherheit den mit Ragentritt auf Strümpfen Herabschleichenden beim Namen an. Wen sie so entlarvte als Langschläfer, der bekam zum Morgenkaffee kein Butterbrot, sondern „eitel Brot“, das war einfach ungeschmierter Pumpernickel.

Gelang es mal einem Lehrer, einen seiner Schüler noch im Bette zu überraschen, dann wurde der Unglückliche verurteilt, seinen

Ordinarius vier Wochen lang um fünf Uhr (im Sommer) oder um sechs Uhr (im Winter) zu wecken. Also mußte der arme Delinquent noch eine Viertelstunde früher aufstehen als sonst festgesetzt war. Häufig kam das freilich nicht vor. Von zwei Zwillingen, die zum Berwecheln einander ähnlich waren, wurde erzählt, als der eine, der gern länger schlief als sein Bruder, überrascht und verurteilt wurde, da sei sein Bruder aus brüderlicher Liebe an seiner Statt morgens zum Lehrer gepilgert zum Wecken, ohne daß der Lehrer dahinter gekommen sei. — Eine andere ergötzliche Geschichte trug sich zu meiner Zeit zu, als ich in Tertia war. In Gütersloh lebte eine Witwe eines englischen Missionars Mühlhäuser mit ihrem einzigen Sohne Charles, der das Gymnasium besuchte. Sie muß eine bemittelte Frau gewesen sein, denn sie bewohnte ein ziemlich großes Quartier, hübsch eingerichtet. In den Schlafzimmern waren dichtschießende Läden und Vorhänge an den Fenstern. Dr. Petermann, Ordinarius von Charles Mühlhäuser, beschließt, ihn eines Morgens heimzusehen. Er kommt an Charles Schlafzimmertür. Alles still. Leise öffnet er die Thür. Stockfinster! Vorsichtig tastet er sich ans Bett heran, innig froh, sein Schlachtopfer völlig zu überraschen. Leise lüftet er die Bettdecke, ruft: „Mühlhäuser, steh auf!“ Keine Antwort! „Mühlhäuser, steh auf!“ Alles still! — Was? Sollte er gar nicht im Bett sein?! Dr. Petermann ergreift energisch Mühlhäuser am Bein und zerrt ihn gewaltig, mit Donnerstimme rufend: „Mühlhäuser, steh auf!“ Da ertönt im höchsten Diskant eine Frauenstimme aus dem Bett: „I am not Charles!“ (Ich bin nicht Charles). Mutter und Sohn hatten vor kurzem ihre Schlafzimmer miteinander vertauscht, ohne daß Dr. Petermann etwas davon ahnte. In Verwirrung und Schrecken über seinen tätlichen Überfall der armen Missionarin stürzte Dr. Petermann davon, ohne nachher auch nur eine Silbe von seinem Abenteuer zu erzählen. Aber Charles sorgte dafür, daß das vergnügliche Ereignis der ganzen Klasse bekannt wurde. — Am frohesten von allen Lehrern war der alte Oberlehrer Schöttler, wenn es ihm gelang, einen Schüler im Bett zu überraschen. Er empfand es geradezu als einen völlig mißlungenen Gang, wenn er an einem Morgen alle schon an der Arbeit fand.

Die ganze Ordnung des Tages war darauf angelegt, uns von Nachtarbeiten abzuhalten. Um das zu erreichen, dazu gehört aber nicht allein eine Einteilung des Tages, sondern ein Zusammenarbeiten der Lehrer miteinander, so daß alle maßvoll in ihren Aufgaben waren

und nicht der einzelne Lehrer so tat, als ob er ganz allein Ansprüche an den Schüler zu machen hätte. — Dazu kam noch, daß nach Möglichkeit die Lehrer versuchten, in der Unterrichtsstunde ihre Schüler lernen zu lassen, so daß die Lernstunde zu Hause mehr eine U n t e r s t ü k u n g der Schulstunde war, nicht aber eine selbständige Arbeit der Schüler, worüber sie nur überhört wurden. Die Schulstunde sollte ein Zusammenarbeiten von Lehrern und Schülern sein, woran die häusliche Arbeit sich anschloß (in der Mathematik, Geschichte, Geographie usw.) oder worauf sie nur vorbereitete (wie in den Sprachen). So kam es nie vor, daß man sich zu überarbeiten gehabt hätte. — Bemerkenswert sind noch die jährlichen T u r n f a h r t e n. Meistens sind sie damals nach Latenhausen gemacht, einem kleinen Badeorte an der Südseite der westlichsten Ausläufer des Teutoburger Waldes, etwa drei gute Wegstunden aus Gütersloh entfernt. — Am Morgen früh um fünf Uhr gingen unsere Trommler durch die Stadt mit Wirbelschlag, um zum Sammeln zu rufen. Die Botanisiertrommeln waren schon ganz früh gefüllt. Jeder bekam vom Hause mit eine Flasche Limonade und Butterbrot mit Fleisch, oder auch ein hartes Ei noch dazu, — auch ein klein wenig Geld für alle Fälle. Für das Mittagessen in Latenhausen war schon vorausbezahlt worden beim Ordinarius. Um sechs Uhr waren wir vollzählig vor dem Gymnasium versammelt. Ich entsinne mich nicht eines einzigen Males, wo wir trübes oder gar regnerisches Wetter gehabt hätten. Immer war es schön, — meist im Juli oder August. Nach dem Gesange „Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren“ setzten wir uns in langem Zuge in Marschbewegung, die Trommler voran, die Gymnasialfahne in der Mitte. So ging es durch die Stadt. Am Ende der Stadt löste sich der Zug auf, Gruppen bildeten sich in freier Weise, die Lehrer überall mitten drin. So zogen wir in gemächlichem Schritt über Isselhorst nach Steinhagen, etwa zweieinhalb bis drei Stunden Weges. Gleich jenseits Steinhagen, in einem Kiefernwalde, wurde Halt gemacht und gefrühstückt. Das war beinahe der schönste Teil des Tages. — Steinhagen liegt etwa eine halbe Stunde vom Abhange des Gebirges, das in seinen Westausläufern ganz kahl ist. Es ist nicht der gerade Weg von Gütersloh nach Latenhausen, sondern ein Umweg von etwa anderthalb bis zwei Stunden. Die kleineren Schüler zogen vom Lagerplatz aus auf der Chaussee, unten an den Bergen entlang, zum kleinen Städtchen Halle, und von dort in zirka einer halben Stunde nach Latenhausen. — Die

größeren Schüler brachen etwas früher vom Lagerplatze auf und stiegen auf den Kamm des Bergzuges, auf welchem sie bis Halle marschierten. Die tapfersten Fußgänger machten aber einen noch größeren Umweg und besuchten die Ravensburg, den Sitz des Grafengeschlechts von Ravensberg. Ich bin nie dorthin gekommen, — habe die schöne Ruine nur von weitem gesehen. Die Burg hat einen Brunnen, der noch benützt wird von den Bewohnern des Burgberges und 400 Fuß tief sein soll. Er war für Belagerungszeiten angelegt. Ein hinabgelassenes Licht verschwand fast vor den Augen der am Rande Stehenden in der Tiefe. In Latenhausen war großes gemeinsames Mittagessen im Freien vor dem Kurhause, nach meiner Erinnerung ziemlich dürftig. Dann trieb man sich herum in den hübschen Anlagen des kleinen Bades. — Einzelne besuchten das Grab des Dichters Stolberg (?), bis um die Kaffeestunde sich auf den Trommelwirbel wieder alles versammelte. Freundliche Gütersloher Bürger hatten eine Anzahl großer zweispänniger Leiterwagen nach Latenhausen geschickt für die kleineren Schüler, um sie heimzuholen. So konnten etwa vierzig bis fünfzig Jungen fahren, oder auch noch mehr. Wer aber nur irgend es vermochte, machte auch den Rückweg zu Fuß. Gründlich müde kamen wir abends gegen acht Uhr zu Hause an. — Am anderen Tage war der Vormittag frei, so daß man sich ordentlich ausschlafen konnte. Und nötig hatte man es auch. — Es waren aber herrliche Tage, diese Turnfahrten, und viele Wochen lang freute man sich vorher und nachher an ihnen.

Unsere Schulferien waren so verteilt: Zu Ostern von Freitag vor Palmsonntag bis Dienstag nach Quasimodogeniti: also siebzehn volle Tage, der Schlußtag außerdem. Zu Pfingsten hatten wir zehn Tage, — im Sommer keine Ferien (nur ein paar mal ganz kurze) — im Herbst vom 1. September bis zum 1. Oktober. Das waren die schönsten Ferien des ganzen Jahres. Zu Weihnachten vom 23. Dezember bis zum 8. Januar. Der Semesterschluß war am Freitag vor Palmsonntag und am 1. September. Die Hauptversetzungen fanden statt zu Ostern. Vor der Verteilung der Zensuren wurde eine Andacht in der Aula gehalten, die sehr feierlich war. Erst Gesang, dann eine lateinische Rede eines Abiturienten. Dann die Abschiedsrede des Direktors an die Abiturienten und zum Schluß die eigentliche Andachtsrede des Religionslehrers, in späteren Jahren von Pastor Braun. Diese Rede war für uns doch jedesmal der Höhepunkt, und ich erinnere mich noch manches ernsten, guten Wortes.

So sagte Pastor Braun einmal, als ich in der Sexta war: „Liebe Schüler! Ihr werdet nun gleich in die Klassen gehen und eure Zensuren in Empfang nehmen. Sie werden manchen von euch wahrscheinlich nicht gefallen. Ihr werdet vielleicht manches Urtheil für zu streng, manche Anmerkung im Betragen für nicht gerecht halten. — Nun ist es ja natürlich möglich, daß wir Lehrer uns hier und da in unserm Urtheil irren. Aber ich bitte euch eins zu bedenken: eure Lehrer haben euch lieb, und haben aus Liebe zu euch versucht, mit Gebet zu Gott, die Urtheile so gerecht und wahrheitsgetreu als nur irgend möglich abzumägen. Ihr wißt eben jetzt kaum, was für ein Glück das für euch ist, aber es werden Zeiten in eurem Leben kommen, in welchen ihr euch sehnen werdet nach einem Menschen, der euch so ehrlich und aus so treuem Herzen ein Urtheil über euch und eure Leistungen sagen sollte, wie es jetzt eure Lehrer in der Zensur thun; und ihr werdet oft *k e i n e* solche Freunde haben. *H i n t e r* eurem Rücken werden die Menschen lieblos und hart über euch richten, — dieselben, welche ins Gesicht euch schmeicheln. Oder andere werden euch ihre abfälligen Urtheile ins Gesicht hinein sagen, aber in verletzender, ja verwundender Form, die nicht bessert, sondern verbittert. — *D a n n* werdet ihr an eure Lehrer denken und euch erinnern, daß sie es wirklich gut mit euch gemeint haben, wenn sie euch in den Zensuren auch mancherlei niedergeschrieben haben, was euch jetzt eben nicht gefällt.“ — Wie viele hundertmal habe ich im Leben hernach an diese Worte denken müssen, — und sicher auch noch viele andere meiner Schulkameraden! — — — Höchst interessant war auch jedesmal der *e r s t e* Tag des Schuljahres nach den Osterferien, vor allem die Aufnahme der neu eintretenden Schüler, die Verlesung der Schulgesetze (besonders wenn hier und da Änderungen vorkamen, z. B. als den Primanern das Rauchen erlaubt wurde, falls die Eltern es ihnen gestatteten), dann der Eintritt in die neue Klasse, der neue Stundenplan, das Kaufen der neuen Schulbücher. Einen Antiquaren hatten wir in Gütersloh nicht. So bekamen wir immer ganz neue Bücher in jeder Klasse, das war eine besondere Freude.

Unsere Mitschüler stammten aus ganz Deutschland, — der allerkleinste Theil, etwa ein Siebentel, mögen Gütersloher gewesen sein. Da hatten wir Rheinländer, Westfalen, Ostfriesen, Oldenburger, Kurhessen, Hannoveraner, Sachsen, Mecklenburger, Mitteldeutsche, Missionarssohne aus Afrika und von den Sundainseln, — auch ge-

legentlich einen Finnländer, fast regelmäßig Engländer, zuweilen einen Amerikaner. — Der größte Prozentsatz mochte Pastorenfamilien entstammen, — auch Beamtenöhne, — gegen fünfzehn Prozent hatten wir Adlige, unter ihnen manche vom hohen Adel, Grafen Stolberg-Bernigerode, Prinzen des fürstlichen Hauses Reuß, Grafen Ysenburg. Aber weder in den Schulstunden noch in der Freizeit wurden sie irgendwie anders behandelt von den Lehrern als die anderen Schüler, und mit den Mitschülern standen sie alle völlig auf einem Niveau. Eine adlige Clique wäre auch von den Kameraden kaum geduldet worden. Wir hatten auch Bauern- und Handwerkersöhne unter uns.

Manche Schüler aus der Ferne sind wohl auch nach Gütersloh gekommen, gleichsam auf Korrektion, wenn sie anderswo nicht gut getan hatten. Für manchen von ihnen mag wohl Gütersloh eine Rettung geworden sein, — manche aber mußten auch in Gütersloh bald das Feld räumen, da die Lehrer und Kuratoren der Schule nicht gewillt waren, durch Giftpflanzen die übrigen Schüler gefährden zu lassen. Als ein paar Jungen sich ein schweres Sittlichkeitsvergehen zu Schulden kommen ließen (es waren Unter- oder Obersekundaner), da wurden sie sofort, noch in der Nacht, als es geschah und gleich entdeckt war, mit dem nächsten Zuge aus Gütersloh fortgeschickt. Für den Sittenstand der Schule aber ist es wohl bezeichnend, daß bei dem Bekanntwerden ihres Vergehens selbst ihre Klassenkameraden nicht verstanden, worin ihre Sünde bestand, und nur ahnten, daß es etwas Schreckliches gewesen sein müsse.

e) Unser Pensionsleben bei Lante Mally.

Lante Mallys Strenge blieb ja wohl die gleiche, wie in Bielefeld, und ich habe auch in Gütersloh manchesmal unnütze Schläge bekommen. Aber doch habe ich den allgemeinen Eindruck, als ob die Zeit in Gütersloh bis zur Heimkehr der Eltern, also fast drei Jahre, lichter war, als die Zeit in Bielefeld. Ich habe nicht mehr so deutliche Erinnerungen an besondere Mißgriffe. Freilich eins blieb ganz unverändert: Lante Mallys Zensur an unseren Briefen. Wir konnten nach wie vor nie ungelesene Briefe an unsere Eltern schreiben. Ich vermute aber, daß unser Bruder Josi, der ja nun mit uns in Gütersloh zusammen war, wenn auch in einer anderen Pension, in seinen Briefen den Eltern dieses und jenes geschrieben haben mag.

Doch das wichtigste Moment war wohl, daß wir eine Anzahl anderer Pensionsgenossen hatten, denen Lante Mally auch nicht im

entferntesten etwas Ähnliches hätte bieten können, wie es uns in Vielefeld ergangen war. Ihre eigenen Neffen hätten es nie ertragen und hätten zu Hause geklagt. Das nötigte sie, auch uns gegenüber ihre Grundsätze zu ändern oder zu mildern.

Unsere ersten Mitpensionäre kamen an einige Tage nach unserer Übersiedelung nach Gütersloh. Da waren zunächst zwei Neffen von Tante Mally: August Schreiber, damals Primaner, aus dem Vielefelder Hause der jüngste Sohn; Karl Hoeker, der älteste Sohn aus dem Pastorat Holtrup (und sein Bruder Eduard, in meinem Alter, der aber erst später kam). Mit der Zeit folgten drei weitere Neffen, Karl Clostermeyer, Bruder von Mimi, und seine Brüder Paul und Otto. Karl wurde schwindsüchtig und mußte die Schule verlassen, starb etwa 16—17 Jahre alt. Sein Bruder Paul war ein unbändiger Junge, immer zum Raufen aufgelegt, aber auch mit gutmütigen Zügen. In der Schule lernte er nichts — sein Sinn stand nur darauf zur See zu gehen. Endlich gaben seine Eltern nach. Er wurde Schiffsjunge auf einem Bremer Segelschiffe und fuhr voller Freuden hinaus in die weite Welt, glücklich der Schullasten ledig zu sein. Die erste Fahrt ging nach Ostindien. Wir warteten alle gespannt auf die ersten Nachrichten, wie es ihm wohl als Schiffsjunge ergangen sein möchte auf der Reise. Da kam plötzlich ein Brief an die Eltern vom Kapitän: Paul sei im Indischen Ozean an der Dysenterie erkrankt, nach ganz kurzer Zeit gestorben und habe sein feuchtes Grab in den Fluten des Weltmeeres gefunden. Auf uns Jungen alle machte diese Nachricht einen furchtbaren Eindruck.

Allmählich kamen auch fremde Pensionäre, — einer aus Ostfriesland. Es war ein Pastor Scipio, der seinen Sohn brachte. Nach einigen Jahren ging er fort. Aus Hameln an der Weser kam ein Otto von Reizenstein. Sein alter Vater, früherer Beamter, brachte ihn gleichzeitig mit dem Ostfriesen Scipio zu uns. Uns Jungen machte es einen unbändigen Spaß, daß der etwas stark humoristische Pastor Scipio dem alten Herrn von Reizenstein auf den Buckel sprang. Aus dem Oldenburgischen kam ein Pastorssohn Johannes Barchmann, ein sehr netter, fleißiger und tüchtiger Junge. Er absolvierte das Gymnasium bald nach mir. Eine Zeitlang gab er uns anderen Jungen Veranlassung zu starken Neckereien durch seine uns zu sentimentale Freundschaft mit einem viel jüngeren Pensionsgenossen Ferdinand Hartmann. Aber was soll ich all die Namen euch hier aufzählen? Für mich haben sie ja alle einen Wert und stehen mir

wieder auf vor meinen Augen: der Tischehe Johannes Karafiat, August Rothert aus Oldendorf und noch manche andere. Aber für euch bleiben es leere Namen.

In unserer Pension war die Verpflegung gut, bis auf einige wunde Punkte. Der Kaffee am Morgen, aus der großen blanken Messingkaffeekanne geschenkt, war nicht aufregend. Für 12—15 Personen wurde ein Lot Kaffeebohnen, in gemahlenem Zustande etwa zwei Leelöffel voll, verwandt. Kraft und Farbe bekam das Getränk durch einen reichlichen Zusatz von „deutschem Kaffee“, welcher in fertigen Päckchen in blauem Papier für einen äußerst billigen Preis gekauft wurde: gebrannte und gemahlene Zichorien mit einem Zusatz von Gerste, Roggen oder dergleichen. Zwei Tassen mit reichlicher gekochter Milch waren unsere Morgen- und Nachmittagsration, natürlich ohne Zucker. Wir tranken den Kaffee aber wirklich gern, so gern, daß der Mittwochabend, an welchem es ganz regelmäßig wieder Kaffee und Butterbrot als Abendessen gab, bei uns durchaus beliebt war. Zum Kaffee bekamen wir fertig gestrichene Butterbrote, ganz reichlich und genügend, um satt zu werden. Die Butter war zart und duftig auf den Pumpernickel gestrichen, und zu Hause gebackenes *gutes* Weißbrot daraufgelegt. Nur, wenn mal die Butter ranzig geworden war, wurde sie reichlicher aufgetragen, um dem Vorrathe ein Ende zu machen. Uns leuchtete das nicht sehr ein.

Am Abend gab es eine ganz feste Reihenfolge der Speisen, welche Sommer und Winter fast unabänderlich fest eingehalten wurde. Sonntag abends gab es Tee mit Milch und Zucker drin, Butterbrote dazu und zum Schluß einen weißen, kalten Griespudding mit einer etwas dünnen, aber erfrischenden Fruchtsoße. Am Montag erfreute uns Kartoffelsalat in großen Mengen, recht beliebt. Dienstag war ein Schreckenstag. Dann gab es Kartoffelsuppe, aus völlig zerkochten Kartoffeln. Sämtliche Pensionäre haßten diese Suppe ausnahmslos, — am allermeisten, wenn sie im Sommer nach der Turnstunde kam, wo wir wirklich einer Erquickung bedurft hätten. Alle unsere Bitten, Tante Mally möge die Reihenfolge umstellen, und uns etwa Kaffee am Dienstag geben und Kartoffelsuppe am Mittwoch, halfen *nicht*. Nur manchesmal wurde ihre Ordnung milder; wir bekamen dann statt Kartoffelsuppe saure Milch, jeder einen Suppenteller voll gesäuert, — oder auch sogenannte Prinzenmilch, eine kalte Suppe aus saurer Milch, gekäster Milch und süßer Milch bereitet, mit Zucker und Zimt. Das war jedesmal ein Jubel.

Am Mittwochabend Kaffee mit Butterbrot. Donnerstags abends Pfannkuchen, mit sehr wenig Ei, Speckstückchen eingebaden, zu Hugos und meinem großen Schrecken und Abscheu, — mit Kartoffelsalat oder im Sommer mit ungeheuren Mengen grünen Salates. Zuweilen erschienen statt der Mehlpfannkuchen Kartoffelpfannkuchen zu großer Freude aller. Freitag war wieder ein Tag des Grauens. Nach der Turnstunde Brotsuppe aus Pumpernickel! So schön der Pumpernickel als Brot ist, so schrecklich ist die Suppe aus Pumpernickel, der in Wasser gekocht ist. Wir haßten diese Suppe noch mehr als Kartoffelsuppe. Aber wir entgingen ihr nicht. Nur selten wurde sie im Sommer durch saure Milch abgelöst. Am Sonnabendabend gab es Milchsuppe, abwechselnd Mannagries und Reis. Für den Mittag gab es keine solche Regelmäßigkeit der Menuabwechslung. Fleisch gab es natürlich wenig, wie überhaupt damals in Deutschland, dagegen große Mengen von Kartoffeln mit sehr reichlicher Brühe, dazu im Sommer bis tief in den Winter, wohl bis nach Weihnachten, sehr reichlich Gemüse. Ich habe den Eindruck, daß der Mittagstisch gut gekocht und wohlschmeckend war mit recht viel Abwechslung. Über zu wenig oder zu schwaches Essen, oder gar über schlechtes Essen hatten wir wirklich nicht Ursache zu klagen. Ich glaube, daß wir eher es besser hatten als in den meisten Pensionen in Gütersloh. — Tante Mally war entschieden eine ausgezeichnete Wirtin und eine wirklich noble Natur, so daß sie es allen ihren Pensionären gönnte, sich satt zu essen.

Doch genug von diesem materialistischen Thema.

Eine ganz unendlich große Freude wurden uns immer mehr und mehr die Briefe unserer lieben teuren Eltern aus Afrika. Sie kamen nicht sehr häufig an, etwa ein mal im Monat. Die Verbindung von Dijkango (Neu-Barmen), der Station meiner Eltern, mit dem Meere (an der Walfischbai) war eine ganz unregelmäßige. Reisende nahmen Briefe mit. Oder wenn von der Bai die Nachricht kam, daß Waren für die Missionare angekommen seien und in einem kleinen Schuppen abgeladen lägen, so wurde ein Wagen nachgeschickt, 250—300 Kilometer weit. Dann lagen die zur Küste gebrachten Briefe dort oft wochen-, ja monatelang, bis wieder ein Schiff kam und sie mitnahm. So konnte es kommen, daß manchenmal die Briefe, welche wir von unseren Eltern erhielten, schon sechs bis sieben Monate alt waren. Denn von der Kapstadt gab es ja damals auch

noch keine regelmäßig gehenden Dampfer. Die meisten Briefe gingen mit Segelschiffen. — Aber Kinder denken über das Alter der Briefe wenig nach. Es war nur eine unaussprechlich große Freude, Briefe in den Händen zu halten und ihren Inhalt zu lesen, die ganz direkt aus den eigenen Händen unserer lieben, teuren Eltern kamen. — Briefträger gab es in Gütersloh noch nicht. Jede Familie holte ihre Briefe selbst von der Post ab. Auch wir Jungen, besonders Hugo und ich, pilgerten abwechselnd zur Post, um nach Briefen für Tante Mally zu fragen. Keineswegs täglich. Damals schrieb man noch nicht so viel wie heutzutage. Das Porto war viel teurer als jetzt. Nach Afrika wurde ein Brief mit schwerem Gelde bezahlt, ich glaube, es waren etwa 7—8 Silbergroschen. Das bedingte natürlich ein sehr mäßiges Schreiben; darum brauchten wir uns auch kaum mehr als zweimal in der Woche zur Post zu bemühen und kamen auch dann noch oft mit leeren Händen heim, NB. für unser ganzes Haus. — Wie unendlich groß war aber dann die Freude, wenn ein Brief aus Afrika ankam! Mehr laufend als gehend kam der glückliche Empfänger des Briefes von der Post nach Hause, und atemlos riefen wir es dann dem anderen Bruder zu: „Ein Brief, ein Brief aus Afrika!“ Und immer wieder konnten wir die Briefe lesen! — Und dazu waren sie ja meist auch so unsagbar interessant, so daß alle anderen Kameraden auch gern etwas von ihnen hören wollten. Sie wurden je länger je mehr unsere allergrößte Freude.

Noch eine andere Erinnerung aus dem Jahre 1858, dem zweiten Jahre in Gütersloh. An einem Tage erzählten Kameraden uns sehr wichtig, ein Komet sei im Anzuge. Auf irgend einer Sternwarte sei er entdeckt worden und bald werde man ihn mit bloßem Auge sehen können. Wir konnten ihn kaum erwarten. Ich erinnere mich noch deutlich des Abends, an welchem wir ihn zum erstenmal sahen. Es war „auf dem Felde“, bei Fosis Pension. Ein prachtvoll sternklarer Abendhimmel. Im Nordwesten zeigten Fosi und die Söhne der Frau Inspektor Richter uns kleinen Jungen den noch ganz kleinen Kometen, der wie ein anderer kleiner Stern ausfah, mit einem ganz geringen Nebel umher. Nun wurde jeder sternhelle Abend zur Beobachtung benutzt. Und es war wunderbar, mit welcher Schnelligkeit der Komet sich vergrößerte. Aus dem kleinen Nebel wuchs ein Streifen, der Schweif, welcher von Tag zu Tag zusehends sich verlängerte und immer deutlicher leuchtend sich nach rechts vom Kern

des Kometen ausbreitete. Der Komet muß mit rasender Schnelligkeit sich unserer Sonne genähert haben. Wir sahen ihn beinahe ehrfurchtsvoll an: das wunderbare, ganz eigenartige Gesirn, das aus den unermesslichen Tiefen des Weltenraumes auftauchte, um unsere Sonne und uns zu besuchen und dann wieder zu verschwinden, vielleicht für Jahrhunderte. Die Astronomen konnten wenigstens seine Bahn nicht als die irgend eines anderen bekannten Kometen früherer Zeiten bestimmen. Er kam möglicherweise zum erstenmal seit Jahrtausenden in unser Sonnensystem als ein Bote fremder Welten. — Wir konnten ohne Ende stehen und ihn anstaunen. Er war aber auch unsagbar prächtig, wie ich nie etwas Ähnliches am Himmelsgewölbe gesehen habe. Der Kern des Kometen stand nicht sehr hoch über dem Horizont, etwa fünf Meter nach Augenmaß. Der wunderbare Nebelschweif umgab nach vorne ein wenig den Kern. Hinter dem Kern aber breitete er sich immer weiter und weiter aus, wie ein leuchtender weißer Nebel, reichlich doppelt stärker als die leuchtendsten Teile der Milchstraße. Durch ihn hindurch konnte man die anderen Sterne des Himmels noch hindurchsehen. Nach rechts stieg der Schweif sanft hinauf, leicht gebogen. Im September, wo er am größten war, dehnte er sich über etwa ein Viertel der ganzen Rundung des Horizontes aus. Die Breite des Schweifes am Ende mag etwa ein Sechstel der ganzen Länge betragen haben. — Astronomen haben, wenn ich mich recht erinnere, die Länge des Schweifes auf fünfzig Millionen Meilen berechnet. Ich weiß keine Naturerscheinung in meinem Leben, die solch einen tiefen, unauslöschlichen Eindruck auf mich gemacht hätte wie dieser Komet.

Natürlich sprach alle Welt von dem Kometen. Noch gab es ja viele, welche 47 Jahre früher den mächtigen Kometen von 1811 gesehen hatten, der womöglich noch großartiger gewesen sein soll als der von 1858. Damals (1811) war das Erscheinen des Kometen (nachträglich) gedeutet worden auf den bevorstehenden Untergang Napoleons I. und den Anbruch einer neuen Völkerentwicklung. — Den Kometen von 1858 hat man als den Kometen Napoleons III. bezeichnet, der im Jahre 1859 beim Eingreifen in den österreichisch-italienischen Krieg das „Nationalitätsprinzip“ proklamiert hat, das in der That eine neue Ara in der europäischen äußeren und inneren Politik herbeiführte.

Ende September nahm der Komet rasch ab und verschwand in verhältnismäßig kurzer Zeit vollständig. Andächtig schauten wir ihm

nach, so lange wir konnten. — In späteren Jahren, ich glaube, es war etwa 1866, habe ich noch einmal einen schönen Kometen im Winter gesehen, der aber doch viel kleiner war, aber sehr intensiv leuchtend. Einen kleinen Kometen sahen wir noch von Osel aus im Sommer 1874.

Unsere Weihnachtsfeste verdienen noch der Erwähnung in jenen Jahren 1857—60. Zu Weihnachten fuhren wohl ausnahmslos alle auswärtigen Mitschüler nach Hause. Die wunderschönen Adventsgottesdienste hatten in uns eine rechte Weihnachtsstimmung erweckt. Sehnsuchtsvoll schauten wir Weihnachten entgegen. Es waren besonders gemütliche Ferien. Am 24. Dezember ganz früh wurde schon der kleine Weihnachtsbaum ins Haus gebracht und in der guten Stube auf dem Tische aufgestellt. Wir bekamen ihn aber nicht zu sehen vor dem Abend. In der Küche war ein großes Wirtschafsten. Wir Jungen durften Mandeln von ihrer braunen Haut reinigen, Rosinen und Korinthen auslesen als Zutaten zu den Weihnachtskuchen, deren Herstellung wir aber auch nicht mit ansehen durften. — Schon einige Tage vorher war ein Schwein gekauft und mächtig verarbeitet. Beim Drehen der Wurstmaschine (übrigens wurden anfänglich alle Würste mit der Hand gestopft durch einen Wursttrichter) durften wir helfen. Mettwürste und Leberwürste entstanden in Mengen. Blutwürste ließ Tante Mally nicht machen. Sie hielt, nach Apostelgeschichte 15, 29, den Genuß von Blut für ein Unrecht, eine Anschauung, die sehr verbreitet war; auch meine Eltern teilten sie. Gegen Blutwurst hatte ich aber auch eine natürliche Aversion. Beim Essen von Schweinefleisch und Speck war Tante Mally vernünftig genug, uns nicht zu zwingen. Während wir sonst widerspruchslos alles essen mußten, was uns vorgelegt wurde, durften wir Speck und fettes Schweinefleisch abweisen. Wir hatten solch einen Widerwillen dagegen, daß wir einfach seekrank geworden wären. Bei anderen Speisen passierte es wohl (namentlich bei Gemüse, z. B. Rüben), daß wir nicht alles aufsaßen. Tante Mally zankte dann wohl mit uns, aber nicht heftig; statt weiterer Worte bekamen wir aber einfach am Nachmittag statt des Kaffees die Speise, die wir hatten stehen lassen, mit dem Bedeuten, daß dasselbe sich am Abend und am nächsten Morgen wiederholen werde, wenn wir nicht alles aufsaßen. — Man kann über diese Praxis verschiedener Ansicht sein. Aber wenn es sich um gesunde Kinder mit gutem Appetit

handelt, so kann man sie getrost nötigen, solche Speisen zu essen, welche sie stehen lassen, weil sie mäkeln. Da ist gewiß Festigkeit am Platze. So stand es mit Bruder Hugo und mir bei verschiedenen Gemüsearten. Und ich bin Lante Mally durchaus dankbar dafür, daß sie uns konsequent dazu genötigt hat, in solchen Fällen alles aufzuessen. Wir brauchten ja nie uns einen zweiten Teller vorgeben zu lassen, und auch beim ersten Vorgeben war Lante Mally in solchen Fällen nicht rigoros. — Aber so haben wir es gelernt, einfach alles zu essen. Und merkwürdig: auch alle jene Gemüse und Speisen haben wir nachher ohne Widerwillen essen können; manche von ihnen sogar gern. Ich glaube, ich würde jetzt auch Kartoffel- und Brotsuppe ruhig, wenn auch nicht gerade gern, essen. Lante Mallys Konsequenz in dieser Hinsicht habe ich es im Leben später oft mit Bewußtsein gedacht, wenn ich in fremden Häusern ganz wunderliche, ja sogar mir widerstehende Speisen bekam und sie dann doch einfach hinunterbrachte. Einmal habe ich sogar ein faules Ei aufgeessen mit lächelnder Miene und nachher herzlich dafür gedankt. Das geschah, als ich in Dorpat die Pastorin Marie Hörschelmann, geb. Winkler, besuchte, Mutter des Pastors Cosli Hörschelmann. Sie war uns eine sehr, sehr liebe Freundin, welche Mama und ich außerordentlich hochschätzten. Nur war sie blutarm. Als ich sie in Dorpat besuchte, war sie ungeheuer froh und wollte ihre Freude dadurch bezeugen, daß sie durchaus mir eine Tasse Kaffee vorsezte und ein Ei kochte. Obgleich ich kurz vorher gegessen hatte, so wies ich es nicht ab, weil ich sah, welch eine Freude es ihr machte, mir einmal etwas von dem Thren vorsehen zu können. Als ich das Ei öffnete, merkte ich sofort, daß es faul sei. Aber ebenso schnell stand es bei mir auch fest, daß ich unmöglich ihr den Kummer machen könne, das Ei hinzulegen, da mir zweifellos klar war, daß sie kein anderes hatte, um es mir an die Stelle des faulen zu geben. So aß ich denn mit Aufbietung aller Energie das Ei auf und dankte innerlich Lante Mally, daß sie durch ihre Erziehung mich dazu fähig gemacht hatte. —

Aber wieder zurück zum Weihnachtsfest. Endlich, endlich war der Abend da. In Gütersloh gab es keinen Weihnachtsabendgottesdienst. Dort wurde statt der Vesper eine Weihnachtsmette gehalten. Das heißt früh um fünf Uhr am ersten Festtage fand ein Gottesdienst statt, namentlich für Kinder, und dann wurden die aus der Kirche kommenden Kinder am frühen Morgen zu Hause beschert. Lante Mally schloß sich dieser Sitte nicht an. Sie wich auch darin ab von

der Gütersloher Weise, daß sie sich immer ein wirkliches Weihnachts-tannenbäumchen verschaffte, während in Gütersloh nur K i e f e r n zum Christbaum benutzt wurden, da auf Stunden weit in der ganzen Umgegend nur Kiefern, und absolut keine Tannen wuchsen. Um sechs Uhr hatten wir unsere Bescherung, Tante Mally hatte das Bäumchen allein geschmückt. Ein kleines, etwa vier Fuß hohes Bäumchen wird dort auf einen Tisch gestellt. Zum Schmuck wurden Apfel, vergoldete Nüsse, allerlei Tierfiguren aus Zucker (meist Vögel), Marzipanfrüchte (Erdbeeren, Apfel, Birnen) und Figuren aus Schaumzucker verwandt. Die Lichte waren meist Wachslichte, später auch kleine Stearinkerzen. Unsere Geschenke bestanden aus Spielsachen, Büchern und Kleidungsstücken. In meiner Erinnerung kommt es mir vor, als seien wir recht reichlich beschenkt worden. Zu den Geschenken kam noch ein Suppenteller voll Apfel, Nüsse, Naschwerk; — jeder von uns bekam auch einen eigenen Kuchen für die Festzeit, es war ein Butterkuchen, etwa eine Elle lang und dreiviertel Ellen breit, und eine Leberwurst. Diese beiden Stücke machten uns eine ganz besondere Freude. Wir konnten damit haushalten und zu den Mahlzeiten davon essen nach Belieben. Tante Mally hatte noch einen mächtigen Butterkuchen gebacken, und ich muß sagen, daß ich nie später so schönes Pfannbrot gegessen habe wie bei Tante Mally. Es trug bei ihr mit Recht den Namen „Butterkuchen“, denn Butter war reichlich zum Teig getan und nachher noch auf den Kuchen gestrichen, so daß Zucker und Zimt ordentlich am Kuchen hafteten.

In den Weihnachtsferien gab es auch noch andere Freuden. Es war eigentlich die einzige Zeit des Jahres, in welcher wir Verkehr hatten mit anderen Häusern, d. h. wo man zu Gaste geladen wurde. Es waren eine Anzahl von Pastorenwitwen, die in Gütersloh sich niedergelassen hatten mit ihren Söhnen. In kleinen Kränzchen waren sie mit Tante Mally befreundet, und ihre Söhne waren wieder mit uns bekannt und befreundet.

Es waren vor allem vier Häuser: Frau Missionsinspektor Richter mit ihren beiden Söhnen Karl und Willy; — deren Schwägerin Tante Albertine Richter, Witwe des Hilfsinspektors der Rheinischen Mission, mit ihren beiden Söhnen Albert und Wilhelm. Bei ihr war Bruder Josi in Pension. Dann die Pastorin Ostendorf mit ihren beiden Söhnen Wilhelm und Adolf. Der ältere der beiden Brüder Ostendorf war am wenigsten von uns geliebt; ein etwas derber Junge, der später in Halle studierend in die „Salingia“ eintrat und

als glänzender Paukant eine gewisse Berühmtheit erlangte. Die anderen genannten fünf Kameraden liebten wir sehr, und obgleich Bruder Hugo und ich viel kleiner waren als sie, so nahmen sie sich unser immer sehr freundlich an, besonders in den Weihnachtsferien. Ebenso die beiden Söhne der Pastorin Walke, Franz und Georg, herzensgute, brave Kameraden, die trotz 5—6 Jahren Altersunterschied uns sehr freundlich behandelten. — In den Weihnachtsferien wurde unser ganzer Kreis in zweien der Häuser (mit den Jahren abwechselnd) eingeladen. Dann saßen die Damen mit Handarbeiten beisammen, während wir Jungen mit allerlei Spielen: Dambrett, Mühlchen, Hammer und Glocke, Domino oder mit Gesellschaftsspielen uns die Zeit vertrieben bei Äpfeln und Nüssen. Nach dem Abendtee gab es dann noch unter dem Weihnachtsbaum eine allgemeine Bescherung, die uns Jungen ganz unerwartet kam. Darum machten uns die kleinen Geschenke, die wir bekamen: Taschenmesser, bunte Stifte, ein Buch usw. außerordentliche Freude. — In den Weihnachtsferien kamen wir Jungen auch sonst an den Abenden zusammen, nachdem wir am Vormittag gelernt hatten und am Nachmittag Schlittschuh gelaufen waren. Das Schlittschuhlaufen geschah am liebsten auf den Emswiesen, wenn sie überschwemmt und dann gefroren waren. Etwa dreiviertel Stunden weit hatten wir es dorthin zu wandern, um auf den endlosen Wiesen zu laufen. Gute Läufer sollen einmal sechs Stunden weit bis Warendorf gelaufen sein. Einem tollkühnen Läufer hätte es fast das Leben gekostet. Er lief auch über die Ems hinüber, während die anderen auf den Wiesen blieben. Auf dem Flusse brach er ein und geriet gleich unter das Eis. Einer der Kameraden hatte es zum Glück gesehen, war pfeilschnell dabei, warf sich platt hin, ergriff den andern noch unter dem Eise und zog ihn heraus. — Weniger gefährlich war das Laufen auf der Dalke, weil sie flach war und einen langsamen Lauf hatte, namentlich oberhalb der Mühlen. Dort liefen wir kleinen Jungen auch lieber. Unter ihnen war auch, als ich etwa in Quinta war, ein Sertaner, der sitzen geblieben war, als wir nach Quinta kamen. Er war ein furchtbar gutmütiger Junge. Alle Kameraden hatten ihn gern, was aber nicht hinderte, ihm den Spitznamen Brutus (Lor) zu geben. Brutus brach an einem Nachmittag oberhalb Schröders Mühle auch ein, bis an den Hals. Mühsam kroch er heraus mit Hilfe anderer. Dann sich schüttelnd, wie ein Pudel, der aus dem Wasser kommt, sagte er, die Schlittschuhe abschnallend, in tiefster Gelassenheit und

Ernst: „Was Gott tut, das ist wohlgetan, es bleibt gerecht sein Wille.“

Am Silvesterabend blieben wir wohl auch etwas länger auf als sonst, aber doch nie über halb elf oder elf Uhr höchstens. Aus dem Spruchkasten wurden Sprüche gezogen und aufgeschlagen. Das Spruch- oder Schatzkästlein bestand aus einem hübsch geklebten Pappkästchen. In demselben standen, dicht aneinander gedrängt, eine große Anzahl Papierblättchen als Rollen zusammengewickelt, auf der Innenseite einen Spruch tragend (d. h. nur Angabe des Buches, Kapitels und Verses). Wenn wir Kinder uns hingelegt hatten, blieben die Erwachsenen wohl noch bis Mitternacht auf. Einmal wachte ich aus tiefem Schläfe auf durch einen schönen, viestimmigen Choralgesang. Ich war so schlaftrunken, daß ich mich gar nicht zurechtfinden konnte in meinen Gedanken, wo ich sei und was der Gesang bedeute? Endlich erkannte ich das Neujahrslied: „Hilf Herr Jesu, laß gelingen, — Hilf, das neue Jahr geht an“. — Am anderen Morgen erfuhr ich, daß in der Neujahrsnacht die Nachtwächter, ein jeder in seinem Bezirk, in den verschiedenen Straßen zu singen hatten und daß sie immer von einer Menge von Menschen begleitet wurden, die das neue Jahr mit Choralgesang begrüßten. Es klang wundervoll feierlich und schön durch die stille Nacht hin. An ein wüstes Lärmen auf der Straße dachte kein Mensch damals in der Neujahrsnacht.

Von den übrigen und den herrlichen Besuchen in Schildesche, Baldorf, Wüste, Deynhaus, Göpfeld habe ich schon früher erzählt. Sie wurden uns von Jahr zu Jahr immer schöner.

Drittes Kapitel.

Drei Jahre mit den Eltern. Die Heimat der Kindheit.

6. Juli 1860 bis 5. Oktober 1863.

I. Die Ankunft der Eltern.

An einem Nachmittage im Juni 1860, nach der Arbeitsstunde, also um sechseinhalb Uhr, wurde ich zur Post geschickt, um nach Briefen zu fragen. Es war ein Brief von den Eltern gekommen, — wie immer, unter Tante Mallys Adresse. So rasch ich konnte, eilte ich nach Hause, um den Inhalt zu erfahren. Als der Brief geöffnet wurde, zeigte sich's, daß er aus der Kapstadt geschrieben war. Er enthielt die Nachricht, die wir einfach gar nicht fassen konnten vor Freude, daß unsere Eltern auf der Reise nach Europa seien und hofften, bald dem Briefe selber nachfolgen zu können. Noch mußten sie in der Kapstadt auf eine Anzahl von Missionarskindern warten, welche sie nach Barmen ins Missionskinderhaus bringen sollten. Wir waren vollständig überrascht von dieser Nachricht. Die Entscheidung, daß die Eltern reisen mußten, war offenbar ganz plötzlich gefallen in Barmen. — Natürlich erfüllte die große Freudenbotschaft gleich unser ganzes Haus; und zu Bruder Josi mußten wir laufen, so schnell als möglich, um es auch ihm mitzuteilen. — Nun kam das Fragen: Wann werden sie wohl kommen? Wie lange kann es wohl dauern, bis wieder eine Nachricht kommt? Wir waren unsagbar glücklich und froh. Nur mühsam konnten wir die Gedanken zum Lernen und für den Unterricht zusammenhalten. Immer wieder eilten sie hinaus nach Afrika. — Die nächste Nachricht kam schneller, als wir erwartet hatten. Es war etwa nur eine Woche später. Wieder war ich der Glückliche, der den Brief von der Post anholte, aber ich glaube diesmal mit Bruder Hugo. Wahrscheinlich sind wir damals immer beide zur Post gegangen, um gemeinsam die Freude zu haben. Wir

trauten unseren Augen kaum, als wir unseres Vaters Handschrift erkannten, aber deutsche Postmarken auf dem Kuvert sahen. Der Poststempel war Hamburg. Wie war das möglich?! — Nun, die Abreise aus Afrika war schnell gekommen, da einerseits alle mitzunehmenden Kinder rechtzeitig in Stellenbosch, der nächsten Missionsstation vor Kapstadt, dem Sammelpunkte vor der Abreise, eintrafen; — und andererseits war das Schiff der Hermannsburger Mission, die „Randaze“, auf welcher sie reisen sollten, gleich darauf segelfertig und hatte eine recht günstige Reise, so daß sie dem ersten Briefe beinahe auf dem Fuße gefolgt waren, — ja fast ihn überholt hätten. Gleich nach der Landung in Hamburg schrieben sie, daß sie nach kurzem Aufenthalt folgen würden, so daß wir am 6. Juli (Schwester Gitas Geburtstag) mit dem gerade zur Mittagszeit in Gütersloh ankommenden Zuge sie erwarten sollten. Das war — glaube ich — der übernächste Tag. Ob wir an den beiden folgenden Tagen gegessen, geschlafen, gelehrt haben, — ich weiß es nicht. Jedenfalls dachten wir an nichts anderes mehr als an die bevorstehende Ankunft der Eltern.

Sie hatten selbst angeordnet, daß wir nicht zum Bahnhofe ihnen entgegenkommen sollten. Es war ja vorauszusehen, daß am Bahnhofe viele Menschen aus Neugierde zusammenlaufen würden. War es ja doch schon bekannt geworden durch die ganze Stadt, daß unsere Eltern direkt aus Afrika kämen und daß sie eine wirkliche, wahrhaftige Negerin bei sich haben würden. Das war unsere frühere Kindermagd Urietta, die erste und bis dahin einzige getaufte Herero. (Später mehr von ihr.) Nun wollten unsere Eltern uns nicht vor der großen neugierigen Menschenmenge zum erstenmal wieder in ihre Arme schließen. Darum hatten sie gebeten, wir möchten sie zu Hause erwarten. Und sicher war es so das Richtigsie! — Um elf Uhr stürzten wir aus der Schule nach Hause und machten uns zurecht zum Empfange der Eltern. Der Zug kam vor zwölf Uhr an, — so konnten sie etwa um zwölf Uhr da sein bei uns. Bekannte und Freunde waren zur Bahn geeilt, um sie zu empfangen und gleich zur „neuen Reihe“, zu unserem Hause zu geleiten. — Wir standen am Fenster und warteten und warteten. Das Warten von Kindern am Weihnachtsabend ist nichts gegen diese sehnstüchtige Spannung, mit der wir aus dem Fenster der guten Stube auf die Straße schauten. Natürlich war Bruder Josi auch bei uns. Da, mit einem Male, hörte man von der Straße her das Geräusch nahender Menschen.

Und plötzlich sahen wir die ganze Straße in ihrer ganzen Breite angefüllt von der gesamten Jugend Güterslohs. Hunderte und aber Hunderte, Jungen, Mädchen, groß und klein, — auch Erwachsene strömten heran. Aus den Häusern traten alle Menschen heraus, um zu sehen. Uns schienen die Augenblicke Stunden! Da, mitten in den Menschenmassen, gefolgt von mindestens ebenso vielen als voranliefen, ein kleines Häuflein zusammengeschlossen, wie geängstigt durch den Menschenstrom. Mitten unter ihnen unsere lieben, lieben Eltern! Auf den ersten Blick erkannten wir sie, — des Vaters hohe Gestalt, sechs Fuß lang, unser Herzensmütterchen, klein und etwas gebückt, mit einem blonden Mädchen an der Hand. Das mußte wohl Schwester Gita sein. Und um sie herum die anderen Missionarskinder, unter denen zwei, Gebrüder Kleinschmidt, die wie zwei kleine Namaqua ausfahen. Aber der eigentliche Gegenstand des Staunens der Menge war unsere Uorietta, die Negerin, mit dem um das schwarze Köpfschen gewickelten Tuche. Die Arme fühlte sich gewiß in diesem Zusammenlauf sehr ungemütlich, da sie es ja deutlich empfinden mußte, daß hauptsächlich ihretwegen die Menschen dem Zuge so nachliefen.

Nun waren sie am Hause, — unsere Herzen klopfen und zitterten vor Freude; da kamen sie schon die Treppe herauf. Wir waren oben an die Treppe geeilt. Und nun schlossen sie uns in die Arme, an ihr Herz, und küßten uns, und wir hingen an ihrem Hals. Noch höre ich den Ausruf meiner lieben Herzensmutter: „Mein Gotta!“ voll überströmender Liebe und Zärtlichkeit, womit sie mich an ihr Herz drückte, — und uns allen strömten die Tränen über die Gesichter, unaufhaltsam; die ersten Freudentränen, die ich in meinem Leben geweint habe. Ich weiß nicht, wie lange wir uns umarmten, immer wieder wechselnd Vater und Mutter, und auch unsere Schwester Gita, die erst etwas schüchtern ihre großen Brüder ansah. Dann wieder hielten uns die Eltern zwischen beiden Händen und sahen uns an, ob sie auch noch die Kinderzüge nach fünf Jahren in unseren Gesichtern wiederfänden, und ihre Augen leuchteten vor Freude, — und wieder und wieder umarmten sie uns.

Das ist einer der schönsten Tage meines Lebens; völlig lebendig, unverblaßt steht er sonnenhell und freudeleuchtend in meiner Erinnerung, so frisch und lebendig, als ob es gestern wäre.

Dann begrüßten wir die anderen Missionarskinder. In jener Stunde habe ich nicht daran gedacht, — erst später, viel später sind die Ge-

danken gekommen, daß ihre Herzen vielleicht beim Anblick unserer Freude traurig an die erst vor wenigen Monaten erlebte Trennung von ihren Eltern erinnert werden mochten. Oder dachten sie vielleicht auch zugleich voraus an die Stunde, wenn sie einmal ihre Eltern wiedersehen würden? Ich weiß es nicht, ob sie alle dasselbe Glück erlebt haben. Als Kinder jedenfalls nicht. Sie alle haben ihre Eltern erst nach vielen Jahren, nach vollendeter Schulbildung, und teils auch erst nach beendeten Studien, wieder-gesehen. Und einem von ihnen war unterdes seine Mutter gestorben. — Da sie nicht alle bei Tante Mally bleiben konnten, so wurden sie in einigen befreundeten Häusern, namentlich bei den beiden Frauen Inspektor Richter, untergebracht. Nach wenigen Tagen ging ihre Reise weiter nach Barmen, in das Missionskinderhaus.

Am Nachmittag um zwei Uhr ging es wieder in die Schule. Es war wohl der Gedanke angeregt (ich weiß nicht, von wem), wir könnten doch wohl heute nachmittag zu Hause bei unseren Eltern bleiben. Und sie hätten es gewiß auch am liebsten so gehabt. Aber es war bezeichnend für seine Gewissenhaftigkeit in seiner eigenen Arbeit, daß mein Vater meinte: „Ohne vorher eingeholte Erlaubnis sei es nicht recht, die Schule zu versäumen.“ So gingen wir denn auch in der festen Überzeugung, daß es so richtig sein müsse. Aber freilich, der Leib saß in der Klasse, — die Seele war zu Hause. Unversehens schauten meine Augen über das Buch hinweg, wie durch die Wand hindurch, nach Hause zu. Dr. Munde, bei dem wir die Stunde hatten, fragte mich sehr freundlich: „Nun, Hahn? Du erwartest wohl deine Eltern?“ — „Die sind schon angekommen“, ertönte der volle Chor der ganzen Klasse einstimmig. „Dann hättest du aber doch auch zu Hause bleiben können“, antwortete Herr Dr. Munde noch freundlicher als vorher. — Nun, die zwei Stunden vergingen ja auch, und im Sturm ging's dann nach Hause, — mit vollem Glück im Herzen zu unseren lieben Eltern.

Nach dem Kaffee kam nun zu der Freude noch etwas ungeheuer Interessantes. Während der Nachmittagschulstunden war das Gepäck unserer Eltern angekommen. Sie hatten auch schon Kleider und Wäsche zum Teil ausgepackt und in den Zimmern, welche Herr und Frau Schlupmann ihnen abgetreten hatten, eingeräumt. Nun standen aber unten im Souterrain, in einem hellen, trockenen Raume, eine Anzahl Kisten, welche naturgeschichtliche Sammlungen enthielten, die unsere Eltern in Afrika für das Missionshaus oder für Museen

und zum Theil auch für sich selbst gemacht hatten. Diese Kisten sollten in unserem Beisein geöffnet werden. Wir lernten in größter Eile unsere Aufgaben fertig, ziemlich sicher, daß wir am nächsten Tage nicht würden gefragt werden. Dann ging es zum Auspacken. Die Nachmittagssonne schien gerade zum Fenster hinein, so war es herrlich hell. Wir drei, aber auch unsere Pensionskameraden zum Theil, dicht um Vater her, sahen ihm gespannt zu, wie er so sorgfältig und behutsam die Kisten öffnete. Da war eine Kiste, aus welcher große, weiße Glasgefäße mit eingeschliffenen Glasstöpseln hervorgeholt wurden. Keines war verlegt, trotz der langen Reise. Sie enthielten, in klarem Weingeist konserviert, Skorpionen, Schlangen, Eidechsen, riesige Spinnen, alles in verschiedensten Arten. Und zu jedem Stück, zu jeder Art wußte Vater uns die allerinteressantesten Erläuterungen zu geben. Natürlich wurden wir längst nicht fertig an diesem einen Nachmittag. Alle freien Stunden der nächsten Tage, — ich glaube sogar Wochen, gingen darauf, Vater bei seinem Auspacken zuzuschauen. Und er hatte so sehr seine Freude an unserem Interesse, daß er immer während der Schulstunden andere Arbeiten, Korrespondenzen usw. erledigte, Besuche machte, — um in den Freistunden ganz sich uns zu widmen. — Dann kamen andere Kisten, in denen lagen, fest im feinsten getrockneten Sägemehl eingepackt, wundervolle afrikanische Käfer. Noch jetzt ist es mir, als röche ich den ganz eigentümlichen Geruch, der diesen Kisten entstieg. Wir durften sehr sorgfältig mithelfen, die Käfer rein zu putzen mit feinen Pinseln. Immer neue Ausrufe und Fragen staunender Bewunderung ertönten über die Pracht der Farben, über die mächtige Größe und die seltsamen Formen der Käfer. Da gab es eine Menge mächtiger Elefantenkäfer, matt dunkelbraun mit rötlichen Punkten und einem langen Rüssel, — noch größere Nashornkäfer mit glänzend braunen Flügeldecken, vorn auf dem Brustschild und am Kopfe zwei lange Hörner tragend. Aber am schönsten waren die anderthalb bis zwei Zoll langen und über einen Zoll breiten schimmernd grünen Käfer mit breiten schneeweißen Streifen von der Schulter bis zum Schwanz. Wir durften die gereinigten Käfer Vater reichen, und er steckte sie mit seinen sehr dünnen englischen Insektennadeln in den Kisten auf, aus denen das feine Sägemehl gründlich ausgeputzt war. Die Kisten hatten einen Boden von Aloeholz, das viel weicher und darum bequemer zum Hineinstecken der sehr feinen Insektennadeln ist als Kork. Man hat aber solches Aloeholz nur in heißen Ländern,

wo die Aloe fast wie Bäume wachsen. — Allmählich kam noch weiteres Gepäck der Eltern als Frachtgut an. Da waren drei oder vier riesige Elefantensfüße. Die wurden vom Sattler mit rotem Kaliko oder Purpurzitz ausgefüttert und als herrliche Papierkörbe an besondere Honoratioren verschenkt. Eine Menge mächtiger Straußeneierschalen kamen zum Vorschein, die etwa drei Millimeter dick sein mögen, äußerlich glänzend gelblichweiß mit eingedrückten Punkten übersät, ganz wie lackiert. Sie wurden teilweise vom Drechsler behutsam in der Mitte durchgesägt. Natürlich war der Inhalt schon in Afrika durch zwei Löcher an beiden Enden herausgelassen. Die halbe Eierschale, auf einem gedrechselten Fuße von schwarzpoliertem Holze, bildete einen schönen Becher, den man als Zigarrenhalter oder Aschenbecher oder auch als Eierbecher für gekochte Hühnereier brauchen konnte (von denen er gewiß sechs bis acht aufzunehmen imstande war). Die Eingeborenen in Südafrika machen sich in origineller Weise eine Art Röhrei, indem sie an einem Ende das Straußenei anbohren, so daß die Öffnung etwa daumendick ist. Dann nehmen sie einen elastischen Holzweig, der sich gabelt, pressen die beiden Enden zusammen und stecken sie durch die Öffnung in das Ei. Sobald sie drin sind, breiten sie sich aus. Nun wird das obere Ende des Zweiges zwischen beide Handflächen genommen und langsam zwischen ihnen gewalzt und gequirlt, während das Ei dicht über einem guten Kohlenfeuer gehalten wird. Die Schale ist so stark und fest, daß sie als Kochgeschirr dient, in welchem nun der Inhalt des Eies unter mäßigem Quirlen gar gemacht wird. Er entspricht zirka 20—24 Hühnereiern. — Unter dem Gepäck waren eine Anzahl Antilopenhörner, Steinbockhörner, z. T. spiralförmig gewunden, z. T. ganz gerade gewachsen. Aus letzteren wurden durch Dreheln und Polieren wunderschöne Spazierstöcke, auch zu Geschenken, hergestellt. Noch interessanter waren uns Hörner des Rhinoceros. Aus einem wurde ein Becher gedrechselt. — Natürlich gab es bei all den verschiedenen Gegenständen eine schier unerschöpfliche Fülle von belehrenden Erklärungen, manchesmal auch lustige Jagdgeschichten, besonders als Felle von Leoparden, Panthern kamen. Ob ein Löwenfell darunter war, weiß ich nicht mehr. Auch prachtvolle Straußenfedern gab es, die für teures Geld verkauft werden konnten. — Eine ganz neue Welt erschloß sich unseren Augen und unserer Phantasie. Ich denke mir, daß es doch wohl z. T. hiermit zusammenhing, daß in meinem Verneifer und Aufmerksamkeit in jener Zeit ein starker Rückschritt eintrat. Während ich früher immer

einer der allerersten Schüler in der Klasse gewesen war (es war die Quarta), bewegte ich mich langsam, aber sicher mehr dem Ende der Klasse zu. — Da nahm mich eines Tages mein Ordinarius Dr. Munde väterlich und freundschaftlich unter vier Augen vor und ermahnte mich sehr ernst, aber auch sehr freundlich. Er sagte mir, wie dankbar ich sein müsse, daß ich meine lieben Eltern wieder hätte, und wie es meine höchste Aufgabe sein sollte, ihnen nur Freude und keinen Kummer zu machen. Wie schmerzlich müßte es ihnen sein, wenn ich zum Semesterschluß eine schlechte Zensur nach Hause brächte und sie dann den traurigen Eindruck hätten, daß ihre Anfunft und das Zusammensein mit ihnen mir schädlich gewesen sei. — Diese Ermahnung machte auf mich einen tiefen Eindruck und hatte ganz den beabsichtigten Erfolg. Ich erkannte, daß es schlimm mit mir stand. Und dann kam eine volle Rückkehr zu früherem Fleiß und Anstrengung, so daß es gelang, die Scharte ganz auszuweken. —

II. Die Ursache der Rückkehr der Eltern und die ersten Monate mit ihnen.

Ob ich alle die Ursachen der Rückkehr unserer Eltern aus Afrika kenne und ob ich sie ganz korrekt wiedergebe, das weiß ich nicht. Ich kann nur erzählen, was ich damals gehört u n d v e r s t a n d e n habe. Einzelnes ist später ergänzt worden.

Nachdem unsere Eltern 1855 nach Afrika und Hereroland zurückgekehrt waren, war noch einmal die Arbeit unter den Hereros mit neuer Energie aufgenommen worden, obwohl in der elfjährigen Arbeit bis dahin noch kein sichtbarer Erfolg erzielt worden war. Es war noch nicht eine einzige Laufe vollzogen. Und auch die Arbeit an den Kindern in der Schule war eine ziemlich hoffnungslose. Die Herero waren ja Nomaden, die nur von ihrer Viehzucht lebten und mit ihren großen Rinder- und Schafferden unaufhörlich im Lande hin- und herzogen, von einem Weideplatz und einer Tränke zur anderen. Nach der Regenzeit lebten sie mit ihren Herden in der endlosen Steppe, welche den größten Teil des Hochlandes einnimmt, das die Herero bewohnten. Dann ist sie voll Gras und Blumen und wunderschön. Wasser ist dann überall im Lande. Von der Regenzeit sind weite, große Leiche nachgeblieben, die auf Monate

vorhalten, bis das freilich immer faulende Wasser austrocknet. Eigentliche Quellen gibt es sehr wenige im Lande, und unter ihnen noch manche, die heiß sind, also zur Viehtränke nicht taugen. Fließende Flüsse gibt es überhaupt nicht im Hererolande, — nur Flußbetten, in welchen periodisch, d. h. während der Regenzeit, Wasser sich findet. Die Regenzeit dauert vom November bis April, sechs Monate; zerfällt aber in drei Teile: die Vorregenzeit von Mitte oder Ende November bis in den Januar hinein, meist mit wenig Regen; dann die Hauptregenzeit von Anfang Januar bis Ende Februar. Da regnet es meist jeden Tag, d. h. täglich steigen mächtige Gewitter auf (es ist ja die heißeste Zeit des Jahres) und hier und da im Lande gehen dann furchtbar gewaltige Regengüsse nieder unter Blitzen und Donnern, von denen man sich in Europa keine Vorstellung macht. Dann sammelt sich das Wasser in den Flußbetten, in denen es trübe, schlammig, in wilden Wellen sich dem Meere zuwälzt, oft weit die Ufer des eigentlichen Flußbettes überschreitend, so daß die Flüsse meist zwei Betten, ein inneres, schmales, und ein äußeres, sehr breites haben. Hat es in der Vorregenzeit schon einigermaßen geregnet und in der Hauptzeit stark, — so hört der Regen mit Mitte März auf und die Nachregenzeit, die bis in den April dauert, bleibt trocken. Haben die beiden ersten Regenzeiten weniger Regen gebracht, so hofft man noch auf eine Ergänzung in der Nachregenzeit, die man aber doch nicht jedes Jahr bekommt. Seitdem die Missionare Garten- und Ackerbau im Lande eingeführt haben, wird die Feuchtigkeit des Landes so rasch als möglich ausgenutzt. Kann man annehmen, daß die schweren, großen Gewitter zu Ende sind, so daß das Wasser nur noch im inneren Flußbette fließen wird, dann legt man Gärten und Felder in den äußeren Flußbetten an, welche oft über ein Viertel Kilometer breit sind. Der Boden ist hier durch die Überflutung mit Schlamm gedüngt und man kann in guten Jahren wohl sechzig- bis achtzigfach Weizen oder Mais ernten. — Die Herero kannten damals noch nicht die geringsten Anfänge von Feld- und Gartenbau, sondern nährten sich nur von der Milch ihrer Herden, die sie in Kalabassen (d. h. in der ausgehöhlten Schale der Flaschenkürbisse, welche im Lande wild wachsen) säuern. Fleisch essen sie fast nie, jedenfalls nicht Rindfleisch, nur Schaffleisch. Aber geschmolzenes Fett trinken sie gern, eine ganze Tasse voll in einem Ruck, und das Mark der Knochen essen sie mit Wonne. — Nach der Regenzeit kommt das Paradies der Herero. Gras und Wasser und Weide gibt's dann über-

all. Sie konnten dann ruhiger an einem Orte in ihren Kraalen liegen und ihr Vieh weiden. Freilich, wenn der Häuptling dreißigtausend Kinder und unzählbare Schafe besaß, so konnten sie nicht alle an einem Fleck weiden, sondern waren in einzelne sogenannte Viehposten geteilt, welche jeder von einem Haufen von Männern und Weibern mit ihren Kindern gehütet wurden. Dabei waren die Herden nominell alleiniges Eigentum des Häuptlings. Er repräsentierte den ganzen Stamm. Der ganze Stamm aber lebte und nährte sich vom Besitze des Häuptlings, der seinerseits unumschränkter Herrscher seines Stammes, auch über Leben und Tod war. Letzteres Recht wurde faktisch von den Häuptlingen der Herero nie ausgeübt, im Unterschiede von der entsetzlichen despotischen Herrschaft der zentralafrikanischen Könige. Auch Sklaverei kannten die Herero eigentlich nicht, wenn sie auch die sogenannten Berg-Damra, die Ureinwohner des Landes, welche vor der Einwanderung der Herero von Norden her (etwa um das Jahr 1600 herum) das Land bewohnten, grausam behandelten. Diese Bergdamra (so genannt, weil sie seit der Eroberung des Landes durch die Herero sich ganz in das Gebirge und dessen Täler und Schluchten zurückgezogen hatten oder in den Dünen, nahe dem Meere hausten) sind auch ein schwarzes Volk, kleiner als die Herero von Wuchs. Sie sprechen merkwürdigerweise keine eigene Sprache, sondern die Namaquasprache, — haben also wahrscheinlich viele Jahrhunderte unter der Knechtschaft der Nama oder Hottentotten gelebt. — Sie nährten sich kümmerlich von ihren wenigen Schafen, von Wurzeln und wilden Zwiebeln, und von der Jagd der zahlreichen Antilopen. Von den Herero wurden sie oft ohne Grund oder wegen einiger gestohlener Schafe überfallen und niedergemacht. Die ersten Missionare haben in den ersten Jahren oft den Herero diese Greuel strafend vorgehalten und ihnen gesagt, dieses unschuldig vergossene Blut werde noch von ihrer Hand gesucht werden.

Wenn nun die Weide auf der Ebene des Hochlandes (das ganze Hereroland ist ein Hochplateau, etwa 2000 Fuß über dem Meere und darum relativ gesund für afrikanische Verhältnisse, da es keine Sümpfe und keine Urwälder hat) abgeweidet und das Gras vertrocknet war, so zogen sich die Herero mit ihren Herden immer mehr in die Berge zurück, wo es noch Gras gab, und erst mit dem Beginn der Regenzeit stiegen sie wieder mit ihren Herden in die Ebene hinab. So waren sie das ganze Jahr in Bewegung und an keinem Orte länger als einige Wochen ansässig. — Die Besitzrechtsverhält-

nisse des ganzen Volkes und Landes haben sich aus dieser Lebensweise entwickelt. Das ganze Hereroland, zirka 5—6000 Quadratmeilen groß, also so groß wie das Königreich Preußen, wurde von zirka 200 000 Herero bewohnt. Privateigentum existierte im ganzen Lande nicht, außer den Waffen, den zur Kleidung gebrauchten Fellen und den Kupferringen, welche man am Körper, an den Armen und Beinen trug, nebst dem Baumaterial der Hütte. Das ganze Land, der gesamt Grund und Boden war Eigentum des g a n z e n Volkes und nicht einmal unter die einzelnen Stämme verteilt. Wenn sich auch gewisse Gewohnheitsgrenzen ausgebildet haben mögen für die Stämme, so waren sie doch durchaus fließend und nicht rechtlich bindend. Jeder konnte eben dort wohnen, wo er Weide fand. Zog ein Stamm weiter, so konnte jeder andere Stamm gleich nach ihm die verlassene Gegend belegen, sobald er dort wieder etwas Gras für seine Tiere fand. — In dem wasserarmen Lande waren nur die Stellen, welche Quellen hatten, von besonderer Wichtigkeit. Wenn jemand, auch ein Fremder, sich als Erster an einer Quelle niederließ, so durften neu hinzukommende Menschen aus der Quelle nur dann trinken oder ihr Vieh tränken, wenn sie den ersten Inhaber der Quelle um Erlaubnis gefragt hatten. Sie traten aber dann, solange sie an der Quelle wohnten, in ein Abhängigkeitsverhältnis zu ihm. Er wurde, solange er an der Quelle wohnte, oder solange sie sich an seiner Quelle aufhielten, ihr Häuptling. Zog er fort oder suchten sie eine andere Weide, so löste sich ihr Verhältnis vollständig. — Und das eigentümliche Recht, daß der Häuptling der alleinige Besitzer des Viehes war, der ganze Stamm aber Nutznießer der Herden, beruhte wohl höchstwahrscheinlich darauf, daß es den Herero ganz unmöglich gewesen wäre, als Nomaden gesondertes Eigentum zu haben. Sie hätten nie als Einzelne ihren Viehbestand mit voller Sicherheit feststellen können. Weder konnte ein Herero weiter zählen, als bis zehn Gegenstände (obgleich sie alle Zahlen bis 100 und mehr besitzen), noch konnten sie in zuverlässiger Weise feststellen, ob verloren gegangene Tiere von wilden Tieren oder von Nachbarn aufgezehrt waren. Es hätte also unaufhörliche Streitigkeiten gegeben, welche ein gemeinsames Leben auch nur innerhalb e i n e s Stammes, geschweige denn des ganzen Landes, unmöglich gemacht hätten, wenn Privatbesitz bestanden hätte. Da war es denn weitaus einfacher und bequemer, wenn nur einer der Besitzer war, sämtliche andere Stammesgenossen aber gleichberechtigte Mitnutznießer, —

also der vollendete Sozialistenstaat. Dieser fand aber sofort sein Ende, als die Kultur kam, der Acker- und Gartenbau, und die Menschen anfangen, von ihrer Arbeit zu leben, von der Bearbeitung des Bodens, so daß sie nicht mehr lebten von dem, was die Natur rein von selbst ihnen bot durch Vermehrung ihrer Herden und milde Zwiebeln, Heuschrecken (die man geröstet verzehrte), milde Früchte, — sondern von dem, was sie mittelst ihrer Arbeit, ihrer Aussaat den Boden nötigten hervorzubringen. Da mußte der Boden in Privatbesitz, Einzelbesitz übergehen, indem jedem zunächst das Stück Land gehörte, an welchem er gerade gearbeitet hatte. Diese Arbeiter waren diejenigen, welche durch Jonker Afrikaners furchtbaren Raubzüge von den zersprengten, aufgeriebenen und alles Viehes beraubten Stämmen übrig geblieben waren. Ihr bisheriger Gesamtbesitz des Stammes war dahin, sie mußten nun sich entschließen für sich selbst zu sorgen. — Sehr interessant ist die Tatsache: als solche Versprengte sich in Dzikango (Neu-Barmen) einfanden und unseren Vater, der als Erster an der dortigen heißen Quelle sich niedergelassen hatte, baten, ob sie mit den winzigen Resten ihres Viehes sich auch an der Quelle aufhalten dürften, — da wurden sie seine Untertanen, seine Stammesleute. Es bildete sich um ihn ein kleiner Stamm. Sofort schienen sie ihren bisherigen, mit dem Viehbesitz verbundenen Rechtsbegriff auch auf die neuen Lebensverhältnisse übertragen zu haben. Denn als mein Vater sie zur Bearbeitung des Landes anleiten und anhalten wollte, weil sie nur einzelne Stücke Vieh hatten, von denen sie in keiner Weise ihren Lebensunterhalt haben konnten (die afrikanischen Kühe geben kaum ein Liter Milch täglich), — da verlangten sie von ihm, er solle sie ernähren und für ihre Arbeit alles geben, was sie brauchten. Sie begriffen gar nicht den Gedanken, daß ein jeder für sich persönlich arbeiten solle und meinen: man arbeitet (resp. hütet das Vieh) doch immer nur für den Häuptling, und der Häuptling gibt uns dafür unsere Nahrung. — So sollte das nun auch weiter gehen beim beginnenden Ackerbau. Bei der Faulheit der guten Herero für körperliche Arbeit wäre nie etwas dabei herausgekommen, auch wenn der Missionar es versucht hätte, einen Staat mit Gemeindegemeinschaft und Gemeindegemeinschaft zu schaffen. Schon damit sie für sich selbst zu arbeiten lernten, mußte ihnen tatsächlich der Missionar zunächst Lohn zahlen, bis sie es begriffen, daß die Arbeit es wert sei, getan zu werden, weil sie dem Menschen reichlichen Lebensunterhalt geben kann.

Die nomadisierenden, noch mit reicherm Viehbesitz ausgestatteten Stämme ließen natürlich ihre Kinder in keine Schule gehen, auch wenn sie einmal vorübergehend bei einer Missionsstation sich aufhielten. Und die verarmten, auf einer Station ansässig gewordenen Herero hatten so sehr das Wanderleben in ihren Gliedern, daß sie immer wieder Versuche machten auf und davon zu ziehen, um sich einem größeren Stamm anzuschließen. Die ansässige Lebensweise, mit Arbeit verbunden, behagte ihnen nicht. Dann nahmen sie auch ihre Kinder mit, die vielleicht schon ein halbes Jahr die Schule besucht und liebgewonnen hatten. Es kam wohl vor, daß solche Kinder nach ein paar Tagen wieder in der Schule sich meldeten. Sie waren ihren Eltern „im Felde“ entlaufen und hatten den Weg zur Station wieder aufgesucht, in der Hoffnung, nun dort bleiben zu können. Meistens kamen die Eltern bald hinter ihnen her und holten sie wieder ab.

So waren denn die Ausichten der Hereromission sehr trübe. Und auch als sich feste Ansiedlungen auf ein paar Missionsstationen herausbildeten, so blieben die Leute so unempfänglich für die Predigt, daß in elfjähriger Arbeit nichts gewonnen zu sein schien. Als daher im Jahre 1855, bei der ersten Rückkehr unserer Eltern ins Hereroland, die Arbeit wieder energisch aufgenommen wurde, so richtete doch die Missionsgesellschaft sogleich die Augen auf ein nördlicher gelegenes Arbeitsgebiet: das Ovamboland, auch Ondonga genannt. Ondonga ist durch einen breiten, z. T. mit Urwald bestandenen Landstrich vom Hereroland getrennt. Es ist ein fruchtbares, gesundes Land, das ganz unter Ackerbau steht, so daß das ganze Volk ansässig ist. Dort konnte man hoffen unter günstigeren Bedingungen als im Hererolande Missionsstationen mit Schulen zu gründen. So wurde denn im Jahre 1857 unser Vater mit Missionar Rath zu den Ovambo gesandt. Er sollte womöglich vom Könige Rangoro die Erlaubnis erlangen zur Anlegung von Missionsstationen. Und dann sollten beide Missionare versuchen bis an die Nordgrenze des Ovambolandes zu gelangen, welche durch den Kunenefluß gebildet wird, der ein breiter, tiefer Strom sein sollte. An ihm entlang sollten sie versuchen zum Atlantischen Ozean vorzudringen, um festzustellen, ob man nicht vom Meere her direkt und viel leichter das Ovamboland erreichen könne. Dann sollte von dorthier die Missionsarbeit in Angriff genommen werden.

Diese Reise verlief resultatlos. Nur durch Gottes wunderbare Hilfe entgingen Vater und Missionar Rath dem Tode, als sie von den

Ovambo überfallen wurden. Auf Jahre hinaus konnte man nicht daran denken, diesen Arbeitsplan wieder aufzunehmen. — So richtete man alle Kraft darauf, für die Hereromission die nötigen Bücher herzustellen. Denn das war klar: wollte die Rheinische Mission ihre Arbeit weiter in das Innere Afrikas fortsetzen, so brauchte sie als Stützpunkt doch unbedingt das Hereroland. Der Weg durch den Kunene hinein war auf jeden Fall zu riskant, weil an der Mündung dieses Flusses die Portugiesen eine Niederlassung hatten. Da hätten sie ohne Zweifel einer evangelischen Mission immer wieder Hindernisse in den Weg gelegt. — So mußte man den Zugang durch das Hereroland festhalten und darum auch die Hereromission weiter treiben. — In den drei Jahren 1857—1860 vollendete unser Vater die Übersetzung des Neuen Testaments, großer Teile des Alten Testaments, die Umdichtung vieler Kirchenlieder, die Übersetzung des Katechismus, die Herstellung einer biblischen Geschichte und die Bearbeitung einer Hererogrammatik und eines Lexikons der Herersprache. Diese beiden letzteren Bücher hatte er fast ganz allein ausgearbeitet, die anderen geistlichen Bücher unter Mithilfe anderer Missionare, namentlich der Missionare Kolbe und Schöneberg, doch so, daß auch an ihnen weitaus die größte Arbeit sein Teil war, da er die Sprache viel besser beherrschte als die anderen, die viel kürzere Zeit im Hererolande arbeiteten als er. — Nun mußten diese Bücher gedruckt werden. Das konnte kaum anders als in Deutschland geschehen, — vielleicht in der Kapkolonie. Jedenfalls erforderte der Druck einen längeren Aufenthalt unseres Vaters außerhalb des Hererolandes. — Es kamen auch noch andere sehr schwerwiegende Gründe dazu, welche es nötig machten, nach Deutschland zu kommen.

Als mein Vater in die Mission ging, war er in konfessioneller Beziehung eigentlich ganz indifferent, obgleich er aus Riga, also einer rein lutherischen Stadt, stammte. Aber sein Schwager Georg Lösewig, dem er wesentlich sein geistliches Leben verdankte, und der ihn auch für die Missionsarbeit gewann, war ganz unkonfessionell in seiner Richtung. Er wich zwar nicht vom lutherischen Bekenntnisse ab, — aber er war als Pietist (im guten Sinne des Wortes) wesentlich auf persönliche lebendige Frömmigkeit gerichtet und hatte wenig Sinn für ein Betonen des Bekenntnisses der Kirche. Das war auch die Richtung, die mein Vater von ihm annahm. Während seiner Arbeit muß sich seine Richtung verändert haben; vielleicht schon in Barmen unter dem Einfluß seines ausgezeichneten Missionsinspektors

Dr. Richter (?). Die Rheinische Mission als solche, im Wuppertal, Barmen, gegründet, war auf reformiertem Kirchenboden entstanden. Das Wuppertal ist aber mehr noch streng pietistisch als streng reformiert. So hatte man auch nach Dr. Richters Tode als seinen Nachfolger Dr. Wallmann berufen, wohl wegen seiner entschiedenen Frömmigkeit. Daß er ein konfessionell lutherisch gerichteter Mann war, hat man dabei weniger beachtet. Es ist mir wahrscheinlich, daß Inspektor Wallmann in konfessioneller Weise meinen Vater beeinflusst haben muß, als er 1853 mit uns nach Deutschland kam. — Um jene Zeit war aber namentlich im Ravensberger Lande ein entschieden lutherisch-konfessionelles Leben herrschend in allen Gemeinden und bei allen Pastoren, besonders bei den führenden Männern Volkening in Föllenberg, Siebold in Schildesche, Zellinghaus in Wallenbrück, Schmalenbach (damals in Minden, später in Mennighüffen), beide Ruhlos, Karl in Waldorf und Eduard in Gohfeld, und endlich Pastor Theodor Braun. Und dabei waren sie alle sehr ernste, fromme, lebendige Christen. Mit dieser entschieden lutherisch-konfessionellen geistlichen Bewegung im Ravensberger Lande trat mein Vater 1853—55 in sehr intime Berührung, da diese ganze Bewegung durch ihren Urheber Volkening zugleich eine große Missionsbewegung geworden war. Das Ravensberger Land war damals eines der begeistertsten Missionsländer in Deutschland und ist es wohl auch noch. Die Missionsfeste waren die großen Volksfeste des ganzen Landes und in allen Gemeinden. Und auf vielen, vielen Missionsfesten hatte mein Vater predigen müssen. So war es wohl unvermeidlich, daß auch er tief beeinflusst wurde von der entschieden konfessionell-lutherischen Richtung der Ravensberger. Und als er nun in Afrika wieder in seiner Arbeit war und sich mit den großen literarischen Arbeiten beschäftigte für die zukünftige Hererokirche, auf deren Entstehung er noch immer zuversichtlich hoffte, — da ist ihm wohl immer bestimmter und klarer die Frage aufgestiegen: welches soll und wird das Bekenntnis dieses Missionsfeldes sein? Mit seinem alten Freunde Kleinschmidt zusammen war er sich darüber ganz klar, daß sie ihre Arbeit ganz im Geiste des lutherischen Bekenntnisses taten. Auch die paar jüngeren Missionare im Lande schlossen sich mehr oder weniger bestimmt ihrer Richtung an. Und nun stellten sie an die Leitung der Rheinischen Mission in Barmen die Forderung, sie solle von sich aus dieses Missionsgebiet, das Namaqualand und

Hereroland, als lutherisches Missionsgebiet bezeichnen, damit von vornherein, wenn Gemeinden entstünden (Kleinschmidt hatte schon in Rehoboth eine kleine Gemeinde gesammelt), der Bekenntnisstand derselben klar sei. Die Missionsgesellschaft solle auch zugleich damit festsetzen, daß in Zukunft in dieses Missionsgebiet nur solche Missionare geschickt werden sollten, welche für ihre Person sich zum lutherischen Bekenntnisse hielten.

Aus Barmen war Missionsinspektor Dr. Wallmann schon vor kurzem abgegangen. Er war Direktor der Berliner Mission geworden. Wäre er noch in Barmen gewesen, so wäre vielleicht diese ganze Sache leicht geordnet worden. Doch vielleicht ist auch Wallmann selbst aus Barmen fortgegangen, weil sein lutherisches Bekenntnis ihm beengt worden ist. Ich weiß es nicht. Nur soviel ist sicher, daß Missionar Kleinschmidts und meines Vaters Ansinnen auf den heftigsten Widerstand in der Missionsleitung stieß. Auch der neue Missionsdirektor Dr. Fabri, selbst einem lutherischen Kirchengebiete entstammend, ein ungewöhnlich geistvoller, kluger Mann, aber Kirchenpolitiker, verhielt sich ablehnend zu dem Antrage der beiden Missionare. Sie dagegen bestanden auf demselben und erklärten schließlich, daß sie nicht in ihrer Arbeit bleiben könnten, wenn ihre Bitte nicht erfüllt werde. Es wäre wohl zum Austritt der beiden Missionare aus dem Dienst der Barmer Mission gekommen, wenn nicht die Ravensberger sich mit Entschiedenheit auf ihre Seite gestellt und ihre Forderung zu der ihrigen gemacht hätten. Es muß der Gedanke sehr ernst erwogen worden sein, daß die Ravensberger sich als eigene Missionsgesellschaft konstituieren sollten, um Nordnamaqua- und Hereroland als ihr eigenes Arbeitsgebiet zu übernehmen. Mein Vater war eventuell zum Missionsinspektor in Aussicht genommen.

Da lenkte man in Barmen ein und berief meinen Vater nach Deutschland, um persönlich mit ihm die Verhandlungen zu führen. Auch die Ravensberger hatten denselben Wunsch. — Das waren die Ursachen der so unerwarteten Rückkehr unserer Eltern aus Afrika nach Deutschland.

Die Entscheidung der großen Frage über den konfessionellen Stand der Namaqua- und Hereromission sollte im Oktober auf einer großen Generalversammlung aller Hilfsvereine der Barmer Mission gefällt werden.

Unterdessen verlebten wir Kinder ein paar wunderschöne Monate mit unseren lieben Eltern. Herr und Frau Schlupmann waren so freundlich gewesen, von ihrer nur sechs Zimmer umfassenden Wohnung die drei besten Zimmer unseren Eltern abzutreten, und zwar zum Teil möbliert. Da richteten sich unsere Eltern ein, und wenn wir auch bei Tante Mally in Pension blieben, so konnten wir doch in allen Freistunden unten bei ihnen sein und sie ganz für uns haben. Bruder Josi war natürlich auch gleich zu uns herüber gezogen und wohnte, glaube ich, ganz unten bei den Eltern. Unser Vater mußte natürlich in der nächsten Zeit wiederholt nach Barmen ins Missionshaus reisen zu vielfachen Vorbereitungen mit Inspektor Dr. Fabri, mit den Herren der Missionsleitung in Barmen und Elberfeld, von denen die meisten reiche Großkaufleute waren. Unter ihnen war einer der bedeutendsten der Präses der Barmer Mission, Herr Keetmann, ein sehr wohlwollender, gerechter Mann. Obgleich persönlich streng reformiert (vielleicht aber auch gerade deswegen), brachte er doch der Sache, welche unser Vater zu vertreten hatte, Verständnis entgegen. Andere Herren blieben entschieden ablehnend. Zu manchen Herren und deren Familien trat unser Vater damals auch in sehr enge freundschaftliche Beziehungen. — Ebenso gab es ja nun auch mit den Ravensberger Pastoren wiederholte Konferenzen, um nach allen Seiten einheitlich und festgeschlossen zusammen zu stehen. Aber auch darüber wurde man sich auf diesen Konferenzen klar, daß man einen Bruch mit Barmen, wenn nur irgend möglich, vermeiden wolle.

In Gütersloh, so oft er zu Hause war, arbeitete unser Vater rastlos und unermüdet an seinen Drucksachen. Der ganze Druck sollte in Gütersloh selbst, in der Buchdruckerei von Herrn C. Bertelsmann ausgeführt werden. Aber da gab es vorher sehr wichtige Fragen zu erledigen. Eine Anzahl Laute der Hererosprache decken sich nicht mit dem einfachen lateinischen Alphabet. Nun kam es darauf an, ein wissenschaftlich möglichst unanfechtbares und sprachlich leicht begreifliches Alphabet und eine möglichst korrekte Orthographie festzustellen, da der gegenwärtige Augenblick für die Hererosprache und -literatur von entscheidender Bedeutung war. Damals galten als die Autoritäten für afrikanische Sprachen und deren wissenschaftliche Behandlung Dr. Lepsius in Berlin und Dr. Max Müller in Oxford. Mit beiden mußte konferiert werden, um alle einschlägigen Fragen zu entscheiden. Unser Vater reiste deshalb nach Berlin und auch nach England. — Uns waren alle diese Dinge ungeheuer inter-

essant. Endlich war das neue Alphabet festgestellt, — es war fast völlig das sogenannte Standardalphabet, das Lepsius mit anderen Gelehrten für alle Sprachen, sofern sie nicht schon alte Kultursprachen sind, ausgearbeitet hat. Dadurch wird erreicht, daß man dieselben Laute, welche in verschiedenen Sprachen vorkommen, in allen diesen Sprachen genau in der gleichen Weise schreibt. So ist eine *formale* Einheit wenigstens gesichert. Die Buchdruckerei von Bertelsmann ließ nun die nötigen Lettern gießen, Probebogen wurden gedruckt, um zu sehen, ob das Alphabet wirklich allseitig genüge. Unterdessen wurde unausgesetzt an den Manuskripten und Übersetzungen gefeilt und verbessert. Dabei war unsere Uorietta Lahendeké (das der Name ihres Vaters, der nun für sie Familienname wurde) unserem Vater von ganz außerordentlichem Nutzen. Uorietta (Johanna ihr Taufname) war einst unsere Kindermagd in Neu-Barmen gewesen und hat mich und nachher Schwester Gita nach Weise der Hereroweiber in einem Fellsaß auf dem Rücken herumgeschleppt. Man kann ja in Afrika unmöglich kleine Kinder allein auf der Diele oder gar im Sande sitzen und spielen lassen wegen der Hunderte von giftigen Tieren: Spinnen, Skorpione, Eidechsen, Schlangen. Infolgedessen trägt jede Mutter und Wärterin, wenn sie anderweitig zu arbeiten hat und nicht bei dem spielenden Kinde sitzen kann, um es zu hüten, das Kind in einem starken Ledersaß auf dem Rücken. — Uorietta war schon Jahre bei uns, als eines Sonntags Vater in der Predigt vom jüngsten Gericht sprach. Das ging ihr durch Mark und Bein. Nach der Kirche lief sie in ihrer Herzensangst auf den Berg, der hinter der Kirche in Neu-Barmen sich erhebt, und dachte immerfort an den jüngsten Tag. Endlich bei anbrechender Nacht kam sie nach Hause und fragte: „Omuhonge (Lehrer), ist das wahr, was du uns heute gesagt hast?“ Als er es bejahte, fragte sie aus der Angst ihres Herzens: „Was soll ich tun, daß ich gerettet werde vor dem Gericht?“ Auf solch eine Frage hatte mein Vater von Jahr zu Jahr gewartet; — nie war sie gekommen. Nun, als sie zum erstenmal in der Herersprache ausgesprochen wurde, überwältigte ihn die Freude und tiefe Bewegung, so daß ihm die Tränen aus den Augen stürzten. Fünfzehn Jahre hatte er gelehrt, gepredigt, Schule gehalten, gebetet, — alles schien eine vergebliche Saat zu sein, nun endlich ging das erste Samentorn auf. Nach eingehendem Laufunterrichte, der sich an jene Frage schloß, wurde Uorietta Lahendeké als Erstling aus dem Hererovolke getauft. Natürlich blieb sie nun erst recht im Hause

meiner Eltern. Sie war sehr intelligent, lernte nicht nur sämtliche Elementarfächer sicher und fest, sondern auch noch Englisch, Holländisch (beides ganz geläufig) und auch Deutsch, so daß sie ganz gut sich verständigen konnte. So sprach sie fünf Sprachen, denn außer der Hererosprache redete sie auch ganz firm Nama, weil ihre Mutter eine Bergdamra gewesen war. Bei allen Stellen nun, wo unser Vater über die Richtigkeit der Übersetzung Bedenken hatte, besprach er sich eingehend mit Uorietta, legte ihr auf Herero, auf Englisch, auf Holländisch den Sinn der Stelle, des Wortes dar und fragte sie, wie sie es nun ausdrücken würde. Sie dachte dann sinnend nach und hat in vielen Fällen genau das richtige, entsprechende Wort der Hererosprache dann ausgesprochen. So waren ihre Dienste von unschätzbarem Werte. — Sie blieb nur so lange in Gütersloh bei uns, bis der Druck beendet war. Denn jeden Korrekturbogen las unser Vater ihr noch vor und sie half ihm auch dann noch manchen Ausdruck korrekter zu gestalten. — Sie erklärte uns manchesmal, „Deutschland sei ein schönes Land, aber nur für die Weißen, nicht für die Schwarzen“. Damit meinte sie nicht nur das Klima (das ihr auch viel zu kühl war), sondern vielmehr das große Unbehagen, das sie empfand, ganz allein unter Weißen zu leben, ohne einen einzigen Menschen ihres Volkes. Es war ihr schwer, überall der Gegenstand der faunenden Betrachtung zu sein. Sie erfuhr viel Freundlichkeit. Man lud sie ein in kleine Missionskreise und ließ sie erzählen aus ihrer Heimat, und immer kehrte sie beschenkt nach Hause zurück. Das erkannte sie auch alles dankbar an, — aber sie sehnte sich nach ihrer Heimat. — Merkwürdig war es, daß ihr Auge und Schönheitsinn sich von selbst so ausbildete, daß sie die größere Schönheit des kaukasischen Typus vor dem Negertypus anerkannte. Sie konnte vor dem Bilde des Kaisers Nikolaus I. stehen und ihn lange betrachten und dann versichern, daß sei ein wunderschöner Mann. — Von Straßenjungen wurde sie anfänglich manchmal belästigt. Sie hatten die Frechheit, nach ihr mit Steinen zu werfen. Das bekam ihnen aber schlimm, denn sie mußten es erfahren, daß ein Hereromädchen mit unfehlbarer Sicherheit trifft, wenn sie mit einem Steine wirft, so daß ihre Beleidiger heulend davonzogen. Von da an ließen sie sie in Ruhe. Ihr selbst tat es freilich hernach leid, daß sie sich hatte hinreißen lassen, Böses mit Bösem zu vergelten.

Sobald ihre Mithilfe nicht mehr nötig war, kehrte sie mit Missionsleuten, die zur Kapstadt ausgesandt wurden, dorthin zurück, und von da glücklich ins Hereroland.

In der ersten großen Freude vergingen der Juli und August 1860. Es ist merkwürdig, wieviel leichter es ist, für die Darstellung unserer Leiden die Worte zu finden, die nötig sind, um sie andere nacherleben zu lassen, — als unserem Glücke die rechten Worte zu leihen. — Es mag ja wohl auch wortloses Leid in der Welt sein. Ich habe solches Leid, Gott sei Dank, nicht erlebt. Es scheint aber doch im Menschenleben noch mehr Freude geschenkt zu werden, die man in menschlicher Rede nicht aussprechen kann. Solch eine Freude war die Freude des Wiedersehens mit den Eltern und das Erfahren und Erleben ihrer Liebe, nach der wir fünf Jahre uns gesehnt hatten. Nun hatten wir diese Liebe, täglich, stündlich, und so empfanden wir sie mit Bewußtsein ganz anders intensiv als solche Kinder, die nie die Elternliebe entbehrt haben. Darin lag doch für uns auch ein gewisser Ersatz dessen, was uns gefehlt.

Und nun stand uns schon eine neue große Freude bevor. Unsere Eltern sollten nach Riga reisen, um unseren alten 85jährigen Großvater noch einmal zu sehen. Und sie wollten uns alle nach Riga mitnehmen. — Was können Kinder sich Herrlicheres denken, als mit ihren Eltern zusammen eine weite Reise zu machen? In den Michaelisferien sollte die Reise vor sich gehen. Von der Schule hätten wir die Erlaubnis gehabt, zwei Wochen länger fortzubleiben, aber von der Missionsleitung war die große Generalversammlung in Barmen auf den 4. oder 5. Oktober angelegt, so daß wir für den Aufenthalt in Riga nur etwas über zwei Wochen Zeit behielten. Aus Gütersloh fuhren wir am frühen Morgen aus und kamen am Abend in der Dunkelheit in Lüneburg an. Damals gab es noch keine D-Züge und die Schnellzüge fuhren nicht viel rascher, als jetzt die gewöhnlichen Personenzüge. Wir aber reisten mit dem Personenzuge. Dazu waren auch die Anschlüsse noch in keiner Weise so wunderbar genau geordnet, wie heutzutage. Jeder der deutschen Staaten hatte seinen eigenen Fahrplan, an welchem festgehalten wurde, auch wenn die Züge des Nachbarstaates keinen Anschluß hatten. Sogar die Lokomotiven der einzelnen Länder und Ländchen hatten ihre Unterschiedsmerkmale. Die Hannoverischen hatten um ihren Schornstein herum einen breiten weißen Ring, und auch die Wagen waren anders eingerichtet und gestrichen als die preussischen. Durchgehende Züge, etwa aus Westfalen nach Berlin, gab es damals nur einen einzigen am Tage, einen Schnellzug, der von Minden bis Berlin neun Stunden von abends neun bis sechs Uhr früh. — Das Reisen

war also wesentlich unbequemer und zeitraubender, auch kostspieliger als jetzt. Mit dem Personenzuge fuhr man von Gütersloh nach Lüneburg damals zwölf Stunden. In Lüneburg hatte die Bahn ein Ende, d. h. sie ging wohl nach Nordhannover weiter, aber nicht nach Hamburg. Eine Brücke über die Elbe existierte nicht. Dagegen gab es wohl eine Verbindung zwischen Berlin und Hamburg und von Lauenburg aus eine Zweigbahn nach Lübeck. So mußten wir die Nacht in Lüneburg bleiben und dann am anderen Morgen früh mit einer Kutsche an die Elbe und über die Elbe nach Lauenburg fahren. Das alles machte uns Kindern natürlich die Reise viel interessanter. In Lüneburg kehrten wir in einem Hotel ein, zum ersten mal im Leben mit Bewußtsein, aber auch mit tiefstem Genuß. Das Hotel kam uns Kindern fabelhaft nobel und gemütlich vor. Das Essen schmeckte uns ganz herrlich, — die Betten waren so fein, — wir schliefen wie die Prinzen. Am anderen Morgen waren wir in aller Frühe auf den Beinen in gespanntester Erwartung einer Fahrt mit Pferden vor einer Kutsche. Es sollte früh ausgefahren werden. Der Morgenkaffee mit ganz frischen, noch warmen Brötchen und Butter kam uns als ein Höhepunkt unseres Lebens vor. So starken Kaffee hatten wir noch nie genossen, und nun noch obendrein mit viel Zucker und Milch! Kurz, wir schwammen in Entzücken! Und dann kam die Wagenfahrt durchs Land, das Übersetzen über die Elbe. Alles lag noch erst im Morgennebel, aber auf der Elbe wurde der Himmel blau und hernach bis Lauenburg wurde es ganz klar. — Es war eine reine Freude, diese ganze Fahrt, wie man sich eben nur als zwölfjähriger Junge über das Fahren freuen kann. Natürlich spielten dabei die Pferde vor dem Wagen eigentlich die Hauptrolle.

In Lübeck kamen wir am Donnerstag an, — am Sonnabend mittag ging erst das Schiff. Wir wohnten in einem Hotel nahe am Marktplatz. Unser Vater besuchte, soviel ich mich erinnere, auch die Lübecker Pastoren. Herrlich interessant waren die prachtvollen alten Kirchen. Am schönsten war weitaus die Marienkirche mit ihrer wundervollen Uhr, die wir anstauten, als gerade um zwölf Uhr oben an der Uhr die Figuren heraustraten, erst die Figur des Heilandes, an dem dann alle Apostel vorübergingen, wobei jeder von ihnen eine tiefe Verbeugung machte. Wir konnten es kaum fassen, daß ein Mensch solch ein Werk aus den Händen und dann ausführen kann, welches vierhundert Jahre lang täglich dieselben Schau-



Missionar Dr. Hugo Habn mit Frau und Kindern
(Traugott, Gita, Josi, Hugo).

stellungen ausführt, täglich dasselbe schöne Glockenspiel (einen Choral) spielt und vierhundert Jahre lang einen Kalender mit allen Mondphasen usw. in lebendigem Gange erhält. Auch die Bilder in der Marienkirche, mehr noch in einer anderen Kirche, gefielen uns sehr gut. Schade, daß ich gestehen muß, daß der mit prachtvолlem Obste gefüllte Markt für uns kaum viel weniger anziehend erschien als die Kirchen. Dennoch sind die Eindrücke der letzteren bleibender gewesen. Es wurden noch Einkäufe gemacht zu Geschenken. So erinnere ich mich noch genau der prächtigen rotseidenen Taschentücher für unseren alten Großvater. — Am Sonnabend mittag ging es aufs Schiff. Wie der Dampfer hieß, weiß ich nicht mehr. Ich habe auch bis Riga nicht mehr viel mich gerührt, da ich seekrank wurde. Nur als wir in Swinemünde am Sonntag früh anlegten, erhob ich mich etwas, um aber gleich wieder in meine Koje zu kriechen, als das Schiff sich in Bewegung setzte. Bruder Josi soll der Seekrankheit entgangen sein, indem er gleich nach der Ausfahrt aus der Trave sich hinlegte und bis zur Ankunft in Riga angeblich in einem Zuge durchschlief.

In Riga erneuerten wir die Bekanntschaft mit unseren Vettern und Cousinen, wurden viel zu Verwandten eingeladen und tüchtig gefüttert. Eine Tante, die es sehr gut mit mir meinte, legte mir einen gewaltigen Haufen Grobbrotpudding vor. Wohlherzogen, wie ich aus Tante Mallys Zucht kam, wagte ich nicht zu sagen, ich könne nicht alles bewältigen. Ich aß immer weiter, bis ich alles vertilgt hatte. Das böse Ende war am anderen Morgen ein verdorbener Magen, Seekrankheit auf festem Lande, Bekanntschaft mit Rizinus zum erstenmal in meinem Leben und zwei Tage Liegen im Bett. — Den tiefsten Eindruck machte auf mich doch mein alter Großvater. In einer engen Straße wohnte er in eigenem Hause mit einer Tante Emilie Harder und ihrem Manne, welcher Akzisebeamter war. Zusammengesunken saß er auf seinem Lehnstuhle, ohne ein Zeichen der Freude zu äußern, als wir hineintraten. Und doch brachten wir Kinder ihm, als dem Vater unseres Vaters, unser ganzes Herz entgegen. Daß er sich wenig aus uns machte, hat uns nicht sehr bekümmert. — Uns Kinder befremdete die sentimental-gefühlige Rede-weise von Tante Emilie Harder. Es wurden uns gleich nach der Ankunft Apfel gereicht. Wir ließen uns nicht nötigen und langten recht unbefangen zu. Da unterbrach Tante Emilie Harder die momentane Stille des Rauens mit der Frage: „Pai Hugochen, bitte

sag mir doch, ist es wirklich eine große Sünde, wenn man abends im Bett einen Apfel isst? Ich esse so gern einen Apfel im Bett, — aber es soll eine Sünde sein, das zu tun!“ Unser Vater, mit der ihm eigenen Gabe des Humors, antwortete ihr, mit einem kleinen Lächeln um den Mund: „Dann rate ich dir, statt eines Apfels drei im Bett zu essen, das ist ganz sicher keine Sünde.“ Tante Emilie's belastetes Herz war durch diese Antwort sichtlich tief befriedigt.

Im Fluge gingen die schönen Wochen in Riga dahin und ehe wir uns dessen versahen, war der Tag der Abreise vorhanden. Manche schöne Erinnerungen nahmen wir mit; — leider die meisten durchaus materieller Natur. Zum Beispiel habe ich bisher in tief dankbarem Gedächtnis bewahrt, daß die alte Tante Minna Lösewitz (des Apothekers Onkel Eduards Frau) beim Kaffee aus der Schale mit gekochter Sahne uns Jungen gelegentlich von dem Dicken auf der Sahne in unsere Tassen gab, was wir fürs Leben gern auf Grobbrot aßen. Sonst bekamen es nur die Großen. Und der gelbe Gerstenzucker aus Onkel Eduards Apotheke, der in einer riesigen Glasburke in klaren, gelben, gedrehten Stangen stand, erweckt durch seinen Wohlgeschmack noch ebenso freundliche Erinnerungen wie der dicke Schmand. Aber tiefer gehen doch zum Glück die Erinnerungen an ein paar Missionsstunden, die unser Vater in der St. Petrikirche in Riga hielt, bei denen die für damalige Zeit imposante Kollekte von je 200 Rubel einkam. — Ich könnte beinahe, glaube ich, die Bank zeigen, auf der wir saßen.

Die Rückreise ging nicht zur See, sondern zu Lande vor sich. Riga hatte damals noch keine Bahn! So fuhren wir wieder mit der „livländischen Diligence“ durch ganz Kurland hindurch. In Mitau wurde auch ein Besuch gemacht auf der Durchreise bei Verwandten von Tante Malvine, Onkel Guidos Frau. Onkel Guido und die Seinen hatten wir diesmal nicht gesehen, — sie lebten damals in Narwa, wo Onkel Guido eine Wasserleitung für die Stadt baute.

Es war schon tiefe Dämmerung, als wir Mitau verließen. Als es schon dunkle Nacht war (oder auch die folgende Nacht), sahen wir aus dem Fenster der großen Diligencekutsche nach Süden zu ein riesiges Schadenfeuer. Es sah aus, als ob ein ganzes großes Dorf im Brande stände; es war ein schauriges, aber doch mächtiges Schauspiel. — In Königsberg kamen wir am Abend an. Die Bahn hatten wir in Insterburg erreicht. Es war ein wundervoller Herbstvormittag, als wir nach Insterburg kamen. Die hübsche Umgegend, die

Stadt, der Bahnhof steht mir noch lebhaft im Gedächtnis, — auch der riesige Wartesaal in Königsberg, wo wir einige Stunden liegen blieben, um den nach Berlin spät in der Nacht gehenden Postzug zu erwarten. Wir Kinder waren schon recht müde geworden. So hatte unsere Mutter Gita und mich schlafen gelegt auf einem Sofa, etwas abseits, in einer dunkleren Ecke des Wartesaals. Da war eine polnische Dame hereingekommen mit ihrem Kinde und mein Platz schien ihr gerade passend zu sein. Sie warf einfach ein Gepäckstück auf mich, — ich fuhr erschrocken in die Höhe und taumelte dann schlaftrunken zu den Eltern. Mein Vater nahm mich sofort an der Hand, brachte mich zu meinem Sofa zurück und verlangte von der nun zornigen und erregten Dame, sie solle ihr Kind von meinem Platze nehmen. Ein Bahnbeamter, der hinzukam, entschied ebenso und ich durfte nun ungestört weiter schlafen. — In Berlin kamen wir am andern Abend an und kehrten im Missionshause ein. Dort fanden wir einen Brief aus Barmen vor, mit der Nachricht, daß die große Generalversammlung zur Entscheidung der konfessionellen Frage verlegt werden müssen. Hätten wir das in Riga erfahren, so wären wir zwei Wochen länger dort geblieben.

Von dem Verlauf der konfessionellen Frage hing die ganze Zukunft unsrer Eltern ab. In den Wochen vor dem 25. Oktober erfuhren wir nun ganz bestimmt, daß die Ravensberger Pastoren und Missionsfreunde (Missionsvereine) miteinander entschlossen waren, darauf zu bestehen, daß die nördliche Nama- und die Hereromission als eine lutherische, mit lutherischem Bekenntnis und Agende anerkannt werden solle, und daß in Zukunft nur lutherische Missionare auf dieses Arbeitsgebiet gesandt werden dürften. Sollte diese Forderung von der Deputation (Komitee) und Generalversammlung abgelehnt werden, so waren die Ravensberger entschlossen, sich von Barmen zu trennen und das Hereroland als eigenes Arbeitsgebiet zu übernehmen, in Herford eine eigene Missionsanstalt zu gründen und unseren Vater als Inspektor an dieselbe zu berufen. — Die Sache stand sehr kritisch, weil Direktor Dr. Fabri keine klare Stellung einnahm, sondern vermittelte. — Die Ravensberger, deren offizieller Vertreter in der Deputation Pastor Siebold in Schildesche war, hatten (wenn ich mich recht erinnere) auch Pastor Schmalenbach zur Generalversammlung abgeordnet. Ich weiß, daß in jener Zeit im ganzen Ravensberger Lande viel gebetet wurde für diese Angelegen-

heit. Auch unsere Herzen waren tief bewegt, so jung wir waren. Hing doch von der Entscheidung der Angelegenheit auch für uns Kinder soviel ab: ob wir unsere Eltern in Europa behalten, oder ob sie wieder nach Afrika in ihre Arbeit zurückkehren würden. Ich kann nicht sagen, daß wir gewünscht hätten, die Barmer Missionsleitung möge hartnäckig unnachgiebig bleiben, damit wir unsere Eltern behielten. Wir merkten es doch zu deutlich, daß unsere Eltern nicht diesen Ausgang der Sache von Gott erbateten, sondern eine friedliche Lösung. Mit höchster Spannung geleiteten wir unseren Vater in Gedanken nach Barmen, als er zur Generalversammlung fuhr, wohin auch er berufen war, um seine Sache selbst zu vertreten. Über die Einzelheiten der Verhandlungen in Barmen haben wir Kinder wohl kaum etwas Eingehendes erfahren. Aber soviel wurde uns klar, daß es zwei Tage voll heißer Kämpfe und tiefster Gemütsbewegung für unseren Vater gewesen waren. Der Widerstand gegen seine Anträge war ein so starker, daß selbst Pastor Siebold ins Schwanken geriet. Daß durch seine Stimme ein Bruch in der Barmer Mission *könnte* herbeigeführt werden, das war ihm ein zu schwerer Gedanke. — Das schließliche Resultat der Kämpfe war dennoch die Bewilligung sämtlicher Forderungen der Ravensberger und der beiden Nama- und Hereromissionare, Kleinschmidts und unseres Vaters. — Es war eine große Freude in ganz Ravensberg und auch bei unseren Eltern. Bei uns Kindern war die Freude geteilt. Wir waren nun so gut wie gewiß, daß unsere Eltern wieder nach Afrika zurückkehren würden, und das legte sich wie ein Druck auf uns. Andererseits aber freuten wir uns doch von Herzen, daß die Sache unseres Vaters den vollen Sieg davongetragen hatte. Ubrigens war es noch kein voller Sieg. Dr. Fabri hat später es dennoch versucht, einen rein reformierten Missionar auf dieses Arbeitsgebiet zu schicken. Die Konferenz der Herero- und Namamissionare legte gegen diesen Bruch der Abmachungen Verwahrung ein und drang damit durch. Freilich die eigentliche Entscheidung in dieser Frage führte nicht der Protest der Missionare herbei, sondern die Tatsache, daß die Ältesten jener Station, wohin der reformierte Missionar eingesetzt war, geborene Herero, von sich aus, ohne irgend eine Beeinflussung durch europäische Missionare, sich weigerten an dem Gottesdienste teilzunehmen, welcher nicht nach ihrer lutherischen Agende gehalten wurde, und sich darüber beklagten, daß ihr neuer Missionar von der Lehre des kleinen Lutherischen Katechismus abweiche.

III. Die zweieinhalb Jahre von Oktober 1860 bis Ostern 1863.

Mit der Entscheidung vom 25. Oktober 1860 war es nun auch bestimmt, daß unsere Eltern doch noch wenigstens zwei Jahre in Deutschland zubringen würden. Schließlich sind es sogar fast drei Jahre geworden. Es lagen zu große Aufgaben noch für unseren Vater vor, die in Deutschland mußten gelöst werden, ehe er nach Afrika zurückkehren konnte. Die erste große Aufgabe war der Druck der sämtlichen Hererobücher. Zu den sprachlichen Schwierigkeiten kamen noch technische und finanzielle hinzu. Die technischen bestanden darin, daß den Büchern, sowohl den Auszügen des Alten Testaments, als dem Neuen Testamente Bilder beigegeben werden mußten. Für ein europäisches Kulturvolk sind Illustrationen zur Bibel nicht unbedingtes Erfordernis, wenn auch nützlich. Aber ein Volk, welches bisher Nomadenvolk gewesen ist, welchem daher für alle mit der Kultur verbundenen Gegenstände des ganzen täglichen Lebens sämtliche Begriffe und Vorstellungen und daher auch alle Worte fehlen, muß durch möglichst gute Bilder wenigstens einigermaßen eine Vorstellung von diesen Dingen gewinnen. Fehlen doch sämtliche Worte und Kenntnisse von Landwirtschaft, Weinbau, Häuserbau, Tempel, Opfergerät, Altar usw. usw. einem Nomadenvolk. Die ganze Bibel aber ist auf dem Boden kultivierter Länder entstanden. Ägypter und Israeliten, Babylonier und Griechen sind die Träger einer uralten Kultur gewesen, von der ein Nomadenvolk, wie die Herero, keine Ahnung hat. — Durch allerlei buchhändlerische Verbindungen der Firma E. Bertelsmann gelang es denn auch, zur kostenfreien Benutzung einer Menge Klischees von guten biblischen Bildern zu gelangen. Damit war eine große technische Schwierigkeit beseitigt. — Vielleicht weniger leicht war es, die finanziellen Fragen zu lösen. Unser Vater wandte sich durch englische Bekannte an die Leitung der Britischen Bibelgesellschaft und hatte auch die große Freude, daß ihm eine Unterstützung bewilligt wurde, welche (so glaube ich) ziemlich die ganzen Kosten des Druckes deckte. Die Leiter der Britischen Bibelgesellschaft müssen vorurteilsfreiere Leute gewesen sein als die Verwaltung der Holländischen Bibelgesellschaft. Letztere wurde um 500 Exemplare holländischer Neuer Testamente gebeten, aber im Rohzustande, ungebunden, mit der

Bitte um Bewilligung auch der Unkosten des Einbandes (da die Bibelgesellschaften ja immer gebunden ihre heiligen Schriften abgeben). Es sollten dann in Gütersloh sehr schöne Bilder, welche unser Vater für 500 Testamente fertig geschenkt erhalten hatte, in die holländischen Neuen Testamente hineingebunden werden. Nun wurden allerdings von der Holländischen Bibelgesellschaft 500 Neue Testamente geschenkt, aber in einem extra starken Leder-einband, mit dem Hinzufügen: „das sei geschehen, um ein Hineinbinden von Bildern unmöglich zu machen, da es gegen die Grundsätze der Bibelgesellschaft sei, irgend etwas von Menschen Gemachtes zu einer der heiligen Schriften hinzufügen zu lassen“. — Die englische Bibelgesellschaft stellte nicht so enge Bedingungen, obgleich bei ihr eigentlich derselbe Grundsatz gilt wie bei den Holländern. Nur werden ihre Leiter begriffen haben, daß das, was für Europa als Grundsatz aufgestellt ist, unmöglich auf ein afrikanisches Nomadenvolk angewendet werden kann, dessen Bedürfnisse eben andere sind. — Übrigens wurden jene 500 holländischen Neuen Testamente ihres Einbandes entledigt, die Bilder eingefügt und sie dann von neuem gebunden, weil auch sie für afrikanische Eingeborene bestimmt waren, welche Bilder nicht entbehren können, um den Text zu verstehen.

Alles, was mit dem Druck zusammenhing, interessierte uns Kinder sehr. Es war das erstemal im Leben, daß wir einen Einblick in die Geheimnisse der Buchdruckerei bekamen. Für unseren Vater aber war es eine Zeit rastlosen Arbeitens. Denn da er beständig auch Reisen im Interesse der Mission zu machen hatte, um auf Missionsfesten zu predigen, so mußte er in der Zwischenzeit um so eifriger arbeiten, um den Druck nicht aufzuhalten.

Zunächst stand uns noch eine neue, große Freude bevor. Da unsere Eltern also bestimmt noch wenigstens zwei Jahre in Deutschland bleiben mußten, so wollten sie diese Zeit mit uns ganz in eigener Häuslichkeit leben. Ich vermute, daß es im allerersten Frühling 1861 war, daß wir eine eigene Wohnung bezogen. Vorher verlebten wir noch das Weihnachtsfest im Schlüpmannschen Hause mit unseren Eltern. Diese Weihnachtsferien waren ganz wunderschön. Die materiellen Genüsse, welche früher eine so große Rolle spielten beim Weihnachtsfest, traten dieses Mal vollständig zurück hinter der großen Freude, mit unseren Eltern Weihnachten feiern zu dürfen. D i e s e s

Genießen des Lebens mit den Eltern war so schön, daß mir sogar der eigentliche Weihnachtsabend gar nicht so stark im Vordergrund stand. Alle Tage dieser Ferien waren wunderbar. Zum Weihnachtsabend bekamen wir eine ganz kleine Hand-Druckpresse mit wirklichen Lettern und Druckerchwärze geschenkt, offenbar im Zusammenhang mit den großen Druckerarbeiten. Das machte uns ungeheure Freude. Ich weiß noch, wie die kleine Presse aussah. Dann gab es Material und Werkzeuge zu Buchbinderarbeit, und wurde mit unseres Vaters Hilfe ein kleines Gestell zum Bücherbinden hergestellt. Er selbst, der in allerlei Handarbeiten ja geübt und geschickt war, zeigte uns die Handgriffe der Buchbinderei und von Papparbeiten. Die Hauptarbeiter waren natürlich die beiden älteren Brüder; mich stellten sie eigentlich immer zu den weniger interessanten Teilen der Arbeit an, — z. B. wenn etwas geleimt war und gehalten oder gedrückt werden mußte, bis der Leim festhielt. Sie neckten mich auch immer damit, daß ich zum „Drücken“ da sei, worüber ich mich wohl manches Mal weidlich ärgerte. Aber zum Streit kam es nicht. — Ich erinnere mich aber aus jener Winterzeit einer anderen kleinen Episode, die mich eine Zeitlang schwer kränkte. Ich war furchtbar froh, eine kleine Schwester zu haben, mit der ich mich mehr abzugeben und zu spielen geneigt war, als mit den größeren Brüdern, die mich es ziemlich häufig fühlen ließen, daß ich der Kleinste war. Meiner Schwester gegenüber konnte ich wieder den älteren Bruder hervorkehren, aber ich glaube doch mehr, um sie zu beschützen und ihr etwas zu sein. Nun hatte irgend einer der anderen Pensionsgenossen von Tante Mally, — ich weiß nicht mehr, wer es war, — angefangen mit Gita sich anzufreunden in diesem Winter, und sie hatte ihm ihre Neigung zugewandt. Wenigstens bildete ich es mir ein, weil sie nicht bloß mit mir spielte oder Bilder besah, sondern auch mit dem Kameraden. Ich wurde ganz regelrecht eifersüchtig auf ihn. Schließlich war ich so böse über Gita, daß ich ihr auch allerschlimmste Worte sagte, wenn sie mich rief oder etwas von mir haben wollte. Ob nun Gita darüber weinte oder unsere Mutter es zufällig hörte, — aber mit einigen freundlichen und ernstesten Worten brachte diese mich zur Vernunft und die ganze Sache in Ordnung, und auch Gitas Herz gab sie wohl eine kleine Wendung. Jedenfalls verschwand von da an, was mich so arg gekränkt hatte, daß Gita z. B. beim Bilderbesehen mit jenem Kameraden auf einem Stuhl saß, was sie mir nie gestattet hatte, und dergleichen.

Wir Kinder bekamen, seit unsere Eltern gekommen waren, auch etwas mehr Taschengeld, ich glaube einen Silbergroschen wöchentlich, worüber wir freier verfügen durften, ohne es aber je für Lecke-
reien oder ganz Unnützes ausgeben zu sollen.

Ganz früh im Frühling, Februar oder März, — die Tage waren schon länger und die Luft wärmer, — da zogen wir um. Unsere neue Wohnung lag in einem Hause ganz nahe vom Gymnasium, — nur ein Haus lag dazwischen. In jenem lebte ein Tischler und ein Buchbinder namens Kolbe, der Bruder des im Hererolande lebenden Missionars Kolbe. Wir wohnten parterre, eine Stein-
treppe von drei Stufen vor dem Hause; die Giebelseite des Hauses, zur Straße gewandt, war nicht breit, die Haustür in der Mitte, auf jeder Seite ein Fenster. Mitten durch die Wohnung von der Haustür aus führte ein Korridor, in welchem auch die Treppe in den oberen Stock führte, wo Dr. Vorreiter mit seiner Frau lebte. Rechts lag unser Eßzimmer, dahinter ein kleines Schlafzimmer. Links war unseres Vaters Studierzimmer, in welchem wir auch oft saßen und lernten, wenn er an seinem Schreibpulte neben dem Fenster stand und arbeitete. Er tat es immer stehend. Dabei liebte er es, wenn einige von uns im selben Zimmer saßen und lernten, lasen oder spielten. Dahinter war wieder eine Schlafstube. Auf der rechten Seite eine freundliche kleine Küche, weiter am Korridor rechts ein Schlafzimmer, links ein Küchenausgang ins Freie, zugleich der Ausgang zu unserem winzig kleinen Gärtchen hinter dem Hause. Am Ende des Korridors war, in den Garten hineingebaut, eine ziemlich große „gute Stube“ mit drei Fenstern zum Garten.

Gerade, weil es so wunderbar schöne, glückliche Jahre waren, die wir dort verbrachten, habe ich eigentlich wenig von ihnen zu erzählen. Es war unsere Heimat, voll von Sonnenschein der Elternliebe! Freilich, von unserem lieben Vater hatten wir namentlich im Sommer, in der Zeit der Missionsfeste, recht wenig. Er war dann sehr viel auf Reisen, nicht nur in Westfalen, sondern auch in ganz Nord-
rheinland, auch in Bonn, dann im Nassauischen, in Kurhessen, manches Mal auch im Hannoverschen. Er war damals vielleicht der populärste Prediger in Nordwestdeutschland. Und er predigte gern und leicht. Schon als Missionszögling im Missionshause war es so. Es wurden damals (und auch wohl noch jetzt) häufig in der näheren und weiteren

Umgegend von Barmen Missionszöglinge zum Predigen in Landgemeinden gerufen, wenn etwa ein Pastor erkrankte oder verreiste. Wenn dann Missionsinspektor Dr. Richter solch einen Bittbrief um Zusendung eines Zöglings erhielt, so fragte er immer nach Freiwilligen, — und er wußte es schon voraus: „Hugo Hahn meldet sich immer, er ist immer fertig.“ Unser Vater arbeitete sehr rasch, so daß ihm die Arbeit gar nicht wie Arbeit erschien. — Im Winter war er mehr zu Hause. Dann hielt er uns auch in der Aula des Gymnasiums am Sonntag abend Missionsstunden, in denen er uns viel aus seiner ganzen Arbeit erzählte. Da fehlte wohl keiner von den Gymnasiasten, alle waren begeistert, am meisten wohl wir selbst. Es stand uns allen dreien damals fest, daß wir Missionare werden wollten. Daß es nicht dazu gekommen ist, das hat nicht an uns gelegen, wenigstens bei Bruder Hugo und mir nicht. Davon später.

Schon im Schlüpmannschen Garten hinter dem Hause, in der ehemaligen Sandgrube, hatte uns Tante Mally auch jedem ein kleines Beet gegeben, um Blumen zu pflanzen. Wir taten es mit großer Freude, aber der Boden war noch zu wenig kultiviert, um gute Blumen zu tragen. Nun hatten wir beim Schlüterschen Hause (so hieß es) ein kleines, winziges Gärtchen, aber mit altem Kulturboden. Unter den Fenstern der guten Stube lag ein großes rundes Beet und einige Seitenrabatten, welche unsere Mutter in Pflege nahm für Blumen. Wir drei Jungen bekamen jeder ein kleines Beet am Ende des Gartens und durften nach unseren eigenen Liebhabereien es bepflanzen. Dort zogen wir etwas Blumen, Levkojen, Asters, am Rande blaue Nemophila und eine prachtvolle gelbe Blume, deren Name ich nicht mehr weiß. Außerdem machte es mir eine besondere Freude, Versuche mit Veredelung von wilden Walderdbeeren zu machen. Damals wußte ich es noch nicht, daß unsere gewöhnliche Walderdbeere nicht in dem Maße veredlungsfähig ist, wie die unscheinbare Ubart, die Moltbeere. Dennoch gelang es mir, durch Umpflanzen recht große Walderdbeeren zu erzielen, auf die ich nicht wenig stolz war. Meine größte Freude war es, wenn ich solche selbstgezogene Walderdbeeren reif meinen Eltern geben konnte. Um keinen Preis hätte ich selbst auch nur eine einzige gegessen. — Eine der allerschönsten Freuden jener Jahre waren an den Sonntagnachmittagen im Sommer die Spaziergänge mit unserer Mutter, wenn unser Vater auf Predigtreisen war. Sie hatte selbst einen

sehr aufgeschlossenen Sinn für die kleinen verborgenen Schönheiten der Natur und suchte auch uns das Auge dafür zu öffnen. Als unsere Eltern die Verwandten in England besucht hatten (im Sommer 1860, noch vor der Reise nach Riga), da brachte sie uns kleine Geschenke mit, von denen ich aber nur eins in der Erinnerung behalten habe, weil es mir viele Freude bereitet hat. Es war eine kleine Taschenupe (Vergrößerungsglas), mit welchem wir nun auf unseren Spaziergängen Blumen und Moose und Käferchen betrachteten. Ich weiß noch, daß die erste Blume, die ich damit betrachtet habe, gleich nachdem ich eben das Glas bekommen hatte, eine lila Kartoffelblüte war. — Einzelne von unseren Spaziergängen stehen mir noch lebendig im Gedächtnis bis auf die Blumen, die wir pflückten und betrachteten. Da war es einmal eine von unseren einheimischen fleischfressenden Blumen, mit ihren reizend gefärbten Blättchen, besetzt mit steifen Borsten, deren jede einzelne eine klare, etwas klebrige Drüse am Ende trägt, womit sie die kleinen Insekten fangen und festhalten. — Auf diesen Spaziergängen erzählte uns auch unsere Mutter vieles aus Afrika über die dortigen Pflanzen, Blumen, Tiere, so daß uns die Zeit viel zu schnell hinging, bis wir wieder umkehren mußten. Wir freuten uns die Woche über im voraus auf den Sonntagspaziergang, — und als unsere lieben Eltern schon lange wieder in Afrika waren, da kannten wir vier Geschwister, namentlich wir drei jüngeren, nichts Schöneres, als am Sonntagnachmittag miteinander spazieren zu gehen, so wie wir es mit unseren Eltern getan und mit ihnen Blumen gesammelt hatten. — So oft unser Vater zu Hause war, machte er natürlich die Spaziergänge auch mit uns. Dann führte er meist unsere Mutter am Arm und zwei von uns gingen rechts und links an Vater und Mutter ihrer freien Hand. Meist waren es wohl Gita und ich als die jüngsten. — Von uns Kindern hat Bruder Josi vielleicht am meisten Ähnlichkeit in seinem Wesen von unserem Vater, lebhaft, energisch, aber auch schnell auffahrend. Bei Vater war dieses Letztere stark in Zucht gehalten, während Josi noch ungezügelt heftig sein konnte. Im A u ß e r e n hatte Hugo vielleicht am meisten Ähnlichkeit von ihm, während er in seinem sehr sanften, i m m e r friedfertigen Wesen entschieden von uns allen am meisten Ähnlichkeit von unserer Mutter hatte. Auch die dunkeln schwarzen Haare hatte er von ihr, während wir anderen drei blond waren. Ich bin, glaube ich, ein Gemisch von beiden Eltern, habe vielleicht auch am meisten unter den Geschwistern die Schnelligkeit

im Arbeiten und Reden von meinem Vater geerbt, und von meiner Mutter wieder Schüchternheit vor anderen Menschen, die ich nur sehr mühsam allmählich überwunden habe. Gita hat wohl am meisten von uns allen Vaters Art geerbt, ohne aber natürlich in jungen Jahren, so lange wir einander gehabt haben, ausgereift sein zu können. Gita war schon gleich im Herbst 1860 in die kleine Privatschule eines Fräulein Mangelsdorf gegeben, die sie hernach auch absolviert hat.

Wunderschön war es, daß wir in jeder Zwischenstunde nach Hause laufen konnten, um, wenn auch nur auf einige Minuten, bei den Eltern zu sein. Natürlich haben wir ja auch an den Spielen und Turnübungen in den Zwischenstunden mit den übrigen Kameraden teilgenommen. Hugo war ein besonders gewandter Läufer und ließ sich nicht leicht fangen, wenn in der Pause „Kriegen“ gespielt wurde. Dabei passierte ihm allerdings einmal ein furchtbares Unglück. Auf dem Turnplatz war ein apartes kleines Gebäude, der Gymnasialabort. Hinter demselben war eine gemauerte, aber offene Grube. Warum sie offen war, weiß ich nicht. Hinter der Grube war bis zum Zaun des Turnplatzes noch ein freier Streifen Landes, zirka drei Schritt breit. Er war aber nach beiden Seiten begrenzt durch einen niedrigen Zaun, der die Grube schützte. Beim Lauffpiel setzten gewandte Läufer, wenn sie sich nicht anders retten konnten, wohl über den niedrigen Zaun, liefen hinter der Grube vorüber und waren wieder mit einem Satz auf der anderen Seite über den Zaun hinüber. Das hatte Hugo auch schon manches Mal getan. Aber eines Tages kam das Verhängnis. Ich weiß nicht, ob er ausglitt oder ob er zu früh, nahe dem Häuschen, über den Zaun setzte, — kurz, plötzlich lag er in der Grube mit ihrem furchterlichen Inhalt. Knaben sind grausam! Die meisten der Kameraden amüsierten sich königlich über diesen „Reinfall“. Aber die Glocke klang in diesem Moment, so daß zu Hugos Glück, während er seinem Bade entstieg, wir alle in die Klasse mußten. Bei Lante Mally hätte er wohl Schläge gekriegt, trotz seiner fünfzehn Jahre. So kam er aber mit einer Badewanne davon, und Mutter erlaubte uns nicht weiter über den tragikomischen Fall zu reden. — Einer anderen Zwischenstunde erinnere ich mich, die mir selbst furchtbare Herzschmerzen machte. Ich hatte ein kleines junges Eichhörnchen geschenkt bekommen. Man hält sie in kleinen Häuschen, vor denen eine aus Drahtgitter gemachte Trommel so angebracht

ist, daß sie rotieren kann. Dann klettern von Zeit zu Zeit die Eichhörnchen in die Trommel und setzen sie in Bewegung, oft in rasender Geschwindigkeit, oft in langsamerem Tempo. Solch ein Häuschen hatte ich mir oft gewünscht, aber mein Eichhörnchen war noch zu jung und klein dazu. Ich wollte es nun mit Milch erziehen und es recht zahm machen. Nun hatten wir damals gerade sehr kühles Wetter; ich beschloß, mein kleines Eichhörnchen schön warm aufzuheben, während ich in der Schule war. Ich besaß einen großen Zigarrenkasten mit dunkelviolettem Papier äußerlich, innerlich rot ausgeklebt. Da hinein tat ich etwas Heu und Watte und legte mein Eichhörnchen hinein. Und dann schob ich den Kasten in den Wärmofen unserer Küchenplatte, ahnungslos, was ich damit tat. In der nächsten Zwischenstunde lief ich nach Hause, um mein Eichhörnchen zu betrachten. Unterdessen war die Platte angeheizt worden, der Wärmofen war heiß geworden, — und mein armes kleines Eichhörnchen war tot! Mein Herz stand still vor Schrecken und Jammer. Es wurde mir klar, daß ich schuld war an diesem elenden Umkommen, weil ich keinem Menschen etwas von meiner Pflege des Tierchens gesagt hatte. Was sollte ich machen? Aber ich mußte in die Schule eilen und kam mit etwas Verspätung in die Stunde. Meine Gedanken waren aber absolut nicht bei der Sache. Ich mußte immerfort an mein totes Eichhörnchen denken. Plötzlich kam mir ein helles Licht! Wenn ich es durch Gebet wieder vom Tode erwecken könnte! Ich hatte ja immer gehört, daß alle Dinge möglich sind dem, der da glaubt, und daß wir alles, was wir im Glauben erbitten, auch bekommen. Ich fing also an zu beten, statt aufzupassen und zu lernen. Zum Glück bin ich in jener Stunde nicht aufgerufen worden. Ich hätte sicher keine Antwort geben können. Endlich war ich gewiß, mein Gebet sei erhört, und ich erwartete nur sehnlich das Ende der Stunde, um die Erhörung meines Gebetes auch *s e h e n* zu können. Ich eilte nach Hause, öffnete in gespannter Erwartung meinen Kasten, — und — mein kleines Eichhörnchen lag steif und tot da. Ich hätte schreien mögen vor Schmerz meiner Seele. *S e h t* war es nicht die Trauer über den Tod des kleinen Tierchens und die Scham über meine eigene Schuld. *S e h t* war es etwas viel Ernsteres: ich war innerlich aufs tiefste erschüttert in dem, was ich bis dahin für unerschütterlich gewiß gehalten hatte. — Wie ich innerlich zurecht und wieder ins Gleichgewicht gekommen bin, dessen kann ich mich nicht erinnern, — es wird wohl langsam und allmählich gegangen sein.

Aber eins hab ich aus jenem kleinen Erlebnis gelernt: daß man sehr vorsichtig damit sein muß, Kindern die Worte des Heilandes über die Gebetserhörung ohne gründliche Erklärung zu übermitteln. Man kann dadurch dem geistlichen Leben eines Kindes eine furchtbare Wunde schlagen, wenn es dann in kindlichem Unverstand um Dinge bittet, die nicht zu den „guten Gaben“ gehören, deren Erhörung uns zugesagt ist.

Zu Weihnachten 1861 waren wir zum erstenmal mit unseren lieben Eltern ganz allein beisammen im eigenen Heim. Der Weihnachtsbaum brannte in der guten Stube. Von den Geschenken weiß ich nicht mehr viel. Ich bekam, da ich eine furchtbare Lust zum Lesen hatte, ein gutes Geschichtenbuch: Karl Stöbers Erzählungen von der Altmühl, schlichte Geschichten aus dem alltäglichen Volksleben. Es kann auch sein, daß Bruder Hugo dieses Buch erhielt. Ich selbst bekam jedenfalls noch ein anderes Buch: Droyse, Das Leben Yorks von Wartenburg, des preußischen Generals, der es wagte, auf eigene Hand mit Rußland ein Bündnis gegen Napoleon zu schließen. Dr. Vorreiter sagte mir am Weihnachtstage, als ich ihm dieses Buch als mein Geschenk zeigte: „Bist du aber ein glücklicher Junge, daß du solch ein herrliches Buch bekommen hast! Lies aber auch das Buch ordentlich!“ Das tat ich auch in jenen Weihnachtsferien und auch weiterhin. Es war das erste Buch in meinem Leben, das nicht im Stile der sonstigen „spannenden“ Geschichten- und Geschichtsbücher geschrieben war, sondern mit der strengsten Objektivität die Wahrheit erzählend auf Grund genauester Quellenforschung. Immer mehr fesselte mich das Buch gerade durch die Empfindung, daß an ihm jedes einzelne Wort strenge Wahrheit und nicht Dichtung sei.

Eine große Freude war uns auch der Verkehr mit Vorreiters, die im selben Hause oben wohnten. Ihn selbst bekamen wir ja nicht sehr viel zu sehen, weil er ein sehr leidender Mensch war und fleißig an seinen Vorbereitungen für eine Weltgeschichte arbeitete. Aber seine junge Frau hatte eine große Liebe zu unserer Mutter gefaßt und kam mit all ihren Sorgen immer zu ihr. Dann brachte sie auch ihr kleines, etwa neunmonatiges Töchterchen zu uns herunter, wenn sie ihrem Manne oben ganze Ruhe machen wollte. Die Frau Doktor war eine ganz ungewöhnlich feine Frau, so natürlich sich gebend, ernst und doch immer freundlich, so daß wir Kinder sie wirklich zärtlich liebten, als ob sie uns eine sehr nahe Verwandte wäre. Und

die Käthe, ein ganz reizendes Mädchen mit braunem Haar und braunen Augen, war unser aller Liebling. Wenn sie einmal einem von uns zur Wartung übergeben wurde, so waren wir glücklich und herzten das kleine Ding wie ein kleines Schwesterchen. Und sie selbst war auch so zutraulich zu uns, daß sie mit Freuden zu uns kam. Ich weiß, daß ich in jener Zeit den heißen Wunsch hatte: wenn ich doch auch ein eigenes kleines Schwesterchen hätte! Manches Mal habe ich damals auch darum gebetet, der Herr Jesus möchte uns doch ein Schwesterchen schenken.

Als unsere Eltern wieder nach Afrika zogen, da gingen wir noch manches Mal zu Vorreiters, um sie zu besuchen, um Käthe zu sehen, die unterdessen schon beinahe drei Jahre alt geworden war, und um uns an der Freundlichkeit der Doktorin zu freuen. Als ich später im Bertelsmannschen Garten wirkliche Gartenerdbeeren zog, da brachte ich die meisten reifen Beeren mit großer Freude zu Vorreiters, und ein freundlicher Dank der Doktorin und die Freude der kleinen Käthe waren mir der schönste Lohn.

Im Nebenhause, zwischen uns und dem Gymnasium, lebte außer dem Buchbinder Kolbe der Tischler Goldbeck, ein braver, christlicher Mann, in dessen Werkstube wir manches Mal gingen, um zuzusehen, wie er arbeitete. Er stand bei Direktor Kumpel in hoher Gunst, hatte alle Arbeiten für das Gymnasium zu machen. Tischler Goldbeck hatte aber Kinder, unter ihnen ein paar kleine Rangen, die schon nahezu Straßenzungen waren. Sie banden auch gern mit uns an, und eines Tages kam ich mit einem von ihnen in einen Konflikt am Zaun des Turnplatzes. Ich drohte ihm mit einem Fell voll, aber noch ohne ihn anzurühren. Heulend zog der Junge ab und erzählte seinem Vater, ich hätte ihn geprügelt. Der Vater ging zum Direktor, weil der Streit auf dem Turnplatz stattgefunden hatte, und weil er wohl auf die Gunst des Direktors baute, obgleich die Sache nichts mit der Schule zu tun hatte und darum meine Eltern die richtige Instanz gewesen wären. Der Direktor nahm merkwürdigerweise die Klage an. Am nächsten Tage rief er mich vor und machte mich herunter, weil ich als größerer Junge den kleinen Goldbeck geprügelt hätte. Vergeblich erklärte ich meine Unschuld und daß ich den Jungen nicht angerührt habe. Aber er ließ mich nicht zu Worte kommen und sagte: Herr Goldbeck habe es aber selbst gesehen, und damit sei meine Schuld bewiesen. Am nächsten freien

Nachmittag sollte ich für meine Roheit drei Stunden nachsitzen. Tief niedergeschlagen ging ich nach Hause. Meine Mutter merkte gleich, daß etwas vorgefallen sei, und ich erzählte ihr mein Unglück. Da sie aus eigener Erfahrung wußte, daß die kleinen Goldbecks rechte Rängen waren und daß ihr Vater gegen sie war wie Eli gegen seine Söhne, so ging Mutter zum Direktor, um für mich einzutreten. Aber wenn Direktor Kumpel auch ganz höflich gegen sie war, so war er doch viel zu sehr von der Autorität eines Direktors durchdrungen, um ein einmal gefälltes Urteil zurückzunehmen. Es half nichts: ich mußte am nächsten freien Nachmittage drei Stunden allein in einer Klasse absitzen.

In jenem Sommer 1861 zog auch meine frühere Pflegeschwester Anna Schreiber nach Gütersloh. In Theßings Hofchen mietete sie einige Zimmer und konnte so den herrlichen Garten auf ihrem Rollstuhl besuchen. In Vielefeld hatte ihr Bruder Bernhard geheiratet, auch ihre Schwester Marie war an einen Pastor Bernhard Volkening verheiratet. Anna hat später bei ihrer Schwester Marie gelebt. Aber solange meine Eltern in Gütersloh waren, lebte sie in Theßings Hofchen. Wir, Hugo und ich, liebten sie von Vielefeld her von ganzem Herzen und oft wanderten wir zu ihr hinaus. Auch nachdem unsere Eltern Gütersloh verlassen hatten, haben wir sie oft besucht, und sie war immer gleich lieb und gut gegen uns und hatte immer Zeit für uns, um mit uns zu sprechen, sich nach unserem Ergehen zu erkundigen, nach unseren Eltern zu fragen und von ihnen zu reden. Sie war ein Engel für uns, und ich habe in meiner ganzen Jugendzeit außer meinen Eltern kaum einen Menschen so geliebt wie Anna. Ich sehe sie noch wie leibhaftig vor mir, mit dem ganz blassen schmalen Gesicht, der Körper zusammengesunken, die mageren, abgezehrten Hände durchscheinend weiß, so daß alle blauen Adern durch die zarte Haut zu sehen waren. Aber die großen, klaren Augen leuchteten immer von Güte und Freundlichkeit, und auf ihrem ganzen Wesen war ein Glanz des Friedens und innerer Glückseligkeit ausgebreitet, der auf jeden Menschen, der sie sah, einen unauslöschlichen Eindruck machen mußte. Sie bot jedem, der mit ihr zu tun hatte, viel, uns Kindern ebenso wie den gebildeten und geistlich reiften Männern. Meine Eltern, Pastor Braun, Dr. Vorreiter waren mit ihr intim befreundet und stellten sie sehr hoch.

Anna war eine warme, große Freundin unseres Gymnasiums. In jener Zeit stiftete sie einen großen Teil ihres Vermögens,

20 000 Taler, zu einem Kapital für das Gymnasium, aus dessen Zinsen der Gehalt für einen eigenen Anstaltsgeistlichen bezahlt werden sollte. Sofort wurden Schritte getan, um es zu erreichen, daß das Gymnasium die Rechte einer eigenen Kirchgemeinde erhalte. Es hat mehrere Jahre gedauert, bis die Genehmigung aus Berlin eintraf. Dann wurde sie von uns allen mit Jubel begrüßt.

Noch eine andere treue und warme Freundin gewannen unsere Eltern in jenen Jahren. Es war die Fürstin Elisabeth von Lippe-Detmold, Gemahlin des regierenden Fürsten von Lippe-Detmold. Ihre Ehe war keine glückliche, weil sie kinderlos blieb. Die Fürstin Elisabeth war eine fromme Frau. Pastor Meyer, der Freund unseres Vaters in Wüste, war als Hofprediger und Pastor an die Stadtkirche nach Detmold berufen. Und er lud, mit seinem Amtsbruder, dem ersten Hofprediger, Pastor Koppe, unseren Vater wiederholt zu Missionspredigten und Missionsstunden nach Detmold ein. Die Fürstin Elisabeth besuchte fleißig die Missionspredigten und ihr ganzes Herz wurde von Liebe für die Mission und speziell für die Hereromission ergriffen. Sie ließ nun unseren Vater zu sich kommen, um von ihm noch persönlich mehr zu hören und sich genau über die Bedürfnisse der Hereromission zu orientieren. Sie hatte den Wunsch, einen Zweig der dortigen Missionsarbeit ganz in ihre Hände zu bekommen, nicht um sich in die Leitung einzumischen, sondern um ihn mit ihren Mitteln zu fördern. Nun war es damals meinem Vater schon lange klar geworden, daß auch in der Hereromission, wie in so vielen anderen Missionsfeldern, eine Schule nötig sei zur Ausbildung von Nationalgehilfen, welche als Lehrer und auch als eingeborene Prediger einmal helfen sollten, ihr Volk zu befehren. Die Zeichen singen an sich zu mehren, daß endlich, nach neunzehnjähriger Arbeit, die Saat doch aufgehen und Frucht bringen werde. Auf unsere Uorietta Johanna Lahendeké waren weiter vier Läuflinge gefolgt; eine von ihnen eine Cousine unserer Uorietta Johanna, die in der Taufe Magdalene genannt wurde. Und schon kamen Nachrichten von neuen Meldungen zum Laufunterricht. Nun hatte unser Vater eine merkwürdige Erfahrung gemacht über seine Predigt. Er war manchmal am Sonntagabend in Neu-Barmen, wenn es draußen um sechs Uhr gleich nach Sonnenuntergang ganz dunkel wurde, zu den Hütten der Herero geschlichen, hatte draußen an der niedrigen Türöffnung gekauert und zugehört, was die Leute miteinander redeten, um von ihnen zu lernen. Da hatte er oft gestaunt, in welch

einfacher, klarer Weise einer den anderen den Inhalt der Vormittagspredigt wiederholt hatte. Er hatte den Eindruck: solch ein einfacher Herero macht es doch viel besser als du selbst. Wie klar faßlich, dem Leben angepaßt, gibt er das wieder, was er gehört hat. Und da war in ihm die Überzeugung lebendig geworden, daß das Wort erst dann ganz in das Volksleben eindringen werde, wenn Volksgenossen es einander selbst predigen würden.

Diesen Gedanken, den Vater einmal auch der Fürstin Elisabeth gegenüber ausgesprochen hatte, griff sie auf und fragte, ob sie nicht helfen könne zur Ausbildung von Nationalgehilfen in der Hereromission? Die Missionsgesellschaft in Barmen konnte ihrerseits unmöglich daran denken, solch ein weitausschauendes Werk in Angriff zu nehmen. Sie hatte ohnehin für die Hereromission die Einrichtung eines neuen großen Werkes: die Aussendung von deutschen Handwerkern als Kolonisten und die Gründung einer Missionshandels-gesellschaft, ins Auge gefaßt. Und zu beiden gehörten sehr große Mittel. Mit Dank gegen Gott nahm Vater das Anerbieten der Fürstin Elisabeth an und versprach ihr einen Plan und Kostenanschlag für die Errichtung und Erhaltung eines Nationalgehilfeninstituts auszuarbeiten und vorzulegen. Diese Sache führte ihn nun öfters nach Detmold und in vielfachen persönlichen Verkehr mit der Fürstin, die immer mehr ein warmes persönliches Freundschaftsempfinden für ihn hegte. Sie ließ ihn oft auch von seiner Familie erzählen und äußerte endlich auch den Wunsch, unsere Mutter persönlich kennen zu lernen. So reiste unsere Mutter das nächste Mal mit nach Detmold. Fürstin Elisabeth war ganz reizend gütig gegen sie. Da Detmold noch keine Bahn hatte, so mußte man mit Pferden von Herford nach Detmold fahren. Die Fürstin schickte ihre eigene Equipage, um unsere Mutter abholen zu lassen, empfing sie bei sich in ihrem Privatkabinett und behandelte sie so liebevoll, als ob sie längst befreundet wären miteinander. Dann wurden unsere Eltern auch zur Tafel eingeladen für den nächsten Tag. Sie erzählten uns nachher, das sei wohl eine rechte Prüfung gewesen. Sie hätten wirklich nicht gewußt, wie und wann sie alle die verschiedenen Werkzeuge zum Essen anwenden sollten, von den eigenen Fingern bis zu den kunstvollsten Messern und Gabeln. Sie hätten immer seitwärts schielen müssen, um zu sehen, wie die hohen Herrschaften es machten. Ein arger Schrecken sei es gewesen, als Mustern gereicht wurden. Unsere Mutter zwar kannte als Engländerin schon dieses Gericht.

Aber unser Vater machte zum erstenmal im Leben ihre Bekanntschaft und wurde von Widerwillen gegen sie ergriffen. Er fürchtete ernstlich, es könnte an der fürstlichen Tafel zu einem regulären Ausbruche der Seekrankheit kommen, wenn er den Versuch machen würde, diese gallertartige Masse hinunterzuwürgen. Und so entschloß er sich, das kleinere Ubel dem größeren vorzuziehen und lieber einen Verstoß gegen die Etikette zu begehen, indem er dankend ablehnte. Man ertrug seine gastronomische Unbildung denn auch ganz freundlich, ohne sie zu beachten. Froh waren sie aber alle beide, als die Ehre, an der fürstlichen Tafel zu speisen, überstanden war.

Das Resultat der Besprechungen über die Begründung einer Nationalgehilfenschule war endlich dieses: Fürstin Elisabeth erklärte sich mit einem formellen Schriftstück bereit, 1000 Taler jährlich schon jetzt gleich zu zahlen, wenn die Deputation der Rheinischen Missionsgesellschaft die Genehmigung zur Begründung einer solchen Schule erteile mit der festen Zusicherung, daß diese Schule für alle Zeit eine rein evangelisch-lutherische bleiben werde, in der aller Unterricht nur auf Grund des Bekenntnisses der lutherischen Kirche erteilt werde. Der Name der Schule sollte sein „Augustineum“, zur Erinnerung an den heiligen Augustinus. — Ein leiblicher Vetter der Fürstin Elisabeth, Prinz Ernst von Schönburg, wurde durch seine Cousine auch erwärmt für diese Idee. Auch er kam zu den Beratungen nach Detmold, wurde ebenso warm mit unserem Vater befreundet und sagte auch seinerseits die gleiche Jahreszahlung von 1000 Talern zu. Dieses Geld sollte — mit der Gabe der Fürstin Elisabeth — zunächst kapitalisiert werden, bis die Gründung der Anstalt in Angriff genommen werden würde. Die Deputation der Missionsgesellschaft ging auf das Anerbieten ein, wenn auch das strenge Betonen des lutherischen Bekenntnisstandes der Schule manchem Herrn eine bittere Pille sein mochte. — Ich erinnere mich noch, wie oft damals die Briefe von der Hand der Fürstin Elisabeth kamen. Die Fürstin hatte eine feine, feste Handschrift. Späterhin haben wir die Fürstin selbst auch gesehen. So kann ich hier schon einfügen, wie sie aussah. Sie war von etwa 8 über Mittelgröße, hatte ein feingeschnittenes Profil mit ein klein wenig gebogener Nase, blondem Haar mit einem Stich ins Rötliche, gute, kluge, graue Augen, die einen immer so frei ansahen und dabei so freundlich wohlwollend, nie von oben herab oder herablassend, sondern ganz unbefangen natürlich, so daß man ihr gleich gut sein und Vertrauen zu ihr fassen mußte.

So kam das Jahr 1862 heran. Der Druck der Hererobücher war rüstig fortgeschritten und ging schon dem Ende entgegen. Nun kam für unseren Vater eine weitere große Missionsaufgabe, die er der Lösung zuführen mußte: die Aussendung der Kolonistenbrüder und die Anregung zur Gründung einer Missionshandels-gesellschaft. In der letzteren Sache konnte er ja persönlich nicht viel tun, da ihm die dazu erforderlichen kaufmännischen Kenntnisse fehlten. Aber die Anregung gab er dazu, indem er namentlich den Großkaufleuten im Wuppertal, welche zur Leitung der Barmer Mission gehörten, das Elend der Eingeborenen in Afrika schilderte, wie sie von den im Hererolande umherziehenden oder auch ansässig gewordenen englischen Händlern in schamlosester Weise ausgefogen wurden. Indem diese Händler nur Tauschhandel trieben, nahmen sie namentlich Vieh für ihre Waren, aber mit Berechnung von ungeheuren Wucherpreisen. Wollte man das unglückliche Volk nicht rein ausplündern lassen, so mußte man ihnen die Möglichkeit schaffen, gute Waren für richtige Preise zu erlangen. Die Wuppertaler Kaufleute und die Leitung der Missionsgesellschaft nahmen die Anregung gern auf, und es erwuchs daraus der Beschluß, daß die Missionsgesellschaft einen oder mehrere Kaufleute gewinnen sollte, um auf Rechnung und Gefahr der Missionskasse (wenn ich mich recht erinnere) einen Handel mit den für die Eingeborenen Afrikas gangbaren Waren im Hererolande zu treiben. Das Betriebskapital konnte natürlich nicht der Missionskasse entnommen werden, sondern ist wohl vorgestreckt worden. Man hat aber später diese Handels-gesellschaft von der Missionsanstalt gänzlich gelöst, und gewiß mit Recht.

Schlimmer noch aber als der materielle Schaden war der sittliche, welcher den Hereros erwuchs aus dem unsittlichen Leben der europäischen Händler und Jäger. Es gab unter ihnen einzelne vortreffliche Leute (wenigstens unter den Jägern und Reisenden), aber die weitaus größte Mehrzahl von ihnen — die Händler wohl ausnahmslos — lebten ein so zuchtloses Leben, daß sie vor den Eingeborenen den Christennamen geradezu verächtlich, ja verhaßt machten. Sie bildeten mit ihrer Gottlosigkeit vielleicht das allergrößte Hindernis für ein Eindringen des gepredigten Wortes in die Herzen und Gewissen der Herero. Mehrfach haben Herero den Missionaren direkt ins Gesicht geantwortet, sie möchten doch ihre eigenen Landsleute erst befehren, denn wenn diese nicht nach dem von den Missionaren gepredigten Worte lebten, warum sollten es denn die Heiden tun?

Das hatte schon lange bei meinem Vater und auch bei anderen Missionaren den Wunsch geweckt: „Wenn sie doch wirklich gläubige, fromme Europäer im Lande hätten, welche den Herero es vorleben würden, was die Missionare verkündigen.“ Dazu kam, daß immer wieder bei Anlegung neuer Missionsstationen, aber auch bei allen Bauten auf den alten Plätzen, bei der Herstellung der Reisewagen, bei ihrer Reparatur und der Ausbesserung der Flinten usw. die Missionare sich mit Arbeiten befassen mußten, welche sie doch nicht gründlich gelernt hatten, und die ihnen darum unendlich viel Zeit und Kraft kosteten. Wie ganz anders würde es mit der Missionsarbeit gehen, wenn tüchtige Handwerkerbrüder vorhanden wären, welche den Missionaren diese äußeren Arbeiten abnähmen! Dieser Gedanke, Kolonistenbrüder neben den eigentlichen Missionaren auszusenden, mit ihren Werkstätten, mit ihren Familien, gestaltete sich allmählich zum festen Plan auch bei den maßgebenden Personen der Missionsleitung, — und endlich wurde aus dem Plan ein Beschluß der Deputation. Aber freilich unter zwei Bedingungen: erstens, daß unser Vater einen bedeutenden Teil der Unkosten aufbrächte; und zweitens, daß er die geeigneten Personen, Handwerker, zum Missionsdienst willig machte.

Für beide Zwecke mußten die Missionspredigten dienen. Und um auch außerordentliche Mittel flüssig zu machen, so wurde eine große Predigtreise durch ganz Rußland geplant und unternommen im Spätsommer und Herbst 1862, nachdem die Hauptmissionsfestzeit in Deutschland vorüber war. Diese Reise führte unseren Vater nach Riga, durch ganz Kurland, dann durch Livland, Estland, Narwa, St. Petersburg, Moskau und Odessa. Da wir Kinder mit unserer Mutter in Gütersloh blieben, habe ich keine rechten Erinnerungen von dieser großen Reise. Die Briefe, welche Vater schrieb, interessierten uns ja sehr; aber vielfach waren es doch ganz andere Dinge, als gerade die Missionserfolge, welche bei uns Anklang fanden. Ganz besonders wohl fühlte er sich in Reval und er konnte nicht genug erzählen und loben, wieviel lebendiges Christentum er in dieser Stadt gefunden habe.¹⁾ Ich fing damals zum ersten Male an, von Reval ein bestimmtes Bild zu bekommen, das später, als in Reval an der

¹⁾ Dem Herausgeber steht noch deutlich vor Augen, wie Missionar Hahn in Reval in dem geräumigen Hause einer christlichen Familie, wo sich für die Sache Interessierte versammelt hatten, Auskunft auf alle Fragen von seiten der Anwesenden gab.

Stadtkirche die Vakanz eintrat, ganz wesentlich dazu beigetragen hat, mich zu einer Meldung nach Reval zu bestimmen. Aus Petersburg imponierte uns ungeheuer die Bemerkung in einem Briefe, daß Vater in seinem Zimmer stets einen großen Teller voll Naschwerk auf dem Tische finde, welcher immerfort nachgefüllt werde.

Der finanzielle Ertrag dieser Reise war ein sehr bedeutender. Das war aber auch nöthig, da der Kostenanschlag der nächsten großen Aussendung ins Hereroland über 17 000 Taler ausmachte.

Aber reichlich ebensoviel interessierte es uns, daß ein Brief die Nachricht brachte, Onkel Guido und Tante Malwine hätten sich entschlossen, ihr einziges Kind, unsere Cousine Lisinka, auf ein halbes Jahr zu uns nach Gütersloh zu geben. Für uns, die wir in Deutschland gar keine verwandtschaftlichen Beziehungen hatten, war der Gedanke, eine leibhaftige Cousine so lange bei uns zu haben, ein Grund zu großer Freude und gespannter Erwartung.

Vor der Ankunft unseres Vaters mit Lisinka sollten wir aber noch eine andere große Freude erleben. Er hatte in Rußland mannigfach auch Gaben für sich persönlich und für seine Familie bekommen. Da schickte er uns zu einer Reise an den Rhein eine kleine Summe, ich glaube, es waren 50 Taler. Da wir überall bei Bekannten einkehren sollten, also nirgends eine Hotelrechnung zu befürchten war, so konnten 50 Taler wohl genügen. Wir Jungen waren ganz aus dem Häuschen vor Erwartung der Reise. Die Hälfte der Herbstferien im September 1862 sollte dazu verwandt werden.

Endlich war der Tag der Abreise da. Am Morgen um neun Uhr sollten wir abreisen, und zwar zuerst nach Kaiserswerth in die Diakonissenanstalt. Von dort sollte die Reise nach Bonn gehen, und schließlich weiter nach Boppard. In Bonn und Boppard hatten unsere Eltern gute Freunde, die uns aufnehmen wollten. Am Morgen des Tages der Abreise, — ich glaube es war ein Dienstag, — waren wir schon sehr früh heraus. Das Gepäck war am Abend vorher schon fertig gepackt, die Magd brachte es auf einem Schubkarren zum Bahnhof, wohin man etwa eine Viertelstunde gemächlich zu gehen hatte. Im letzten Augenblick vor dem Aufbruch fühlte Bruder Josi sich als Mensch und verschwand noch schnell. Wir andere brachen unterdessen mit Mutter auf und kamen auch zeitig am Bahnhofe an. Die Billette nach Düsseldorf wurden genommen und gestempelt, das Gepäck abgegeben. Alles war recht frühzeitig in Ordnung, die freudige

Reisestimmung auf dem Höhepunkt. Der Zug mußte bald ankommen, um gleich nach zwei Minuten Aufenthalt weiter zu fahren. Nun sahen wir nach Josi aus. Nichts zu sehen! Es wurde etwas ungemütlich, der Zug war schon signalisiert, — von Josi immer noch nichts zu sehen. Abwechselnd liefen Hugo und ich an einen Platz, von wo aus man die ganze Straße hinauffschauen konnte, auf der Josi kommen mußte. Umsonst! Schon hörte man in der Ferne das Pfeifen des Zuges. Da endlich tauchte Josi am Ende der Straße auf. Laufend konnte er noch eben zur rechten Zeit ankommen. Wir zappelten vor Aufregung. Aber Josi lustwandelte in behaglichster Beschaulichkeit seines Weges, beide Hände in den Hosentaschen, sah sich den Himmel an und die Häuser, Menschen und Bäume. Kurz, alles interessierte ihn, nur nicht die Eisenbahn. Hugo und ich turnten am Bahnhof mit Händen und Beinen, winkend, lockend, — alles umsonst. Josi schaute nicht in die Ferne, nur aufs Nächste. Plötzlich ein lauter, langer Pfiff! Der Zug hielt. Jetzt erwachte Josi zum Bewußtsein der Situation und setzte sich in Trab, um auf dem Bahnhof anzulangen, als der letzte Wagen verschwand. Hugo und ich, dem Weinen näher als dem Lachen, hätten ihn durchprügeln mögen, so ärgerlich waren wir über ihn, — während unsere gute Mutter nur mit freundlich-vorwurfsvollem Tone sagte: „Aber mein alter Junge!“ Sie sah ja, daß er wie ein begossener Pudel dastand, das sommer-sprossenübersäte Gesicht ganz rot vor Scham über seinen oft gerügten Fehler, die Bummelei, womit er uns allen und sich selbst die Freude der Fahrt an diesem Tage verdorben hatte. Zum Glück hatte der Stationsvorsteher ein Einsehen und prolongierte uns die Billette zum nächsten Zuge, wozu er nicht verpflichtet war. Aber freilich statt um neun Uhr konnten wir nun erst um ein Uhr abreisen und kamen erst in tiefer Dämmerung in Düsseldorf an, von wo wir mit einem Wagen nach Kaiserswerth fuhren. Nun konnten wir nicht mehr, wie wir uns so darauf gefreut hatten, am Nachmittag noch den Rhein sehen. Nun, zum Glück gingen wir bald schlafen. Am anderen Morgen wachten wir bei klarstem blauem Himmel auf. Gleich nach dem Kaffee eilten wir drei, ich glaube, begleitet von einem Sohne des alten Pastor Fliedner, des großen Begründers der Diakonissensache, an den Rhein. Der war freilich herrlich breit bei Kaiserswerth, noch viel breiter als bei Rdln. Noch sehe ich ihn vor uns liegen, den breiten, sonnenbeschienenen Spiegel des Stromes. Ein grün-weiß gestrichener mächtiger holländischer Dampfer zog

majestätisch stromaufwärts mit großen Frachtbooten, die er hinter sich herschleppte. — Es ist merkwürdig, wie sich einzelne Bilder der Erinnerung unauslöschlich einprägen. — Dann gingen wir zur Ruine des alten Schlosses, das die Franzosen zerstört haben. Es war ein gewaltiger Backsteinbau, aus viel größeren Ziegeln erbaut, wie man sie jetzt brennt, die Ziegel so großartig gebrannt, daß sie bis jetzt noch nicht verwittert sind. Der Mörtel ist beim Bau so vorzüglich hergestellt worden, daß beim Sprengen der Mauer nicht der Mörtel nachgegeben hat, sondern überall die Risse mitten durch die Steine gegangen sind. Ganz wie beim alten Heidelberger Schloß. — Ob wir den alten Pastor Fliedner gesehen haben, weiß ich nicht. Ich glaube es kaum.

Aus Kaiserswerth ging die Fahrt nach Bonn, von Düsseldorf an mit dem Dampfschiff stromauf an Köln vorbei, wo die große Eisenbahnbrücke noch nicht vollendet war, soviel ich weiß. Den Dom haben wir damals nicht besucht, erst auf der Rückreise. In Bonn fanden wir außerordentlich freundliche Aufnahmen in der Familie des verstorbenen Professors der Theologie Bleed. Die alte Professorin war eine reizend freundliche Frau, auch ihre Töchter und ihr ältester Sohn, ein Kandidat der Theologie. Die jüngeren Söhne waren etwa in Josias und Hugos Alter. Eine Woche blieben wir in Bonn. Uns zu lieb wurden einige Ausflüge gemacht, einer ins Siebengebirge zum Drachenfels und Ulberg, für einen ganzen Tag, so daß wir erst am Abend in der Dämmerung heimkehrten. Es war ein wundervoller Tag. Allein sind wir drei auch auf den Drachenfels einmal gestiegen, auch ein unvergeßlicher Tag. Besonders der wundervolle Blick auf Nonnenwerth, Rolandssee und den Rhein hinauf war so schön, daß ich immer wieder an ihn habe denken müssen. Wunderschön war auch ein Gang über Godesberg nach Rolandssee. Da wir ja in Bonn uns immer satt essen konnten, so machten wir unsere eigenen kleinen Ausflüge natürlich immer ohne Geldausgaben für Speisen oder Getränk. Sehr schöne Spaziergänge machten wir auch zum botanischen Garten und dann weiter von dort den Kreuzberg hinauf, auf welchem oben eine als Wallfahrtsziel viel besuchte Kirche liegt. Am Wege hinauf stehen sieben Kapellen als Stationen für die Prozessionen der Wallfahrer. Ein anderer Spaziergang führte auf den Venusberg, auf dem eine Abart der Glocken-Erika wächst, die nur auf diesem Berge und einem einzigen anderen Ort in ganz Deutschland vorkommt. Ich war nach den Ferien nicht

wenig stolz darauf, als ich Herrn Goeder, unserem Naturgeschichtslehrer, diese Funde vorzeigen konnte.

So gemüthlich es in Bonn auch war, und so schön, ja großartig die Umgebung war, besonders das Siebengebirge, — so wurde doch die Reise immer schöner, als wir nach einer Woche den Rhein hinauf nach Boppard fuhren. Unsere Gastfreunde, die uns aufnahmen, waren ein altes Ehepaar Rausch, er ein alter Stadtschullehrer. Sie waren sehr viel einfacher in ihrem ganzen Haushalte, entsprechend den geringen Einnahmen eines deutschen Lehrers. Aber das alte Ehepaar (Kinder hatten sie keine, jedenfalls keine daheim) war so freundlich und liebeich gegen uns alle, daß wir uns vom ersten Augenblick an ganz zu Hause fühlten. Nach den Anweisungen der beiden Alten machten wir drei Jungen auf eigene Hand wundervolle Ausflüge in der Umgegend. Wir waren vom allerherrlichsten wolkenlos klaren und warmen Wetter begünstigt. Da stiegen wir auf den Bierseenplatz und konnten uns gar nicht trennen von der schönen Aussicht, so daß wir fürchten mußten zum Mittag zu spät zu kommen. So eilten wir auf direkten Fußpfaden den Berg hinunter und gerieten dabei in Weinberge hinein, deren Betreten so kurz vor der Weinernte streng verboten war. Wir standen rechte Angst aus, vom Flurschütz ergriffen zu werden, entkamen aber glücklich, ohne gepfändet zu werden. Noch schöner war der Gang am linken Ufer des Rheins hinauf, dann im Boot hinüber nach Kamp und am rechten Ufer hinauf zu den „feindlichen Brüdern“. Wir waren so überwältigt von der Schönheit des Rheins, von den romantischen alten Burgen, daß mir diese Eindrücke zu den stärksten gehören, die ich je auf Reisen empfangen habe.

Ein besonderes Vergnügen machte es uns auch oft, an den Rhein hinunter zu gehen, um dem Ankommen und Abfahren der schmutzigen Rheindampfer zuzuschauen. Fabelhaft imponierten uns die am Anlegeplatz herumlungernenden oder spielenden Straßenjungen. Sobald von weitem das erste Geräusch eines stromauf kommenden Dampfers zu hören war, — lange ehe das Schiff in Sicht kam, — bestimmten diese Jungen mit unfehlbarer Sicherheit aus dem Geräusch der Räder, welches Schiff komme. Das schönste Schiff war damals die „Hohenzollern“ und wir hatten das Glück, auch einmal mit ihm zu fahren. Freilich waren damals die Rheindampfer sehr viel kleiner und weniger elegant als heute. Wir fuhren natürlich immer auf dem billigsten Platz. Als wir aus Boppard wieder

nach Hause umkehren sollten, setzten die alten, lieben Kauschs es durch, daß uns drei Brüdern ein Tag zugegeben wurde, damit wir noch einen Ausflug zum Niederwald machen könnten. Unsere Mutter fuhr mit Gita nach Gütersloh zurück. Sie konnte nicht warten, weil sie alles fertig machen mußte, um Vater und Lisinka zu empfangen. Wir Jungen sollten dann einige Stunden früher in Gütersloh eintreffen als unser Vater. Der Ausflug zum Niederwald war fast die Krone der ganzen Reise. Die lieben Kauschs hatten uns reichlich verproviantiert. Früh am Morgen um sieben Uhr ging unser Dampfschiff hinauf. Noch lag leichter Nebel über dem Flusse, der aber die Sonnenstrahlen durchließ und bald ganz sich auflöste. Wir standen begeistert auf dem Deck des Schiffes und staunten all die Pracht des Rheines mit seinen alten Städten und Burgen an. Immer schöner und herrlicher wurde es. In Altmannshausen stiegen wir aus, kletterten den Berg hinauf, auf den damals nur Eselein die Reisenden hinauftrugen, die ihre eigenen Füße schonen wollten. Auch das Nationaldenkmal war ja noch nicht; es war ja noch acht Jahre vor der Errichtung des Deutschen Reiches. Aber der Niederwald mit seinen herrlichen Buchen war doch wunderschön, so schön, wie er mir später nie wieder vorgekommen ist. Voll höchster Begeisterung fuhren wir am Nachmittag wieder den Rhein hinab, vorüber an der Lorelei und all den stolzen Burgruinen nach Boppard. Am nächsten Tage ging es weiter den Rhein hinab. In Stolzenfels machten wir Halt, besahen das Innere des schönen Schlosses. Es war das erste alte Burgschloß, das ich von innen gesehen habe. In Köln hatten wir ein paar Stunden Zeit. Noch wurde am Dom gebaut. Der Nordturm war fertig, aber der südliche Turm stand nur bis zur halben Höhe vollendet, d. h. bis dahin, wo die Verjüngung des Turmes beginnt. Es fehlten die Mittel zu einem energischen Fortführen des Baues. Man sammelte das lärgliche Baugeld damals durch eine jährliche „Dombau-Lotterie“, die aber wenig genug einbrachte. Es war eine fast aussichtslose Sache. Als wir nachher einem alten Steinmeger auf dem Bauplatz zusahen bei seiner Arbeit, fragten wir ihn, wann wohl der Dom fertig werden könne. Da legte der alte Mann Hammer und Meißel einen Augenblick hin, sah uns ernst an und sagte: „Junge Herren, das werde ich nicht erleben, — und das werden Sie beide (dabei zeigte er auf Josi und Hugo) auch nicht erleben. Vielleicht erlebt es der Kleine da, — vielleicht.“ — Und nun haben wir alle es erlebt und gesehen. Vielleicht hat es der

alte Steinweg doch auch noch erlebt, wie neun Jahre später das Deutsche Reich entstand und dann der erste deutsche Kaiser die Vollendung des Kölner Domes zur Ehrensache der deutschen Fürsten und des deutschen Volkes machte und die schließliche Einweihung des Domes nach kurzer Zeit stattfinden konnte.

Am Abend trafen wir in Gütersloh ein und am anderen Tage kam unser lieber Vater von seiner langen, langen Reise zurück und brachte unsere Cousine Lisinka mit. Das war ein herrlicher Freudentag für uns alle.

Lisinka war damals 19½ Jahre alt, hoch gewachsen und recht gut aussehend. Sie trug auch nach der damaligen Mode eine Krinoline, Reifrock. Das war wohl eine tolle Mode. Durch ein Gestell von feinen Stahlreifen, die ja sehr elastisch und leicht sind, werden die Unterröcke und der Kleidrock weit abstehend vom Leibe gehalten. Natürlich gab es sehr verschieden umfangreiche Krinolinen. Man konnte damals auch Krinolinen von vier Fuß im Durchmesser unten sehen, vielleicht noch breitere. So lieb wir nun auch unsere Cousine hatten, so waren wir doch angesichts ihrer Krinoline (die übrigens ziemlich mäßig in ihren Dimensionen war) zu sehr vom Neckgeiste geplagt, als daß wir sie nicht hätten bis aufs Blut damit quälen sollen. Sonst waren wir aber auch sehr stolz darauf, daß auch unsere Schulkameraden sie als ein feines Mädchen anerkannten. Aber das litt sie nicht, wenn wir Vettern einmal gegen sie zutunlich wurden. Ich weiß nicht, wieweit das der Fall bei den beiden älteren Brüdern war. Aber ich hatte wohl gelegentlich den Wunsch, ihr zu zeigen, daß ich sie lieb hatte. So hatten wir einmal Besuch und saßen in der guten Stube um den Tisch am Abend, ich saß neben Lisinka, etwas zurück, mein Arm auf ihrer Stuhllehne, und streichelte leise ihre Schulter. Möglich wandte sie sich zu mir und sagte etwas von oben herab: „Laß mich doch in Ruhe!“ Ich kam mir ganz begossen vor und wagte von da an nie mehr, ihr etwas von Zärtlichkeit zu zeigen. —

In diesen Winter 1862—63 fiel auch meine Konfirmandenlehre. Noch hatte unser Gymnasium nicht die Rechte einer eigenen Gemeinde, obgleich wir schon ein Jahr lang darauf warteten. Wenn unsere Eltern nicht sicher vorausgesehen hätten, daß es ihr letzter Winter in Deutschland sein werde, so hätten sie gewiß mich noch ein Jahr unkonfirmiert gelassen, damit ich die Lehre doch noch bei Pastor Braun haben könnte. Nun aber wünschten sie doch auch noch bei

meiner Konfirmation dabei zu sein und die Lehrzeit mit mir zusammen zu verleben. So ging mein Vater denn eines Tages im Oktober mit mir zum alten Pastor Greve, dem ersten Pastor an der Stadtkirche. Er war schon ein alter Mann, sein jüngster Sohn Theodor war mein Klassenkamerad, mit dem ich mich sehr gut stand. Zwei seiner Söhne waren schon mit ihrem Theologiestudium fertig, von denen der eine am Gymnasium Stunden gab. Er erteilte ausgezeichnete Stunden der Erdkunde, so daß mir seine Stunden zu den liebsten gehört haben in meiner ganzen Schulzeit. Er gab seine Schularbeit aber bald auf, um Pastor in Schlesien zu werden, wo er in späterer Zeit einer der führenden Männer der altlutherischen Breslauer Synode geworden ist. — Der alte Pastor Greve galt für einen sehr bedeutenden Pastor, und so war ich es denn auch zufrieden, bei ihm die Lehre zu besuchen, obgleich ich's wohl viel lieber bei Pastor Braun gehabt hätte.

Die Lehrzeit zog sich hin vom Oktober bis zum Palmsonntag, den 29. März 1863. Zweimal in der Woche hatten wir, am Montag und Donnerstag nachmittag von fünf bis halb sieben, unsere Lehrstunden im großen Saal der Wohnung des Pastors. Die Bauernkinder und Schüler der städtischen Elementarschulen besuchten zwei Jahre die „Kinderlehre“ und im dritten Jahre die Konfirmandenlehre. Die Schüler der höheren Schulen (Gymnasium, Rektoralschule) hatten eine aparte Lehre nur einen Winter hindurch. Da nun auch die Mädchen in zwei Lehren nebeneinander ihre Stunden hatten, so mußte der Pastor recht stark beschäftigt sein. Allerdings ruhte er dann einen Winter ganz aus, da dann der zweite Pastor die ganze Lehrarbeit hatte. Im Saal saßen wir an zwei langen Tischen, die im rechten Winkel am Ende aneinander stießen. Pastor Greve saß so, daß er alle übersehen konnte. Die Art der Lehre war darin eigentümlich, daß wir jeder unseren Katechismus vor uns hatten, und zwar einen in Frage und Antwort vollständig erklärten, mit Sprüchen versehen. An der Hand dieses Katechismus wurde die Erklärung von Frage zu Frage durchgenommen, die Sprüche gelernt, dazwischen biblische Geschichten zur Erläuterung angeführt. Auch Lieder mußten wir lernen. Ich kann nicht sagen, daß es eine glückliche Form der Lehre war. Sie war sehr trocken und ganz schulstundenmäßig. Wir wurden so gefragt, daß der Pastor sich immer notierte, wen er gefragt und wie er antwortete, also eine Art Nummergebung. Eine aparte Rubrik hatte er fürs Betragen. Wenn einer sich nicht gebühlich

betrug, so bekam er in diese Rubrik einen Strich. Das galt für eine unauslöschliche Schande. Mir widerfuhr es in einer Stunde, daß der mir gegenüberstehende Konfirmand durch irgend etwas, dessen ich mich nicht mehr entsinne, meinen Sinn für Komik weckte, so daß ein Lächeln über mein Gesicht ging. Pastor Greve hatte es sofort bemerkt und fragte mich, die Bleifeder in der Hand, um den Strich zu machen, warum ich lache. Erschreckt und voll Angst, die Schande zu erleben, daß ich einen Strich bekomme, leugnete ich, gelacht zu haben. Wirklich g e l a c h t hatte ich ja auch nicht, und doch war es eine Unwahrheit. Pastor Greve fragte mich noch einmal, indem er mich fest ansah, ob ich nicht gelacht habe. Ich antwortete nochmals: „Nein!“ Ich muß ja wohl bemerken, daß ich beidemal m e i n t e die Wahrheit zu sagen, da ich in der That nicht g e l a c h t hatte. Der Strich wurde nicht gemacht. Aber am Abend schon, als ich mich hinlegte, fing beim Abendgebet mein Gewissen an unruhig zu werden und ich hatte die Empfindung, ich müsse zum alten Pastor Greve hingehen und ihm offen bekennen, daß ich zwar nicht gelacht, wohl aber gelächelt habe und daß ich mich darum doch schuldig fühle . . . Ich fand aber am anderen Tage nicht den Mut dazu. So unterblieb es. Die Stimme des Gewissens wurde allmählich auch schwächer, so daß ich's nachher ganz vergaß. Aber nach der Konfirmation und nachdem unsere Eltern schon fort waren, erwachte mein Gewissen wieder. Ich habe lange diese Lüge auf dem Gewissen getragen, dazwischen wieder alles vergessend, bis ich mich endlich doch zum Bekenntnis entschlossen habe. Zum Teil wird wohl auch diese auf dem Gewissen liegende Schuld es gewesen sein, welche den Gewinn der Lehrzeit für mich beeinträchtigte. Daneben war es aber auch wohl die trodene Form der Lehre, welche mehr auf eine Kenntnis des Lehrstoffes abzielte, als auf tiefergehende Wirkungen auf das Herz und Gewissen der Konfirmanden. Ich möchte damit nicht unserem alten Pastor Greve einen persönlichen Vorwurf machen. Es ist wahrscheinlich die damals übliche Form der Konfirmandenlehre gewesen, die auch er befolgte. Aber Tatsache ist es leider, daß ich von der Lehre w e i t weniger geistliche Eindrücke und Gewinn mitgenommen habe ins Leben, als aus den Religionsstunden der Schule.

Am Sonntag vor Palmsonntag war die große, öffentliche Prüfung der Konfirmanden in der Kirche. Sämtliche Konfirmanden waren um den Altar versammelt am Nachmittag. Die Kirche war sehr besetzt von Gemeindegliedern. Erst wurden die sämtlichen Namen

aller Konfirmanden der versammelten Gemeinde mitgeteilt und dann, nach Gesang und Gebet, begann die Prüfung, indem jedes Kind einzeln aufgerufen wurde mit seinem Namen. Dann hatte es eine oder zwei Fragen zu beantworten und einen oder zwei Sprüche aufzusagen. Stundenlang dauerte diese Prüfung. Die Zeit wäre wohl besser zu Einzelbesprechungen mit Konfirmanden zu verwenden gewesen. In der Woche nach der Prüfung wird noch die Beichte und das heilige Abendmahl in den Stunden erklärt und am Sonnabend ist die Beichte. Sonderbarerweise darf kein anderer Kommunikant mit den Konfirmanden zum heiligen Abendmahl kommen, selbst die eigenen Eltern nicht, vielleicht um ein übergroßes Abendmahl zu vermeiden.

Sehr ungünstig ist es auch, daß wir so jung konfirmiert wurden. Ich war 14½ Jahre alt, aber sicher noch ganz unreif zur Konfirmation. Und denselben Eindruck habe ich von allen meinen Mitkonfirmanden gehabt. Hätte Pastor Braun uns zu konfirmieren gehabt, so hätte er wohl noch etwas aus uns gemacht, glaube ich. Aber nun waren wir so wenig von der Bedeutung und Wichtigkeit der Konfirmation durchdrungen, daß ich am Sonnabend nachmittag mehr darauf bedacht war, ein Buchzeichen zu Lisinkas Geburtstag, der am Montag, den 30. März, war, fertig zu nähen, als mich zur Konfirmation zu sammeln. Erst auf eine leise Bemerkung meines Vaters legte ich die Arbeit weg und empfand etwas davon, daß dieser Nachmittag anders angewendet werden könne durch Lesen in einem Vorbereitungsbuche für das heilige Abendmahl.

Der Konfirmationssonntag war aber doch schöner und feierlicher, als man es bei solch einer Unreife erwarten sollte. In eine feierliche Stimmung wurde ich schon dadurch versetzt, daß ich zum erstenmal in meinem Leben einen richtigen Anzug von schwarzem Tuch bekam, einen Rock mit Taille und Schößen und schwarze Glacehandschuhe. Aber so wichtig mir das erschien, den Haupteindruck an diesem Tage machte es doch nicht. Viel mehr wirkte auf mich der Ernst und die Bewegung, die ich an meinen Eltern sah, und die Morgenandacht, die wir zu Hause hatten mit dem Gebet für mich und die anderen Konfirmanden und mit dem feierlichen Segen der Eltern über mich. Auch der ganze Gottesdienst mit der Einsegnung und dem heiligen Abendmahl nachher war schön und bewegend. Am Nachmittag gingen wir alle auch nochmals, und zwar gern, zur Kirche. — Ein Jahr vorher war Bruder Hugo konfirmiert worden, und es

kommt mir fast vor, als hätte er mehr von seiner Lehre gehabt. Der Tag vor seiner Konfirmation, der Sonnabend mit der Beichte, war ein wunderherrlicher Frühlingstag. Während die Eltern mit Hugo in der Kirche waren, machte ich am Vormittag allein einen Spaziergang weit hinaus. Es war so feierlich und sonnenhell in der Natur. Aus der Ferne klangen die Kirchenglocken vom Beichtgottesdienst; — ich sah dem Erwachen in der Natur zu: die rinnenden Frühlingsbächlein in den Weggräben, die Käferchen und ersten Schmetterlinge, die Weidenkätzchen (Palmen), die schon erblühten, — alles war so wunderschön und erhob die Stimmung, verbunden mit den Gedanken an die Lieben, die in der Kirche waren, so daß ich mich in meiner Jugendzeit weniger so schöner Morgen erinnere.

IV. Das letzte halbe Jahr mit den Eltern und der Abschied.

Von Ostern 1863 trat der bevorstehende Abschied von den Eltern wieder in den Vordergrund unseres Zusammenseins. Es war anders als vor dem ersten Abschied. Damals kam der Gedanke an eine Trennung mit seinem namenlosen Weh wie ein Blitz aus heiterem Himmel in mein ahnungsloses kleines Kinderherz. Aber dann wurde doch wieder dasselbe Herz von den Freuden des Augenblicks so eingenommen, daß der Abschiedsgedanke zurücktrat. Dieses Mal wußten wir es eigentlich von Anfang an, als unsere Eltern aus Afrika zurückkamen, daß es ein vorübergehendes Zusammensein bedeute. Sie würden wieder hinausziehen in die Missionsarbeit in Afrika und uns alle in Gütersloh lassen. Dieser Gedanke ging durch alle die Zeit der drei Jahre hindurch. Zweimal freilich stieg uns mächtig die Hoffnung auf, unsere Eltern könnten doch vielleicht in Europa bleiben, und wir hätten sie dann immer für uns. Das erstemal war es, als die konfessionellen Streitfragen zu einer Trennung der Ravensberger von der Barmer Mission zu führen schienen. Ich habe oben davon erzählt. Seit dem 25. Oktober 1860 war dieser Gedanke endgültig aufgegeben. — Im Winter 1862—63 erhob sich aber noch einmal mächtig die Hoffnung. In Narva war der alte Pastor Hunnius gestorben, und Onkel Guido, der damals in Narva lebte, vereint mit seinem Freunde, dem Rathsherrn Langky, der auch mit unserem Vater sehr eng befreundet war, und dem alten Waisenhausvater Hahl in Narva, regten den Gedanken an, unseren Vater als Pastor

nach Narva zu berufen. In der Gemeinde fand dieser Gedanke die wärmste Aufnahme, so daß eine Majorität bei der Wahl vollständig gesichert erschien. Es fragte sich nur noch, ob unser Vater auch als Pastor anstellbar wäre, da er ja überhaupt nicht Theologie studiert hatte, sondern nur im Missionsseminar in Barmen ausgebildet war. Soweit ich mich erinnere, wurden auch diese Bedenken ganz behoben, und eine Bestätigung einer eventuellen Erwählung unseres Vaters scheint gesichert gewesen zu sein. Es kam nur noch auf seine Zusage an. So wurde die Wahl in Narva vorgenommen, da man ja wohl einsah, daß man nur mit einer festen Berufung an ihn herantreten konnte. Mit großer Majorität wurde er gewählt. Es scheint mir, daß unsere Eltern stark dazu neigten, einen Ruf anzunehmen, aus Rücksicht auf uns. Aber es müssen auch andere Erwägungen dabei mitgesprochen haben. Es ist mir so, als ob damals mein alter Onkel Georg Ldseviß in Riga sehr dringend zur Annahme des Rufes geraten habe, weil er und andere Missionsfreunde mit großer Energie darauf hin arbeiteten, eine Heidenmission der lutherischen Kirche Rußlands ins Leben zu rufen. Wäre unser Vater nach Narva gekommen, so wäre das für ihn wohl nur ein Übergang gewesen zur Gründung und Leitung einer heimatlichen Missionsgesellschaft. Ich vermute, daß diese Gedanken doch noch viel stärker mitgesprochen haben. Unsere Kinderherzen schlugen in lebhaftester Spannung, wie die ganze Angelegenheit sich entwickeln werde. Natürlich hatte unser Vater auch schon seinen Ravensberger Freunden und der Missionsleitung in Barmen privatim davon Mitteilung gemacht, was für eine weittragende Entscheidung ihm bevorstehe. Mit Pastor Braun hat er sehr viel über diese Frage gesprochen und mit ihm darüber gebetet. Endlich kam die formelle Bokation aus Narva und nun mußte die Entscheidung klar gefällt werden. Sie fiel als Absage! Das Herz unserer Eltern muß in einem schweren Konflikte gewesen sein diese ganze Zeit hindurch. Sie hätten gewiß mit tausend Freuden den Ruf nach Narva angenommen, indem sie an uns und auch an sich selbst dachten. Sie wußten es ja, daß, wenn sie nun nach Afrika zurückkehrten, sie ganz allein gehen müßten. Auch Gita mußte dieses Mal in Deutschland bleiben. Sie hatten auch wohl in diesen Jahren tiefe Einblicke in die Zeit getan, die wir bei Lante Mally verlebt hatten in Bielefeld. Aber auch die materiellen Sorgen um uns waren dieses Mal bei der Trennung sehr viel größer als das erstemal. Denn drei Söhne stand nach wenigen Jahren das Stu-

dium bevor. Woher die Mittel dazu schaffen, wenn die Eltern in die Mission zurückkehrten? Und doch wünschte unser Vater auf jeden Fall, daß wir erst Theologie fertig studieren sollten, ehe wir in den Missionsdienst einträten. Wir sollten, wenn es irgend möglich wäre, nicht im Missionsseminar in Barmen unsere Ausbildung empfangen, um uns eine größere Selbständigkeit innerlich und äußerlich zu sichern. So müssen es außerordentlich schwerwiegende Gründe gewesen sein, welche unsere Eltern bestimmten, den Ruf nach Narva auszuschlagen. Sicher waren es Rücksichten gegen die Hereromission, die den Ausschlag gaben. Gerade im Winter 1862—63 kamen von dort Nachrichten von größter Bedeutsamkeit. Jonker Afrikaner, der große Namahauptling, der die Herero zwanzig Jahre hindurch geknechtet hatte, war gestorben. Zu seinem Sterbebette war Daniel Cloete (sprich Clute), der Pflegesohn und Gehilfe unseres Vaters, der ihn auch 1860—63 in Otjikango (Neu-Barmen) vertrat, gerufen worden. Ob es ihm gelungen ist, dem belasteten Gewissen Jonkers Trost zu bieten, war nicht klar. Nach dem Tode Jonkers hatten die Herero, von dem einzigen noch mächtigen Hererohauptling Kamaharero aufgerufen, sich um diesen gesammelt und einen Befreiungskampf unternommen. Am 3. Juli 1862 war die erste Schlacht auf Otjimbingué, der zentralen Missionsstation des Hererolandes, geschlagen worden. Sie hatte geendet mit einer vollen Niederlage der Nama. Auch Jonkers ältester Sohn Christian, sein Nachfolger, war gefallen. Aber sein Bruder Jan-Jonker, energischer als Christian, war entschlossen, den Kampf weiterzuführen. Er sammelte aus dem Namalande andere Stämme, und es wäre für die Herero doch kaum möglich gewesen, ihren Kampf siegreich durchzufechten, da die Nama in einer weitaus größeren Masse mit guten Feuerwaffen ausgerüstet waren. Da stellten sich zwei Europäer an die Spitze der Herero, der Schwede Andersen und der Engländer Green, ersterer ein Forschungsreisender, letzterer ein Elefantenjäger, beide noble und tapfere Männer, denen das Hererovolk von Herzen leid tat. Für die Mission war es von höchster Bedeutung, daß beide kämpfende Teile, sowohl die Nama, als auch die Herero, die klare Erkenntnis dessen hatten, daß die Herero n i e dazu gekommen wären, einen Befreiungskampf zu unternehmen, wenn nicht die neunzehnjährige Arbeit der Missionare unter ihnen so viele starke Lebenskräfte ihnen zugeführt hätten, die allein dem untergehenden Volke die Fähigkeit gaben, sich noch einmal aufzuraffen, um einen letzten Kampf auf Leben und Tod zu wagen.

Diese Erkenntnis bewirkte denn auch, daß die Nama in den Missionaren ihre eigentlichen Feinde sahen, obgleich kein einziger Missionar irgendwie an der Erhebung der Herero durch Rat oder That beteiligt war. Und die Herero kamen jetzt endlich zur Einsicht, daß ihre Rettung im Christentum liege, dem sie es allein zu verdanken hatten, daß sie überhaupt noch lebensfähig waren. Das schloß ihre Herzen einer tieferen Einwirkung für die Predigt der Missionare auf. In dieser Zeit mehrten sich schnell die Meldungen zum Laufunterricht auf den Hererostationen, so daß man mit Sicherheit auf eine neue Zeit in der Hereromission rechnen konnte, besonders seitdem Andersen und Green die Streitkräfte der Herero von Sieg zu Sieg führten. Andersen wurde zwar in einer Schlacht, als er die Herero zur Erstürmung eines fast uneinnehmbaren Lagers der Nama auf einem Bergplateau führte, schwer verwundet, dennoch siegten die Herero auch in dieser Schlacht. Nun war es von der größten Bedeutung für das Hererovolk, einen unter den Missionaren zu haben, der durch seinen Einfluß imstande wäre, ihren Befreiungskampf dahin zu leiten, daß es eben ein Befreiungskrieg bliebe und nicht in einen Raubkrieg ausartete. Es konnte kein Zweifel sein, daß die gegenwärtig im Hererolande weilenden, noch ganz jungen Missionare einer solchen Aufgabe nicht gewachsen waren. Daher lag für unseren Vater jetzt die schwerwiegende Frage vor, ob er helfen wollte, die Früchte seiner bisherigen Lebensarbeit unter den Herero zu ernten (wenn die Herero in einer dem Worte Gottes freundlichen Entwicklung blieben) oder ob er durch ein Bleiben in Europa die Hereromission der Gefahr aussetzen wollte, zugrunde zu gehen, wenn die Herero eine Eroberungspolitik eingeschlagen hätten, um ein Räubervolk zu werden, wie einst Jonker Afrikaner mit seinem Stamme es geworden war, nachdem die Mission bei ihm schon in Blüte gestanden hatte.

So wurde der Ruf nach Narva abgelehnt, und damit war für uns besiegelt, daß unsere Eltern nach Afrika zurückkehren würden.

Wir Kinder sahen der bevorstehenden Trennung anders entgegen als vor acht Jahren. Wir empfanden ja viel deutlicher als damals, was wir an unseren Eltern hatten. Die letzten drei Jahre waren uns so reich an Liebe, so voll von Glück gewesen Tag für Tag, daß wir dadurch auch ein viel tieferes Empfinden dafür hatten, was wir aufgeben mußten. Aber andererseits war doch auch uns klar, daß unser Leben ein lichteres sein werde als nach dem ersten Abschiede

der Eltern. Pastor Braun sollte unser unmittelbarer Vormund sein, an den wir uns in allen Dingen wenden durften. Und wir hatten zu keinem Menschen in der Welt, nächst unseren Eltern, ein solches Vertrauen, wie zu ihm. Wir arbeiteten aber auch nun alle auf ein bestimmtes Ziel hin: nämlich auch in die Mission zu gehen. Das alles gab uns mehr inneren Halt. Aber freilich darüber waren wir uns auch klar, daß bei dem im Hererolande ausgebrochenen Kriege und bei der offen proklamierten Absicht der Nama, sämtliche Hereromissionsstationen zu vernichten und alle Hereromissionare zu töten, es für uns einen sehr ernststen Abschied bedeute, vielleicht auf Nimmerwiedersehen für dieses Erdenleben. Wir haben die letzten Monate versucht auszunutzen, soviel wir nur irgend konnten, um mit unseren Eltern zusammen zu sein. Freilich wurde unser Vater zu Missionsfesten den ganzen Sommer hindurch eingeladen. Dazu mußte er noch Extrareisen machen wegen der Ausrüstung der auszusendenden Kolonistenbrüder. Er mußte auch nach Bremen in diesem Sommer, und Bremer Kaufleute waren es (namentlich Herr Viëtor), die zur bevorstehenden Ausendung ein ihnen gehöriges Segelschiff unter sehr günstigen Bedingungen zur Verfügung stellten. Der Abgang des Schiffes aus Bremerhaven war auf den 8. oder 9. Oktober festgesetzt, — damit war auch der 5. Oktober als allerletzter Termin des Abschieds für uns von den Eltern bestimmt. Für den letzten Monat, den September, wollte unser Vater durchaus keine Einladungen zu Missionsfesten mehr annehmen. Und er hatte ein Recht dazu, denn in den drei Jahren seit 1860 hatte er auf vielen Hunderten von Missionsfesten gepredigt. Aber immer noch kamen dringende Bitten. Zwei im Ravensbergischen konnte er nicht absagen. Da machte er die Bedingung, daß er mit der ganzen Familie kommen dürfe. Diese Bedingung wurde mit Freuden angenommen. So fuhren wir zuerst nach Wallenbrück zu Pastor Zellingshaus. Aus Gütersloh per Bahn nach Bielefeld und von da in einer großen, festen Glaskutsche mit zwei starken Bauernpferden davor nach Wallenbrück. Es war ein regnerischer Tag, der Weg kotig und schwer. Aber in der Kutsche war es schön behaglich und trocken, und daß es langsam vorwärts ging, das grämte uns alle nicht, — wir waren ja um so mehr Zeit ganz unter uns. In Wallenbrück wurden wir sehr liebevoll aufgenommen, auch gerade wir Kinder. Man hatte vielleicht die Empfindung, daß man uns so kurz vor dem Abschied das Alleinsein mit den Eltern nicht hätte schmälern sollen. — Am Sonntag morgen war

blauer Himmel und Sonnenschein, freilich etwas bleicher, der auf Regen deutete, aber es war doch möglich, den Gottesdienst hinter der Kirche auf dem grünen Kirchenplatz zu halten, da so viele Menschen gekommen waren, daß nur der kleinste Teil in der Kirche Platz gehabt hätte. Tiefen Eindruck machte es auf mich, wie die Tausende bei den Gebeten niederknieten, am tiefsten aber, als sie alle mit lauter Stimme das Glaubensbekenntnis bekannnten. Dann fuhren wir nach Erter, einer kleinen Pfarre in den Ausläufern des Wesergebirges. Der junge Pastor war ein so allerliebster Mensch, daß er uns Kindern gleich das Herz abgewann. Am Sonnabend abend setzte sich der junge Pastor mit mir und Gita ans Klavier und sang mit uns eine Menge Lieder, er mit einer wunderschönen Stimme. Am tiefsten bewegte mich damals, dessen erinnere ich mich ganz genau, das Lied: „Ringe recht, wenn Gottes Gnade dich nun ziehet und bekehrt“, das wir vom Anfang bis zum Ende durchsangen.

Nun hatten wir Ruhe, die letzten Wochen der Herbstferien ganz still mit unseren lieben Eltern zusammen zu verleben. Freilich waren sie vielfach ausgefüllt vom Paden und Auflösen des Hausstandes. Und das ist ein ganz anderes Paden, wenn es nach Afrika geht. Alle Kisten mit wertvollem Inhalt, der durch Seewasser verderben kann, waren mit Einsätzen von Blech wasserdicht gemacht, andere wenigstens mit Wachsstück fest ausgeschlagen. An der Walfischbai gab es ja keinen Anlegeplatz für die Schiffer, sondern alle Gepäcksstücke wurden in Booten ans Ufer gebracht und mußten dabei oft durch eine heftige Brandung hindurchgeschafft werden. Manche Kiste fiel auch einfach ins Wasser. — Unsere Wohnung blieb aber doch bis zum letzten Tage wohnlich, weil wir ja die Möbel zum größten Teil von guten Freunden hatten. Und was verkauft war, ließ man auch bis nach der Abreise unserer Eltern. Über den Verbleib von uns Kindern war auch alles sehr freundlich geordnet durch Gottes Güte. Josi wurde von dem Buchhändler Herrn C. Bertelsmann und seiner Frau, die nur eine Tochter hatten, ganz als Kind ins Haus aufgenommen. Hugo und ich sollten wieder zu Lante Mally kommen, die nun hoffte, an uns eine Stütze zu haben gegenüber einer Reihe jüngerer Pensionäre. Sie berechnete eine ganz geringe Pension von 90 Talern im Jahr, mit Einschluß aller Freizeiten. Freunde der Mission in Rußland hatten unserem Vater zugesagt, daß sie für uns sorgen würden. Gita sollte von Herrn Ferdinand Bartels und seiner Frau Marie aufgenommen werden; wohlhabenden Seidenfabrikanten. Sie

nahmen Gita ganz an Kindesflatt auf, obgleich sie selbst schon mehrere Kinder hatten. Zwischen den drei Häusern war abgemacht, daß wir vier Geschwister jeden Sonntag mittag und nachmittag, auch wohl den Abend, wenn es anging, abwechselnd in einem der Häuser beisammen sein sollten. Späterhin kam es darauf heraus, daß wir abwechselnd bei Bertelsmanns und Bartels' beisammen waren.

Nun schlossen die Herbstferien, die Schule begann am 1. Oktober. Am Abend des 3. Oktober saßen wir Kinder mit unseren Eltern, wie alle diese letzten Abende, in der guten Stube ganz eng zusammen nach vollbrachtem Tageswerk. Zum Sprechen wurde das Herz uns von Tag zu Tag immer mehr zu schwer. Unsere lieben Eltern mußten ihren eigenen Schmerz noch überwinden, um uns aufzurichten. Sie suchten uns noch so manches gute Wort zu sagen. Zum gemeinsamen Lesen der heiligen Schrift für jeden Tag wurde eine genaue Ordnung festgestellt. Da klang mit einem Male aus unserem kleinen Gärtchen Quartettgesang durch die geöffneten Fenster herein: „Es ist bestimmt in Gottes Rat, daß man vom liebsten, das man hat, muß scheiden. Wiewohl doch nichts im Lauf der Welt, dem Herzen, ach, so sauer fällt, als Scheiden.“ Das brachte unsere übervollen Herzen zum Überströmen. Wir umfaßten einander mit aller Kraft, als wollten wir einander nie loslassen und könnten so dem Scheiden entgehen. Und aus aller Augen strömten die Tränen in wortlosem Schmerz, — ohne Schluchzen, ohne Ton flossen die Tränen unaufhaltsam. Und doch war der Gesang, der unseren Schmerz so entfesselte und alle Selbstbeherrschung auflöste, eine wirkliche Wohlthat für uns alle. Er brachte zum Ausdruck, was unsere Herzen zum Zerspringen erfüllte, und wofür wir nicht wagten, einen Ausdruck zu suchen. Und damit löste sich die Bitterkeit des Wehs unserer Herzen in tiefe Wehmut. — Was sie noch sangen, das weiß ich nicht mehr; drei Lieder waren es im ganzen. Mir klangen immerfort die Worte und Töne vom Scheiden, ja Scheiden, im Herzen weiter. Und noch heute, wenn ich dieses Lied singen höre, so steigt jedesmal jener Abend in meinem Gedächtnis auf, und der Abend des 5. Oktober, als das Scheiden wirklich da war mit seinem ganzen Leid. Und noch heute kann ich an jene Abende nicht denken, ohne daß die Tränen wiederkommen.

Am ehesten faßte sich unser Vater. Er stand auf, eilte hinaus, um den Sängern zu danken. Es war unser lieber alter Gesanglehrer Herr Goeder mit einem Quartett von Primanern und Obersekun-

danern, die unseren Eltern ein Zeichen ihrer Liebe und ihres Mitempfindens hatten geben wollen.

Unsere lieben Eltern hatten beschlossen, den letzten Tag nicht mit uns in Gütersloh zu verleben, um ihn wirklich ganz allein mit uns verbringen zu können, und um ganz allein von uns den letzten Abschied nehmen zu dürfen. So hatten sie in Herford in einem Hotel dicht neben dem Bahnhof zwei Zimmer bestellt für den 5. Oktober. Dort wollten sie vom Morgen zehn Uhr bis zum Nachmittag um fünf Uhr mit uns allein sein. Wir waren tief dankbar dafür. Da kam aus Detmold eine Anfrage der Fürstin Elisabeth, ob es wohl möglich sei, daß sie unsere Eltern noch einmal sehen und von ihnen Abschied nehmen könne. Da war ja eine Ablehnung unmöglich. So wurde ihr geantwortet, daß wir am 5. Oktober in Herford im Hotel sein würden von zehn bis fünf Uhr, und der Fürstin vorgeschlagen, dorthin zu kommen, weil eine Reise nach Detmold für unsere Eltern unmöglich sei. Sie antwortete, sie würde um ein Uhr in Herford eintreffen.

Am 4. Oktober hatten wir unsere letzte Abendandacht mit unseren lieben Eltern in dem Heim, das uns über zweieinhalb Jahre unsagbares Glück gegeben hatte, das Paradies unserer Kindheit. Unter Tränen sind wir an diesem Abend eingeschlafen.

Früh am Morgen des 5. Oktober mußten wir heraus; mit dem ersten Zuge fuhren wir nach Herford. Beim Hause und am Bahnhof gab's noch vielen Abschiednehmenden die Hand zu drücken. Wie schön war es, daß wir nicht hier mitten unter den anderen Abschied zu nehmen hatten.

In Herford kehrten wir ein. Unsere Eltern hatten wohl alles schon vorbereitet, um auch diese letzten Stunden so auszukaufen, daß sie nicht mit Schmerzgefühlen erfüllt wären. Um ein Uhr ganz präzise rollte der Landauer der Fürstin Elisabeth mit einem schönen Viererzug vor das Hotel. Uns Kinder interessierte es doch gewaltig, trotz allem Kummer dieses Tages, die Fürstin zu sehen. Sie war wunderbar freundlich gegen uns, bat uns Kinder, wir möchten ihr verzeihen, daß sie uns das letzte Weisammensein mit den Eltern störe, und bestand darauf, daß wir im selben Zimmer blieben, ganz nahe bei den Eltern. Sie war so zart und taktvoll, nur etwa eine halbe Stunde bei uns zu bleiben, nahm dann herzlichen Abschied von unseren Eltern, reichte auch jedem von uns Kindern freundlich die Hand und dankte mir noch ganz besonders, daß ich ihr mein Bild von meiner Mutter ab-

getreten hatte einige Tage vorher, als sie um das Bild bat und keines mehr vorrätig war.

Dann kam der letzte Mittag. Ach, das Essen wollte kaum mehr genossen werden. Um vier Uhr hielt unser Vater mit uns die letzte Andacht. Wir knieten alle miteinander nieder zum Gebet, und unsere lieben Eltern segneten uns, während wir vor Weinen kaum mehr etwas vernehmen konnten. Dann kam das Abschiednehmen, weil auf dem Bahnhof ja nur ein kurzer Augenblick dafür blieb. Kurz vor Ankunft des Zuges waren wir auf dem Bahnsteig, da brauste schon der Zug herein. Noch ein heißes, letztes Umarmen und Sichlosreißen, ein letztes Winken, — und fort, hinaus nach Bremen zu eilte der Zug.

Wir standen allein auf dem Bahnhof, ganz dicht aneinander gedrängt. Gita, unser Schwesterchen, das zum erstenmal im Leben diesen Schmerz durchmachte, in unserer Mitte. Dann lehrten wir zum Hotel zurück, um noch eine halbe Stunde in dem Zimmer zu sein, wo wir eben noch unsere Eltern bei uns hatten. Bald mußten wir wieder zur Bahn und um sieben Uhr kamen wir in Gütersloh an, wo freundliche, liebe Menschen uns empfangen. Nun kam noch ein Abschiednehmen, ein heißer Schmerz, — da wir nun auch uns voneinander trennen mußten. Wir hatten kein Heim mehr! Das war das Weh dieses Augenblicks.

In Bremerhaven sangen unsere Eltern mit den Missionsgeschwistern, die mit ihnen ausgesandt wurden, nach drei Tagen, als das Schiff vom Ufer sich löste und der Schlepddampfer es die Weser hinabführte:

Mein Leben ist ein Pilgerstand,
Ich reise nach dem Vaterland,
Nach dem Jerusalem, das droben
Gott selbst als eine feste Stadt
Aufs Bundesblut gegründet hat.
Da werd' ich meinen Gott stets loben.
Mein Leben ist ein Pilgerstand,
Ich reise nach dem Vaterland.

Viertes Kapitel.

Die letzten dreieinhalb Jahre in Gütersloh.

Das Ende der Schulzeit (Oktober 1863 bis Ostern 1867).

I. Im Hause.

Bruder Hugo und ich kehrten wieder zurück in die Pension zu Tante Mally. Und es war so ohne Zweifel am besten. Wir hatten doch hier noch am ehesten das Gefühl nicht fremd zu sein. War doch auch Tante Mallys Heim dasjenige, in welchem wir unsere Eltern zuerst wiedergesehen und das erste halbe Jahr mit ihnen verlebt hatten. Sie empfing uns mit wirklicher Liebe und Teilnahme, und auch die Kameraden im Hause waren alle freundlich gegen uns. Unsere Stellung zu Tante Mally war ja nun eine wesentlich andere als in früheren Jahren. Es war so geordnet worden, daß wir beide jeder zweieinhalb Silbergroschen Taschengeld in der Woche bekamen. Das machte im Jahre etwa dreizehn Mark aus für jeden. Uns erschien das als ungeheures Kapital. Jedenfalls konnten wir damit schon Briefe absenden. Wir brauchten auch nicht über jeden Pfennig Tante Mally Rechenschaft abzulegen, wenn wir auch entschlossen waren, keine überflüssigen Ausgaben zu machen. Unsere Briefe wurden natürlich nie mehr durchgelesen, und auch die Briefe unserer Eltern gestalteten sich so, daß wir allgemein interessierende Nachrichten in solchen gemeinsamen Briefen bekamen, welche eventuell auch vorgelesen werden konnten, während alles Persönliche in besonderen Briefen enthalten war. Und schließlich hatten wir an Pastor Braun einen Rückhalt. Das alles gab uns ein selbständigeres Gefühl. Dazu kam, daß wir einen tiefen Eindruck bekommen hatten von der Persönlichkeit unserer Eltern, so daß wir immer in einer lebendigen Verbindung mit ihnen uns stehend fühlten. Wir hatten sie nun doch mit vollem Bewußtsein kennen gelernt und ihre Gedanken und ihr Leben in uns aufgenommen. Unsere Eltern hatten nichts von der,

ich möchte sagen puritanischen, Art Tante Mallys. Sie waren uns jetzt das Ideal als Menschen und als Christen geworden mit ihrem liebevollen und dabei fröhlichen Wesen. Und daß unsere Eltern bei hoch und niedrig in gleicher Weise geehrt und geliebt waren, bei Gebildeten und Ungebildeten ohne Unterschied, daß man uns um unserer Eltern willen mit Liebe und Freundlichkeit entgegenkam, gab uns das Gefühl, daß viele Menschen für unser Ergehen Teilnahme hatten. — Es ist wahrscheinlich, daß dieser Gedanke uns auch mit einem gewissen Stolz erfüllte. Tante Mally warf uns denn auch manches Mal, wenn sie sich über uns ärgerte (wozu wir ihr auch wirklich Veranlassung gegeben haben) vor: „Ihr Hahns-Zungen seid die allerhochmütigsten von allen Schülern.“ Im allgemeinen aber standen wir uns doch ganz gut mit Tante Mally und bemühten uns auch, ihr in der Pension eine Stütze zu sein. Dennoch kam es auch zu Konflikten hin und wieder, aber selten. Tante Mally liebte es offenbar, während unserer Arbeitsstunden am Nachmittag uns still zu beobachten durch das Schlüsselloch ihrer Schlafzimmertür. Sie war einige Mal überrascht worden dabei, wenn wir sie auf der Lauer mutmaßten und einer dann plötzlich, unerwartet ihre Tür öffnete. So hatte sie eines Tages uns sichern gehört beim Lernen und erkannte mich, weil ich in gerader Linie vor dem Schlüsselloch saß. Plötzlich erschien sie mit zorngerötetem Angesicht in der Tür und steuerte direkt auf mich los. Ich ahnte nichts Gutes und sprang vom Stuhl auf. Dabei konnte ich den einen Stiefel, den ich ausgezogen hatte, nicht mehr anziehen. Tante Mally rief mich heran und hätte, nach der Größe ihres Zornes zu schließen, wahrscheinlich versucht, mir eine Ohrfeige zu geben, obgleich ich schon Obertertianer oder Untersekundaner war. Ich hielt es deshalb für geraten, mehr als Armeslänge von ihr mich entfernt zu halten. Als ich trotz ihrer Forderung nicht näher kam, sondern langsam rückwärts retirierte, machte sie ganz plötzlich einen Vorstoß gegen mich, aber ich zog mich auf die andere Seite des mitten im Zimmer stehenden Tisches zurück. Auf's höchste erregt, forderte sie sofortiges Herantreten, was ich aber ablehnte, so daß sie nun versuchte, mir nachzusetzen, natürlich ohne Aussicht auf Erfolg. So ging es um den Tisch herum, zum bemerkbaren Vergnügen der anderen Jungen. Da entdeckte Tante Mally meinen ausgezogenen Stiefel, ergriff ihn und schleuderte ihn über den Tisch hinüber nach meinem Kopf, aber ohne zu treffen. Durch diese Gewalttat kam sie aber wohl selbst zu sich und zog sich zurück, mit der

Drohung an der Thür, sie werde über mich bei Pastor Braun Klage führen. Das war keine angenehme Aussicht, denn ich hatte die deutliche Empfindung, meinerseits die Sache bis auf die Spitze getrieben zu haben. Am anderen Morgen bestellte denn auch Pastor Braun mich und Hugo zu sich und ermahnte uns, aber in sehr freundlichem Ton, Lante Mally nicht zu reizen. Wir sollten es doch auch bedenken, daß eine Frau es im Leben viel schwerer habe, als ein Mann. Sie habe die täglichen kleinen und großen Sorgen für das leibliche Wohl des ganzen Hauses und dabei gehe es an manchen Tagen nicht ab ohne allerlei Verdruß, etwa mit Dienstboten oder Kaufleuten oder dergleichen. Da müßten die eigenen Hausgenossen es der Hausfrau nicht noch schwerer machen. Und wenn sie auch einmal von der Heftigkeit sich hinreißen lasse, so müßten wir vielmehr im Gegenteil uns recht Mühe geben, dies nicht selbst zu veranlassen. Ich muß sagen, daß mir von dieser Stunde an erst ein Verständnis dafür aufgegangen ist, wie viel leichter es doch meist die Männer im Leben haben als die Frauen; wie viel mehr geistige Anregung ihnen i h r e Arbeit gibt, als den Frauen die ihrige. Und so hat diese Ermahnung auch für viele Fälle im späteren Leben und in der Seelsorge mir den Weg zum Verständnis für die Frauen und ihre Lebensschwierigkeiten gebahnt.

Noch einen anderen Konflikt muß ich hier erwähnen, bei dem ich ebenfalls einen großen Teil der Schuld trug. Lante Mally war durchaus eine gute Wirtin. Natürlich mußte sie sparsam sein, um bei dem geringen Pensionspreis, den sie nahm, auskommen zu können. Sie nahm nur 90 Taler im Jahr von uns und ihren Verwandten und 120 Taler von fremden Pensionären. Und dafür sollte Miete, Kohlen, Dienstboten, Wäsche, Beleuchtung und Ernährung bezahlt werden. Sie mußte denn auch die große Kunst der Wirtschaft üben, n i c h t s umkommen zu lassen und alle Reste zu verwerten. Da ist es denn nicht zu verwundern, wenn auch einmal etwas altgewordenes Fleisch noch zur Verwendung kommt. Ich kann mich nur eines einzigen derartigen Falles erinnern. Wir bekamen zu Mittag an einem Sonnabend Koteletten mit Gemüse und Kartoffeln. Lante Mally hatte aber zu dem frischen Fleisch eine gewisse Quantität alten Bratensfleisches hinzugetan, das schlecht geworden war. Die Koteletten waren in der That dadurch g a n z verdorben und stark riechend, sobald man sie durchschneidet. Lante Mally saß mit sorgenschwerer Miene mitten am Tische und nahm sich zuerst vor,

dann der Reihe nach bekamen wir alle vorgelegt. Als der Erste seine Kotelette öffnete, zog ein unheilvoller Duft über den Tisch und erregte die Gemüther zur Unzufriedenheit. Als ich meinen Teller bekam, hatte ich die Unverschämtheit, statt einfach die Koteletten liegen zu lassen, beide quer durchzuschneiden und breit alle vier Hälften nebeneinander zu legen. Furchtbare Dünste entstiegen meinem Teller, — vielleicht hatten auch gerade meine beiden Koteletten den größten Theil des schlechtgewordenen Fleisches in sich. Jedenfalls verdarb ich nicht nur mir selbst den ganzen Appetit, sondern auch allen meinen Nachbarn, so daß wir alle nicht essen konnten. Tante Mally, mit Recht über mich tief erzürnt, sandte mir verderbend drohende Blicke aus ihren Augen zu, war aber doch selbst durch das Mißlingen ihrer Wirtschaftskunst an diesem Tage so deprimiert, daß sie öffentlich nichts zu sagen vermochte. Nachher bekam ich aber eine gewaltige und wohlverdiente Kopfwäsche mit dem Thema: das Fleisch sei gar nicht schlecht gewesen, denn sie, Tante Mally, habe es gegessen und ganz gut gefunden; es sei nur etwas alt gewesen. Aber wir „Hahns-Zungen“ wollten es aufs allerbeste haben und sollten doch bedenken, was für Enttäuschungen unsere Eltern in Afrika durchzumachen hätten ohne Murren und Klagen. Und selbst wenn das Fleisch schlecht wäre einmal, so brauchten wir doch nicht mit solcher Unverschämtheit vor allen Jungen am Tische es breit zu machen. Vor allen Dingen machte der Hinweis auf unsere Eltern einen tiefen Eindruck auf uns. Ob wir aber gleich um Verzeihung gebeten haben, wie ich wenigstens es hätte tun sollen, das weiß ich nicht sicher zu sagen.

Ich erinnere mich aber außer diesen beiden Fällen keiner eigentlichen Konflikte mit Tante Mally. Vielmehr erscheint mir das Leben in ihrem Hause in den letzten Jahren durchaus in einem freundlichen Lichte; ja, unser Verhältnis zueinander wurde immer mehr ein vertrauensvolleres, so daß wir doch in der letzten Zeit uns nach Möglichkeit zu Hause bei ihr fühlten. Kleine vorübergehende Trübungen sind ja natürlich hin und wieder auch vorgekommen, schwanden aber von Jahr zu Jahr immer mehr. Wir avancierten auch allmählich im Hause, wechselten unsere Schlafzimmer. Unser Arbeitszimmer blieb zwar zunächst noch das gemeinsame Speisezimmer. Als aber der älteste Nefte von Tante Mally, Karl Goeder, das Haus verließ, wurden wir beide in das bei uns am höchsten geachtete Zimmer versetzt. Daselbe lag zwei Treppen hoch, da, wo die Schlafkammern

lagen. Es war ein hübsches Zimmer mit zwei Fenstern, nach Nordost gelegen, mit einem weiten, freien Blick über die ganze Umgegend, da unser Haus ja nach Norden das letzte Haus der Stadt war. Am Horizont zog sich der Teutoburger Wald hin in einer Entfernung von 12—16 Kilometern. Noch eben steht mir der schöne weite Blick aus unseren Fenstern vor den Augen und ich gedenke mit Freude der schönen Zeit, die wir in diesem Zimmer verlebt haben. An unser Wohnzimmer stieß unser Schlafzimmer, so daß wir im kalten Winter es uns erlauben konnten, am Abend vor dem Schlafengehen die Tür zwischen beiden Zimmern zu öffnen und unsere Kammer etwas zu erwärmen. Damit hatten wir einen großen Vorzug vor allen anderen Pensionskameraden. Freilich in der Nacht, sobald unser eiserner Ofen erloschen war, sank die Temperatur ja wieder auf Frost und wir haben manchemal festes Eis auf unserer Waschschaale am Morgen gehabt, und die Wände des ganzen Schlafzimmers, auch die Bettdecken, waren mit glitzerndem Reife bedeckt.

Unsere beiden Zimmer waren auch der Kontrolle Tante Mallys ganz entrückt, da wir nun eine Treppe höher lebten, so daß wir auch am Morgen nicht mehr ihre Tür zu passieren hatten beim Hinabsteigen auf der Treppe. Wir haben aber das uns damit bewiesene Vertrauen in keiner Weise mißbraucht, sondern standen regelmäßig und gewissenhaft auf und gingen eben so zeitig wie alle anderen schlafen. In diesem unserem oberen Arbeitszimmer hatten wir auch jeder ein Arbeitspult, außer unserem Tisch. Wenn wir bei Lampenlicht arbeiten mußten, so saßen wir natürlich gemeinsam am Tische bei e i n e r Lampe. Sobald es heller wurde im Jahre, das ganze Sommersemester hindurch, arbeiteten wir aber stehend am Pult. Da die Pulte verschließbar waren, so hatten wir auch die Möglichkeit, die Briefe von den Eltern und an die Eltern ganz für uns zu behalten ohne Einblicke fremder Augen. — Diese beiden Zimmerchen oben im Schlupmannschen Hause waren uns wie ein kleines eigenes Heim, und ich habe sie seit der Trennung von meinen Eltern lieber in der Erinnerung als irgend ein Zimmer, bis ich mit eurer Mama zusammen mein eigenes Heim in Wolde bezog.

Mit unseren Kameraden im Hause lebten wir in gutem Einvernehmen. Eduard Goeder aus Holtrup war mein spezieller Klassenkamerad und daher uns intimer, besonders, da wir ja schon seit den ersten Jahren in Bielefeld 1855—57 ihn kannten von Besuchen in Holtrup. Er war ein guter Junge, der auch von seiner Wurst, die

er von Hause mitbrachte, mir mittheilte zum Frühstück. Das ist für einen Schuljungen ein starker Beweis von Freundschaft. Eduard schlief, wie die meisten unserer Kameraden, unter Federpfühlen, während wir, Hugo und ich, nie anders als unter wattierten Decken geschlafen haben nach dem ausdrücklichen Wunsche unserer Eltern. Eduards Pfühl war aber besonders groß. Als jüngstem Sohne hatte ihm seine Mutter wohl noch einige Pfund mehr von ihren Gänsefedern in sein Pfühl gesteckt. Und trotz dem fror Eduard zu unserer Belustigung manchmal, worüber wir ihn tüchtig neckten. An einem Abend klagte er mir wieder seine Not, als er sich hineingelegt hatte: „Hahne, ich friere.“ „Edward, ich werde dir helfen“, war meine Antwort. Ich deckte ihm seine Kleider auf. „Hahne, ich friere noch immer.“ Das reizte meine Necklust. Er hatte seinen Kopf bis auf seine blaurote Nase ganz unter sein Pfühl gezogen und merkte nichts. Mit Hilfe eines anderen Kameraden hob ich eine kleine Kommode voll Wäsche auf und legte sie ihm oben auf sein Pfühl drauf. „Na, Edward, nun schlaf wohl, — jetzt wirst du nicht mehr frieren“, lachte ich. „Au, Hahne, du bist ein ganz gemeiner Mensch“, stöhnte Eduard unter der Kommode, während wir beide Übeltäter schleunigst entwischt waren und an der halboffenen Thür uns über Eduards vergebliche Bemühungen amüsierten, sich von der Last zu befreien. Schließlich kamen wir wieder herein und fragten ihn, ob er's nun warm habe, so daß man ihn leichter zudecken könne? Eduard grollte uns natürlich, — aber am anderen Tage war unsere Freundschaft die alte.

Ein Erlebnis aus unserer Pension ist aber von tiefer Einwirkung auf uns alle geblieben; es war der Tod eines Pensionskameraden, Otto Clostermeyer. Otto war etwa 2—3 Jahre jünger als ich. Alle im Hause hatten ihn gern, weil er ein immer freundlicher, gefälliger Junge war, — nie sich zankte und stritt, in der Schule fleißig. Er war zart von Konstitution. Im Sommer 1866, als der preussisch-österreichische Krieg eben ausgebrochen war, Ende Juni, trat — die Donau heraufkommend, durch Osterreich — die Cholera auf dem Kriegsschauplatz auf. Durch die kriegsgefangenen Osterreicher wurde die furchtbare Seuche auch ins preussische Heer eingeschleppt, aber auch in viele Orte in Preußen, wohin Kriegsgefangene kamen. — Damals kannte man ja viel weniger das Wesen der Cholera und war über ihre Behandlung und über die Art und Weise, wie sie ansteckt, noch ganz im Unklaren innerhalb der ganzen medizinischen Welt.

Nur soviel war klar, daß sie zu den ansiedendsten und zugleich mörderischsten Krankheiten gehörte. Als die Nachrichten von der rasch um sich greifenden Verbreitung der Krankheit in Böhmen im Heere kamen, ging ein jäher Schrecken durch das ganze Land, und ohne Zweifel fürchtete man in Preußen nach den ersten großen Siegen von Gitschin bis Königsgrätz jetzt viel mehr die Cholera als die Oesterreicher. Sie rückte auch gegen Westfalen vor. Allgemein war in jeder Stadt die bange Erwartung: „Kommt sie auch zu uns?“ Gütersloh war zwar noch nie von der Cholera heimgesucht worden. Damit trösteten wir uns einigermaßen. Aber einzelne Menschen hatten doch vor ihr eine unheimliche Angst. Zu ihnen gehörte Otto Clostermeyer. Er sprach es manchmal aus, wenn täglich die Zeitungsnachrichten kamen von den Fortschritten der Cholera, daß er eine furchtbare Angst vor ihr habe. Wir suchten ihm diese Furcht auszureden. Schon war die Krankheit bis nach Lippstadt, acht Stunden Weges von Gütersloh entfernt, vorgedrungen. Dort schien sie halt zu machen, man hörte nicht von weiterer Verbreitung nach Norden, nach Gütersloh zu.

An einem Mittwoch, im Anfang August, kamen wir um elf Uhr aus der Schule und um zwölf Uhr setzten wir uns zu Tisch. Ich erinnere mich noch genau des Mittags. Zuerst gab es Bouillon mit Gries darin, darnach Koteletten mit Mohrrüben. Wir waren alle fröhlich und besprachen Spaziergänge, die wir am freien Nachmittage unternehmen wollten. Da stand plötzlich Otto Clostermeyer vom Tisch auf und ging hinaus. Es hieß, er habe draußen erbrochen. Keiner dachte an etwas Besonderes. Nachher hörten wir, er habe sich aufs Bett gelegt.

Wir gingen alle aus, machten weitere Spaziergänge, und als ich um vier Uhr zum Kaffee nach Hause kam, sah ich nach Otto, — fand ihn auf dem Bette liegend, anscheinend ziemlich munter. Als ich noch am Kaffeetisch saß, mit den anderen Kameraden plaudernd, kam einer von ihnen, der eben erst nach Hause gekommen war, herein und sagte: „Sieht der Otto aber scheußlich krank aus!“ — „Wieso?“ antworteten wir anderen alle; „er sieht ja ganz aus wie sonst“. — „Nein!“ erwiderte der andere, „sein Gesicht ist ja ganz eingefallen, die Augen tief.“ — Nun lief ich hinauf und fand Otto im Bett liegend, ausgekleidet und allerdings schrecklich verändert im Laufe einer halben Stunde. Es waren heftige Durchfälle mit schrecklichen Schmerzen eingetreten. Da ich an diesem Tage weniger zu lernen hatte, als die anderen Kameraden (ich hatte schon vorausgearbeitet), so blieb ich

zur Pflege bei Otto, den ich gern hatte. Nun folgten schreckliche Stunden. Der alte Kreisarzt war gerufen und gab seine Verordnungen. Der arme Kranke war von furchtbarem Durste gequält; aber es wurde aufs strengste angesagt, ihm höchstens alle halbe Stunde einen oder zwei Leelöffel voll gekochten Wassers zu geben. Eine geradezu grausame Vorschrift bei dem wahrhaft verzehrenden Durste, — und obendrein eine mörderische Vorschrift, da die Tödllichkeit der Cholera wesentlich darin besteht, daß alle Wasserteile des Blutes in den unaufhörlichen Durchfällen aus dem Körper ausgeschieden werden, so daß das Blut so dick und schwerflüssig wird, daß das Herz erlahmt. Aber damals behandelte man so die Cholera. Der Arzt war sich wahrscheinlich der großen Lebensgefahr Ottos klar bewußt, denn er ordnete an, daß seine Eltern telegraphisch benachrichtigt und herbeigerufen würden, was in damaligen Zeiten sehr ernst zu nehmen war.

Ich blieb nun bei Otto, half ihm bei den immer wiederkehrenden Durchfällen auf den Nachtstuhl, legte ihn dann wieder ins Bett, massierte ihm bei den immer schrecklicher werdenden Wadenkrämpfen die Beine. Die Waden wurden jedesmal steinhart, die Beine an den Knien in die Höhe gezogen, nur starkes Massieren brachte Linderung, und Umwickelungen mit heißen Flanelltüchern. Beim Erbrechen und Würgen hielt ich ihm den Kopf und reichte ihm den Eimer oder die Schale; und bei alledem hatte der Arzt nicht das allergeringste angeordnet vom Waschen oder gar Desinfizieren der Hände nach all diesen Hilfeleistungen. So war ich, ohne es zu ahnen, im höchsten Maße der Ansteckung ausgesetzt; aber es kam mir auch nicht einmal der Gedanke daran. Die furchtbaren Schmerzen und Qualen Ottos nahmen mich viel zu sehr in Anspruch. Zuweilen kam auch einer der Kameraden, um zu helfen, besonders, als um halb sieben Uhr die Arbeitsstunde vorüber war. Aber auch dann blieb ich ganz bei Otto. In den Pausen zwischen den Krämpfen fragte er, ob die Eltern bald kommen könnten. Um fünf Uhr war telegraphiert; so konnten sie im besten Falle mit dem Abendzuge gegen sieben Uhr ankommen, da sie eine Stunde Fahrt hatten. Aber es fragte sich, ob die Eltern zu Hause gewesen waren bei der Ankunft des Telegramms, besonders der Vater, ein beschäftigter Arzt. In der That war er gerade vor Ankunft des Telegramms zu einer Krankenfahrt aufs Land, eine Stunde entfernt, gerufen worden. Der Depeschenträger war ihm begegnet und hatte ihn anrufen wollen auf der Straße,

aber es unterlassen, da er ja nicht wußte, was im Telegramm stand. Die Doktorin hatte aber als eine sehr schüchterne Frau nicht gewagt, ohne den Mann zu fahren. Der Abendzug kam in Gütersloh an; — der arme Otto, dessen Kräfte von Viertelstunde zu Viertelstunde zusehends abnahmen, war tief betrübt, daß die Eltern nicht gekommen waren. Gegen acht oder neun Uhr abends kam ein Telegramm, daß die Eltern in der Nacht mit einem Güterzuge ankommen würden. Otto fühlte selbst, daß er wohl die Eltern kaum mehr sehen werde. Sein Aussehen war schon das eines Sterbenden. Ich hatte zwar noch nie einen Menschen sterben sehen, aber doch von der sogenannten facies Hippocratica gehört, den immer spitzer und scharfer werdenden Zügen. Es war klar, daß diese immer mehr auf Ottos Gesicht sich auszüprägen begannen. Das Gesicht war totenbleich, die Lippen ganz bläulich, die Augen tief eingesunken, die Nase scharf und spitz geworden, der Körper mit kaltem Schweiß bedeckt. Immer noch kamen die furchtbaren Wadenkrämpfe und Schmerzen im Unterleibe mit Durchfällen. — Gegen neun Uhr kam Pastor Braun, der benachrichtigt worden war. Er erkannte gleich den ganzen Ernst der Lage und bereitete Otto sanft und freundlich auf sein Ende vor. Otto verstand ihn noch ganz gut. Unter Pastor Brauns Gebeten wurde Otto stiller. Um halb zehn Uhr trat das letzte Stadium der Krankheit ein. Die Krämpfe und Durchfälle hörten auf, der Körper erkaltete allmählich, das Bewußtsein schwand mehr und mehr. Pastor Braun betete über ihm. Otto lag ruhiger, ganz leise und kurz atmend. Das Auge war halb geöffnet und schon erlöschend. Gegen zehn Uhr sagte Pastor Braun leise: „Das Ende kommt.“ Lante Mally, Hugo, Paul Huchzermeyer und ich, die wir am Bett standen, sahen, wie das Gesicht plötzlich noch blässer wurde, die Augen sich weit öffneten und hinausschauten. Noch ein leises Strecken des Körpers, ein paar Atemzüge, — und die Seele war entflohen. Pastor Braun betete mit uns allen, die enteilende Seele mit Gebet vor Gottes Angesicht leitend, und für die armen Eltern. — Dann mußten wir, nach einem letzten Blick auf Ottos blasses Gesicht, das Sterbezimmer verlassen.

Nach der ungeheuer gesteigerten Spannung unserer Seelen in den letzten Stunden trat nun ein eigentümlicher Rückschlag ein. Wir hatten alle etwas unaussprechlich Großes erlebt; — wir hatten zum erstenmal das Sterben angesehen und an der Schwelle der Ewigkeit gestanden. Ein unbeschreibliches Empfinden überkam uns, tiefer,

feierlicher Ernst, als wären wir vier oder fünf Jahre mit einem Male älter geworden. Genossen hatte ich seit dem Kaffee nichts, hätte es auch jetzt nicht gekonnt. Aber ein inneres Zittern lief durch den ganzen Körper und die ganze Seele. Was nun? Wir empfanden deutlich, daß wir die ganze Zeit in unmittelbarer Lebensgefahr gestanden hatten, ohne daran zu denken. Wie wenn man plötzlich vor einem bodenlosen Abgrunde stände, von dessen Nähe man nichts gewußt hatte. — Was sollten wir nun tun? Schlafen legen? — Unmöglich! Dazu mußten doch auch Ottos Eltern erwartet und an der Bahn empfangen werden. Wir beschloßen, aus dem Hause, das uns mit einemmale beinahe unheimlich wurde, hinaus zu gehen. Es war eine ganz wunderbar schöne Nacht. Hoch am völlig wolkenlosen Himmel stand der Vollmond, alles mit silbernem Lichte überflutend. Windstill und warm war die Luft. Als wir hinaustraten aus dem Hause, schauten wir unwillkürlich hinauf zum Himmel. Eilte dort Ottos Seele hinauf zu Gott? Was mochte seine Seele erleben, nach all den Qualen der letzten fünfseinhalf Stunden? — Dann blickten wir hinauf zum dunklen Giebelfenster, hinter welchem wir ihn hatten leiden sehen, — und nun lag dort still und leblos sein entseelter Leib. Wieder rieselte das innere Beben durch die Seele und den Leib mit aller Gewalt. — Wir faßten einander unter die Arme, um uns aneinander zu stützen, zu erwärmen. Hugo, Eduard Goeder, Paul Huchzermeyer, Johannes Barelmann und ich, wir gingen so, schweigend und still, durch die öden Straßen. Kein Mensch begegnete uns mehr. Die ganze Stadt sah uns so ganz anders aus, als sonst, so fremd und schattenhaft. War es die Ahnung, die wohl auch durch die Herzen all der anderen zog: „Vielleicht gehen auch wir zum letzten Male hinaus; vielleicht liegen auch wir morgen abend dort oben still und kalt?“ — Wir wagten kaum zu sprechen. Am Bahnhof gingen wir vorbei, — noch war über eine Stunde Zeit bis zur Ankunft des Zuges. Aber Ottos Eltern hatten nicht mehr telegraphisch benachrichtigt werden können von seinem Tode, — sie mußten schon unterwegs gewesen sein bald nach seinem Ende. So gingen wir weiter, an Thesings Mühle und Höfchen vorüber. Geisterhaft war es im tiefen Schatten der mächtigen Buchen, durch deren Zweige bleiche Mondstrahlen hier und da drangen. Wir suchten wieder das hellere Licht freierer Plätze. Da erst lösten sich die Lippen. Als wir im vollen Mondlicht wanderten, sprach's einer aus, wie wunderschön die Welt sei, und die anderen redeten weiter davon,



Professor der Theologie und Pastor der Dorpater Universitätsgemeinde
D. Traugott Hahn.

wie ganz wunderbar das Bewußtsein sei, daß wir eben alle gesund seien, und doch könnte es unsere letzte Nacht sein. Wir sprachen ruhig davon; das Vibrieren des Körpers und der Seele war nicht mehr so heftig, wie vorhin. Es war eine Wohlthat, sprechen zu können, — nicht mehr schweigend die tiefbewegten Gedanken in sich zu verschließen. Dann wandten sich unsere Gedanken den armen Eltern Ottos zu. Mit Schrecken empfanden wir es, wie wenig geschickt wir waren, ihnen die Kunde von dem Tode ihres dritten Sohnes (innerhalb zweier Jahre) zu geben. Wie sollten wir es sagen?! Es war klar: Ottos Mutter würde sofort, wenn sie uns sähe, rufen: „Wie geht es Otto?“ — Eduard Goeder schlug vor, ihr zuerst zu antworten: „Ihm ist wohl!“ Aber sein Rat wurde einstimmig verworfen. Denn wenn sie es mißverstehen sollte, als ob es ihm besser ginge, dann war die Lage zwiefach schlimmer. Wir waren ratlos und fanden keinen Ausweg. Wir mußten es darauf ankommen lassen, wie der Moment es fügen werde. Ganz deutlich empfanden wir es, daß wir solch einer Aufgabe, wie sie uns bevorstand, in keiner Weise gewachsen waren.

So wanderten wir denn in banger Erwartung dem Bahnhofe zu. Nur soviel hatten wir abmachen können, daß Hugo als erster an die Wagentür treten sollte, und daß wir keine ausweichende, unwahre Antwort geben dürften. Schweigend und wieder innerlich zitternd standen wir auf dem Bahnsteige. Endlich kam der Zug heran. Wir standen im halben Mondlichte, die uns zugewandte Seite der Waggons lag im tiefen Schatten. Dennoch entdeckten unsere suchenden Augen den Waggon, in welchem Dr. Klostermeyer mit seiner Frau am Fenster oder in der Tür standen. Noch hielt der Zug nicht vollständig, da rissen sie die Tür los und die Doktorin rief: „Lebt Otto noch?“ Die Antwort blieb Hugo in der Kehle stecken vor Erregung. Das war der armen Mutter genug Antwort. Mit dem gellenden Schrei: „tot! tot!“ stürzte sie vornüber vom Wagen herunter; Hugo konnte sie nur im letzten Moment mit beiden Armen auffangen. Verzweifelt schrie sie immer wieder: „tot! tot!“ den Kopf hintenüber geworfen, nicht fähig zu stehen, so daß zwei von uns helfen mußten, sie zu halten. Hugos Hut hatte sie ihm in krampfhaftem Ringen der Hände vom Kopfe gerissen und zwischen beiden Händen zerknittert und dann zerrissen. — Der Doktor war ganz sprachlos still. Wir nahmen beide schweigend in unsere Mitte, um sie zu unserem Hause zu begleiten. Kaum hatten wir den Bahnhof

verlassen, die Doktorin von Hugo und Eduard gestützt auf beiden Seiten, leise voll Jammers wimmernd und weinend, der Doktor zwischen uns anderen, — da kam die Sprache wieder. Er blieb stehen und rief mit verzweiflungsvollem Lachen, noch viel schrecklicher als die Schmerzausbrüche der Doktorin: „Frau! komm, laß uns singen: Hier steh ich ein entlaubter Stamm!“ Uns ging es durch Mark und Bein. Er galt für einen ganz ungläubigen Mann; und doch war es dieses Mal vielleicht nur ein elementarer Schmerzenschrei einer Seele, die keinen Halt und Trost kannte.

Es war ein furchtbarer, schwerer Weg durch die ganze Stadt bis zu unserem Hause, — fast wortlos. Nur einzelne Fragen der Doktorin nach Ottos Leiden, — wann er erkrankt, — wann er gestorben sei, — wieviel er gelitten? Und dann wieder das nun ganz still gewordene Weinen. Vor dem Hause angekommen, brach sie noch einmal in eine tiefe Schmerzensklage aus: „Karl, Paul, Otto, drei Söhne, in drei Jahren, — ach Gott! ach Gott! dürfen meine Söhne denn keiner älter werden als achtzehn Jahre?“

Lante Mally empfing uns oben an der Treppe und nahm ihre arme zerschlagene Schwester und deren Mann in ihre gute Stube. Die Doktorin wollte durchaus sofort zu Ottos Sterbebett, aber der behandelnde Arzt hatte es fest verboten. Sie ließ sich abhalten, namentlich auch durch den Hinweis, daß Otto schon zu stark entstellt sei und daß sie ihn doch nicht anrühren dürfe. Die arme Frau ließ sich dann zur Ruhe bringen im Gastzimmer, und auch wir sollten uns hinlegen. Aber daran war nicht zu denken.

Paul Huchzermeyer, der Clostermeyers fremd war, hatte sich mit Johannes Barelmann in ihr gemeinsames Zimmer (parterre) zurückgezogen, um sich hinzulegen. Als Huchzermeyer sich hinlegte, kam Johannes Barelmann zu uns nach oben und sagte aus: Paul Huchzermeyer fühle sich sehr unwohl und habe einmal erbrochen. Was sollte man tun? Wir erschrafen alle. Paul war überzeugt, daß er angesteckt sei. Lante Mally schickte zum behandelnden Arzte, der antwortete, man solle Paul unverzüglich mit dem ersten Morgenzuge nach Hause, nach Schildesche schicken, wenn es irgend möglich sei. Es wurde nun beschlossen, daß ich Paul begleiten und nach Hause bringen solle. Der Zug ging erst gegen neun Uhr. Paul lag unterdessen im Bett. Da der Direktor allen Einwohnern unseres Hauses den Besuch der Schule für die beiden nächsten Tage verboten hatte, so konnte ich ohne Versäumnis fahren. Neues Erbrechen war bei

Paul nicht eingetreten, aber er fühlte sich sehr elend. Das Ganze war offenbar ein Rückschlag nach der hohen Spannung der Nacht. Ganz früh am Morgen zwischen fünf und sechs Uhr hörten wir auf der Treppe Fußtritte von Männern. Es waren der Tischler mit Knechten, welche Ottos Sarg brachten, seine Leiche hineinlegten und gleich fortbrachten auf den Kirchhof zur Beerdigung, wie der Doktor befohlen hatte. Wir durften nicht hinausgehen, um zu begleiten; eigentlich eine Torheit, nachdem wir die ganze Zeit am Kranken- und Sterbebette zugebracht hatten.

Nach dem wundervollen Sommertage am Mittwoch und der hellen Mondnacht war der Donnerstag ein völlig nebliger, trüber Tag, grau und düster; zuweilen wurde der Nebel so dick wie feiner Regen. Mit dem ersten Zuge fuhren Paul Huchzermeyer und ich nach Bielefeld. Ich hatte den Auftrag, dort einen Wagen zu besorgen, womöglich einen geschlossenen, weil die Luft so feucht und kühl war, zur Fahrt nach Schildesche. Am Nachmittag wollte ich wieder nach Bielefeld und Gütersloh zurückkehren. Alles ging gut und Pauls Gesundheit schien sich mit der Entfernung aus Gütersloh zu bessern. In Bielefeld bekam ich auch eine geschlossene Glaskutsche mit einem Pferde. Nicht gering war der Schrecken in Schildesche im Hause von Superintendent Huchzermeyer, als wir beide angefahren kamen und ich erzählte, was wir am Tage vorher erlebt hatten. Paul wurde sofort ins Bett gesteckt. Nach dem Mittagessen wurde ich genötigt mich hinzulegen, weil ich die ganze Nacht nicht geschlafen hatte. Auf einem Sofa wurde mir ein Kissen hingelegt und dann eine Decke mir aufgedeckt, und bald war ich in tiefsten Schlaf versunken, nachdem ich gebeten hatte, mich ja rechtzeitig zu wecken, um zu Fuß nach Bielefeld zum Bahnhof laufen zu können, etwa drei Kilometer Entfernung. Als ich nach zirka zweieinhalb Stunden geweckt wurde, war ich im stärksten Schweiß, so daß meine Kleider ganz und gar feucht waren. Vom Gesicht tropfte nur der Schweiß. Nun war an den Gang nicht zu denken. Der Doktor, der gekommen war, um nach Paul zu sehen, riet auch bestimmt ab vom Gange und meinte, ich solle mich, da die Kleider feucht seien, lieber entkleiden und hinlegen, um eine Erkältung zu vermeiden. So lagen wir nun beide im Bett, aber in verschiedenen Zimmern. Mein Schwitzen hörte aber nicht auf, obgleich ich nichts Schweißtreibendes einbekommen hatte. Nach zwei Stunden war mein Bett einfach durchnäßt, so daß ich umgebettet werden mußte. Der Doktor, der eben wieder da war, schüttelte

den Kopf und begriff nicht, was für eine Ursache wohl der Schweiß haben könne, — meinte aber, er werde nun wohl aufhören. Statt dessen war ich nach einer Stunde wieder ebenso naß, Hemd, Bettwäsche zum Ausdrehen. Der Doktor, der wieder gekommen war, sagte mir: „Na, hören Sie mal, nun ist's genug, — nun hören Sie mal auf zu schwigen.“ Zum dritten Male wurde ich nun mit neuer Wäsche versehen, — aber das Schwigen dauerte unvermindert fort bis tief in die Nacht, so daß der Doktor, der wiederholt kam, gar nicht aus dem Staunen kam. Erst in der Nacht hörte der Schweiß auf und am anderen Morgen war mein ganzer Körper mit kleinen roten Bläschen bedeckt. Ich fühlte mich dabei sehr wohl. Aber der Doktor ließ mich nicht aus dem Bett den ganzen Freitag. — Ich habe den Eindruck, daß ich allen etwaigen Ansteckungsstoff, den ich am Tage vorher in mich aufgenommen haben mag, durch das Schwigen aus dem Körper ausgeschieden habe. Am Sonnabend durfte ich aufstehen und wollte am Nachmittag nach Gütersloh heimkehren. Da kam der gute, liebe Oberlehrer Zander nach Schildesche, um persönlich nach mir und Paul Huchzermeyer zu sehen. In Gütersloh waren ja natürlich durch briefliche Nachrichten die abenteuerlichsten Gerüchte entstanden. Er war sichtbar erfreut, uns beide wohl zu finden. Mit mir machte er am Sonnabend nachmittag einen langen Spaziergang; es war wieder ein schöner Sommertag. Am Abend kehrte er nach Gütersloh zurück, mich ließ er noch in Schildesche bis zum Sonntag nachmittag. Dann möge ich doch zum Abendgottesdienste wieder nach Gütersloh kommen, weil es eine Art Gedächtnisfeier des in dieser Woche Erlebten sein solle.

Es war denn auch eine tief bewegende Feier, die uns Schülern sehr nahe ging, mit vielen Liedern, lateinischen und deutschen. Auch die Rückkehr nach Gütersloh war eine so ernste, in unser Haus, das für lange Zeit einen schwermütigen Zug für uns hatte. Andererseits waren wir aber auch sehr tief dankbar, daß keine weitere Erkrankung vorkam. Überhaupt war Ottos Erkrankung zunächst der einzige Cholerafall in Gütersloh.

Erst nach einigen Wochen kam in dem Hause eines Kunst- und Schreibwarenhändlers ein weiterer Ausbruch der furchtbaren Krankheit vor. Die sämtlichen Kinder dieses Mannes, vier oder fünf an Zahl, erkrankten an der Cholera. Nur eins von ihnen kam durch, alle anderen starben. Dieses eine Kind, ein zirka elfjähriges Mädchen, hatte einen Moment, als die Pflegerin das Zimmer verließ, benugt

und hatte eine große Karaffe mit Wasser rein ausgetrunken, von wahnsinnigem Durst getrieben. Das mag seine Rettung gewesen sein. Weitere Cholerafälle kamen in Gütersloh nicht vor.

Ich kehre wieder zurück zu einer etwas früheren Zeit unseres häuslichen Lebens. Mit unserem nunmehr höheren Taschengeld gingen wir sehr sparsam um. Eine große Ausgabe aber erlaubten wir uns. Das Hauptfamilienblatt Deutschlands war damals die „Gartenlaube“, — glänzend redigiert und illustriert, aber in strikt unchristlicher Tendenz. Das Christentum wurde in den Romanen in karikierter Gestalt, in den Aufsätzen als hinter allen Wissenschaften zurückgeblieben geschildert. Da entschloß sich die Firma Belhagen und Klasing in Bielefeld zur Herausgabe eines illustrierten Familienblattes mit dem Namen „Daheim“, im Oktober 1865. Überall wurde für dieses Abonnement geworben. Das Blatt sollte auf christlicher Weltanschauung stehen, ohne aber irgendwie eine religiöse Färbung zu haben. Auch in unsere Schülerkreise drang die Nachricht von dem neuen Blatt. Hugo und ich überschlugen unsere Einnahmen und faßten den kühnen Entschluß, auf das „Daheim“ zu abonnieren. Wir hatten dabei den Gedanken, einen ganzen Jahrgang zu sammeln und ihn dann unseren Eltern nach Afrika zu schicken. Dabei freuten wir uns noch mehr beim Gedanken an die Freude der Eltern, als auf den eigenen Genuß, den wir uns von dem Blatte versprochen. Ich erinnere mich noch genau des Erscheinens der ersten Nummer. Für uns war es ein erhebendes Moment, die erste selbstbezahlte Zeitschrift in Händen zu haben. Am Sonnabend Abend erschien das Blatt. Aber wir waren gewissenhaft genug, es am Sonnabend noch nicht anzusehen, um uns nicht in der Schularbeit stören zu lassen. Am Sonntag morgen aber — es war ein schöner, sonnenheller Tag —, da warfen wir die ersten Blicke in „unser Daheim“ und lasen wenigstens das Eingangsgedicht von Ottilie Wildermuth: „Daheim, Daheim! so schwingt das Wort — sich von der Lippe jubelnd fort!“ Auch den Titel, mit dem Bildchen eines heimlich-trauten Familienkreises, von Ludwig Richter gezeichnet, konnten wir immer wieder betrachten. Aber dann legten wir das Blatt fort, um uns nicht vor dem Gottesdienst zu zerstreuen. Aber gleich nach der Kirche saßen wir dabei bis zum Mittagessen. Auf dem Sofa rückten wir zusammen, um gemeinsam die Bilder zu besehen und zu lesen. Der erste Roman war von Ottilie Wildermuth: „Marie und Maria“, ein deutsches und

ein italienisches Mädchen, zwischen denen der junge deutsche Gelehrte, erst mit Marie verlobt und dann bei einer italienischen Reise von Maria angelockt, in schwere Kämpfe kam, bis die treue Liebe des deutschen Mädchens siegte. — Im weiteren Erscheinen des Blattes interessierten mich am meisten die Aufsätze aus der Natur und aus dem Waidmannsleben von Guido Hammer, dann auch die Geschichtsbilder von Georg Hiltl und ganz besonders auch die lebendig und fesselnd geschriebenen Skizzen und Erzählungen aus dem Seemanns- und Marineleben von dem damaligen Korvettenkapitän, späteren Admiral R. Werner. — Wir haben viele Stunden voll Genuß an den Sonntag a b e n d e n, namentlich im Winter, gehabt in den Jahren, als wir in Gütersloh unser Daheim hielten. Und zur Zeit des preussisch-österreichischen Krieges brachten uns die großen und kleinen Kriegsbilder erst ganz in eine lebendige Anschauung des Kriegslebens.

II. Die Eltern und Geschwister.

Aus Bremen und Bremerhaven bekamen wir zunächst die letzten Nachrichten von unseren lieben, teuren Eltern nach dem Abschied. In Bremen waren sie von Missionsfreunden mit großer Liebe empfangen. In Bremerhaven, wohin viele Missionsfreunde sie begleitet hatten, nahmen sie den letzten Abschied. Als das Schiff sich vom Kai löste und stromab glitt, von einem Dampfer gezogen, da stimmten sie mit all den Missionsgeschwistern, Kolonisten und Bräuten, welche unter ihrer Leitung nach Afrika zogen, Abschiedslieder an. Zuerst: „Mein Leben ist ein Pilgrimstand, ich reise nach dem Vaterland, nach dem Jerusalem da droben.“ Uns Kindern flossen die Tränen, als wir diesen Brief lasen. Der Lotse von der Wesermündung hatte ihn noch zurückgebracht. — An Tante Mally hatten unsere Eltern auch geschrieben und ihre Empfindungen in kurzen Worten ausgedrückt. In Herford, so schrieb unsere liebe, liebe Mutter, da sei sie durch ein Sterben hindurchgegangen; das Herz habe ihr brechen wollen. Für uns Kinder machte das den Entschluß unserer Herzen noch fester: wir wollten versuchen, unseren Eltern nur Freude und keinen Kummer zu machen.

Vom Kap kamen erst neue Nachrichten etwa nach vier Monaten. Denn zirka drei Monate dauerte die Reise und der Brief vom Kap

kam mit dem Dampfsschiff in 30 Tagen nach England. Das war eine große Neuerung, daß regelmäßige Post- und Passagierdampfer von England zur Kapstadt gingen. 1855 waren unsere Eltern aus Holland fünf Monate lang bis zur Kapstadt gefahren; dieses Mal etwa drei Monate aus Bremen. Die Dampfsschiffe waren aber noch so teuer, daß für eine so große Gesellschaft wie die, welche mit unseren Eltern jetzt reiste, und für eine so große Masse von Gepäck, wie ihre Ausrüstung ausmachte, die Kosten unerschwinglich gewesen wären. Die Fahrt war eine günstige bis in die Nähe des Kaps der guten Hoffnung. Dort war das Schiff von einem furchtbaren Sturm überfallen worden. Und als unsere Mutter einmal auf Deck gehen wollte, war sie durch einen schweren Stoß einer Woge gegen das Schiff zu Fall gebracht und so schwer mit ihrer Seite gegen einen Gegenstand geschleudert worden, daß sie bewußtlos liegen blieb. Lange hatte sie im bewußtlosen Zustande, kaum atmend, gelegen, so daß man eine schwere innere Verletzung vermuten und das Ende erwarten mußte. Gott hatte aber das gemeinsame Gebet der kleinen Missionsgemeinde gehört, und nach einigen Tagen konnte sie doch schon einigermaßen erholt in der Kapstadt landen.

Dort wurde die Ausrüstung noch in manchen Stücken vervollständigt, dann trennten sich die Bräute von den anderen, welche ins Hereroland zogen. Von dorthier lagen in der Kapstadt sehr ernste Nachrichten vor. Jan Jonker Africaner hatte mit rastlosem Eifer andere Namastämme zum gemeinsamen Kampfe gegen die Herero geworben und man sah schweren Kämpfen entgegen. Den Herero fehlte damals ein entschlossener Führer. Kamaharero, der zu Jonkers Lebzeiten durch eine sehr zweideutige Politik seinen Stamm gegen Jonkers Angriffe zu sichern gewußt hatte, hatte zwar die Maske abgeworfen, aber ein Führer im Kampfe war er nicht. Und noch hatten der Schwede Anderssen und der Engländer Green sich nicht an die Spitze der Herero gestellt. Dazu war die Ausrüstung der Herero noch in keiner Weise derjenigen der Nama gleichwertig. Viele Herero waren nur mit Speer, Keule, Bogen und Pfeilen bewaffnet. Der kleinere Teil von ihnen hatte Feuerwaffen, während die Nama ausnahmslos mit Flinten bewaffnet waren, und dabei ausgezeichnete Schützen.

Man ging also jedenfalls ernstern Zeiten im Hererolande entgegen. Und mit sorgenvollem Herzen für die große Verantwortung, die er auf sich genommen hatte, indem er zur Aussendung von Kolonisten-

brüdern geraten, mag unser Vater wohl die Reise weiter ins Hereroland angetreten haben. — Wohlbehalten kamen unsere Eltern in Otjimbingué an, das von nun an die Hauptstation des Landes sein sollte, weil es viel näher zum Meere gelegen als Otjikango (Neu-Barmen), freilich immerhin noch zirka 200 Kilometer Entfernung von der Walfischbai. Auch Kamaharero schien sich in Otjimbingué niederlassen zu wollen. Unsere Eltern wurden vom ganzen Hererovolk mit großer Freude empfangen. Die Rückkehr ihres langjährigen Missionars zu ihnen war ihnen eine moralische Stärkung. Sie fühlten, daß er noch gute Zuversicht zu ihrer Sache habe, und das hob ihren Mut und Selbstvertrauen. Auch war die Ankunft der kleinen Kolonisationskarawane praktisch für die Herero von großer Bedeutung. Der Kolonist Bruder Hälbig war seines Zeichens Büchschenschmied und zwar ein sehr tüchtig ausgebildeter. Er hatte seine Ausbildung in den Waffenfabriken in Suhl erhalten. Er bekam sofort alle Hände voll zu tun, und auch Lehrlinge meldeten sich bei ihm, so daß seine Werkstatt geradezu eine Art Arsenal für die Herero wurde, wenn auch die Missionare ausdrücklich betonten, daß sie sich in den Krieg selbst in keiner Weise einmischen wollten. Aber es war ja klar, daß die Mission ein großes inneres Interesse an dem Siege der missionsfreundlichen Herero über die direkt missionsfeindlichen Namastämme hatte. Im südlichen Namalande blieb das ganze Namavolk in Frieden und treu zur Mission stehend.

Lange dauerte es nicht, da rückten die Nama unter Jan Jonker gegen Otjimbingué heran. Der Nachrichtendienst der Herero muß nicht sehr gut gewesen sein, oder hatten die Nama es verstanden, so heimlich vorzudringen, daß man nichts vorher erfuhr, — kurz, ganz plötzlich kam die Nachricht, die Nama stehen mit großer Macht ganz nahe von Otjimbingué und werden die Station überfallen. Kamaharero konnte in wenigen Stunden nur einen Teil seiner Außenposten in Otjimbingué konzentrieren. Die Lage war äußerst kritisch. Unsere Mutter lag sehr schwer krank, so daß man sie nicht zu rühren wagte. Aber als die Nama heranrückten und die Herero, bestürzt und fassungslos, sich um die Kirche herum, als um den festesten Bau der Station, sammelten und sich darin verschanzten, gab Kamaharero den Befehl, die Kranke in die Kirche hinüber zu bringen. Es war ein Weg von mehreren 100 Schritt. Unterdessen hatten die Nama das Feuer auf die Station schon eröffnet. Im Kugelregen ging der Zug mit der Bahre, auf welcher Mutter getragen wurde, ungedeckt zur Kirche.

Und doch traf keine einzige Kugel, niemand wurde verwundet. — Wie der Kampf nun weiter verlief, weiß ich im einzelnen nicht mehr, nur so viel, daß die Nama zurückgeschlagen und die Station gerettet wurde. — Soweit ich mich erinnere, ist im Laufe der nächsten Jahre Djimbinguë noch zweimal in gleicher Gefahr gewesen.

Für uns war es in all jenen Jahren (1863—1870) eine eigene Empfindung, daß wir nie wußten, ob unsere Eltern noch am Leben waren oder nicht. Die Briefe gingen meist 3—4 Monate. Erst mit einem Boten bis zur Walfischbai. Dort lagen sie im Packhause, bis irgend ein kleines Segelschiff kam und die Briefe mitnahm zur Kapstadt hin. Dort lagen sie wieder beim Agenten der Missionsgesellschaft, bis er sie mit dem Monatsdampfer nach England schicken konnte. Es kam auch vor, daß ein Brief gelegentlich 5—6 Monate alt war. Nun brachte wohl ein Brief die Nachricht: man höre, die Nama seien wieder im Anzuge gegen Djimbinguë, — oder auch: sie hätten eben eine Missionsstation, z. B. Djikango (Neu-Barmen) überfallen und ausgeplündert, und Missionar Brincker sei knapp dem Tode entronnen und mit dem nackten Leben samt den Seinigen in Djimbinguë angekommen. (Das ist siebenmal in jenen Jahren geschehen.) Dort erwarte man nun in der nächsten Zeit auch einen Überfall. Und wenn dann solch ein Brief ankam, so waren schon Monate vergangen, seit er geschrieben war. Manchmal mußten wir wohl zwei Monate warten, ehe neue Briefe mit beruhigenderen Nachrichten ankamen. Erst als Green und Andersen die Führung der Herero in ihre Hand nahmen, etwa um 1866 herum, da änderte sich das Bild. Die Herero gingen zur Offensive über, und die Nama konnten an ernstliche Überfälle auf die Missionsstationen nicht mehr denken.¹ Damit hörte endlich für uns diese durch Jahre sich hinziehende Spannung auf. Aber freilich, auch vielfach haben wir durch die Briefe unserer Eltern große Freude erlebt und sind in dem Glauben gestärkt worden, daß Gott die vielen, für das Hereroland damals aufsteigenden Gebete erhöere, — auch u n s e r e Gebete. So ist jene Zeit auch für unsere eigene innere Entwicklung von Wichtigkeit gewesen. Es ist ganz speziell in jungen Jahren bedeutungsvoll für die Belebung des Gebetes, daß man einen großen Gegenstand hat, für den man betet, weil er einem auch p e r s ö n l i c h auf dem Herzen liegt.

¹ Als 1868 der Herausgeber einige Zeit sein Schlafzimmer mit Hahn teilte, bestanden noch ganz die oben geschilderten Verhältnisse.

Dazu kamen noch die sehr erfreulichen Berichte über die Fortschritte der ganzen Missionsarbeit im Hererolande. Es entstanden allmählich neue Stationen, und auf allen Stationen meldeten sich überall Laufbewerber und bildeten sich kleine Gemeinden. Wir Kinder empfanden tief mit die große Freude unserer Eltern, als jetzt überall die Saat, die sie in zweijährzehntelanger Arbeit ausgestreut hatten, aufging und Frucht brachte.

Auch die Ausfendung der Kolonistenbrüder bewährte sich. Ihr Einfluß auf das Hererovolk durch das Vorbild eines christlichen Familienlebens war für die Missionare eine große Stütze in ihrer Arbeit. Und auch für die Einführung christlicher Kultur waren ihre Dienste unschätzbar. Das Hererovolk nahm in immer größerer Masse Ackerbau und Gartenbau auf, sie bauten sich feste Häuser, trugen europäische Kleidung (afrikanischen Bedürfnissen angepaßt), lernten Handwerke und Industrie. Und aus den Getauften, welche aber in weit überwiegender Majorität der jungen Generation angehörten, die durch die christliche Schule hindurchgegangen war, konnten junge begabte Männer in die neuerrichtete Anstalt zur Ausbildung von Nationalgehilfen (Augustineum in Otjimbingue) aufgenommen werden. Alle diese Nachrichten bewegten auch unsere Herzen und begeisterten uns immer mehr in dem Entschluß, auch Missionare zu werden, um womöglich unserem Vater zu Hilfe zu kommen und in seine Arbeit mit eintreten zu können.

Als 1866 durch Greens und Andersens Führung der Hererokrieger das Kriegsglück sich definitiv den Herero zuwandte und die Hereromission gesichert erschien, konnten unser Vater und Missionar Rath es wagen, einer Einladung aus dem Ovambolande zu folgen. Das Ovamboland hatte schwere Zeiten durchgemacht. Gegen 1860 war bei ihnen ein Bürgerkrieg ausgebrochen zwischen zwei Thronprätendenten. Die eine Partei wollte den Lockungen der Sklavenhändler (Portugiesen an der Mündung des Kunenestromes, der Nordgrenze des Ovambolandes oder Ondonga) folgen und ihnen Sklaven liefern. Damit wäre zweifellos auch von Norden her auf die damals noch unter Jonkers Joch stehenden Herero neues Elend gekommen. Die Sklavenjagden hätten sich sicher ins Hereroland ausgedehnt. Die andere Partei in Ondonga war entschieden gegen den Sklavenhandel. Diese Partei scheint die stärkere gewesen zu sein. Es kam zum Kampfe und die schwächere Partei rief Jonker Africaner zum Bundesgenossen. Er rüstete einen großen Kriegszug aus, drang in Ondonga ein, warf

erst die eine Partei in blutigen Kämpfen nieder, dann aber machte er sich über seine eigenen Bundesgenossen her und schlachtete sie ebenso erbarmungslos ab, um ihr Vieh auch zu rauben, und kehrte dann mit Beute beladen heim. Die unglücklichen Ovambo aber haben damals vielfach gesagt: „Das ist das Blut der weißen Lehrer, das von unseren Händen gefordert ist.“ Das war kurz vor Jonkers Tode (1861) geschehen. Unterdessen waren im Ovambolande geordnete Verhältnisse wieder eingekehrt, und zwar mit Abweisung der Sklavenhändler. 1866 hatte man dann ins Hereroland eine Botschaft geschickt und die Missionare eingeladen, wieder zu ihnen zu kommen. Unser Vater und Missionar Rath zogen, mit Genehmigung der Missionsgesellschaft, nach Ondonga, fanden eine außerordentlich freundliche Aufnahme und ein lebhaftes Verlangen nach Missionaren. Das ganze Land und Volk schien der Mission offen zu stehen. Beide Missionare durften das Land ganz durchziehen. Sie drangen auch bis zum mächtigen Kunene vor, in welchem sie Nilpferde und Krokodile fanden, aber die Hoffnung, den Kunene vom Meere her stromaufwärts direkt Missionare ins Land bringen zu können, mußten sie aufgeben. Es war klar, daß die Portugiesen das verhindern würden.

Zurückgekehrt übersandten sie der Rheinischen Missionsgesellschaft die Bitten der Ovambohäuptlinge um Missionare. Aber die Missionsleitung war nicht im Stande, diese Bitten zu erfüllen. Es war eben in Sumatra unter den Batakken ein großes, außerordentlich verheißungsvolles Missionsfeld erschlossen worden, und auch die aufblühende Hereromission verlangte zunächst Konzentration auf diesem Gebiete. Die Inangriffnahme eines neuen, wenn auch noch so schönen Arbeitsfeldes darüber hinaus war schlechterdings unmöglich. Da richteten sich die Blicke unseres Vaters nach Finland. Bei seiner Missionsreise im Sommer 1862 war er auch in Helsingfors und Wiborg gewesen, hatte den Propst Sirelius kennen gelernt, der damals die finländische Mission ins Leben gerufen hatte. Nun waren die ersten Missionare zur Aussendung fertig! Nur das Arbeitsfeld war noch nicht gewählt. Man fragte auch unseren Vater um Rat. Ihm war es eine Weisung von Gott, und nachdem die Rheinische Missionsleitung ihre Zustimmung dazu gegeben hatte, schlug unser Vater den Finländern vor, die Arbeit im Ovambolande zu beginnen. Mit Freuden nahm man den Ruf an und zwölf junge Missionsleute wurden ins Ovamboland ausgesandt und von unserem Vater und den Missionaren im Hererolande mit herzlichster Liebe bewillkommnet und ins Ovamboland geleitet.

Ich kann hier noch hinzufügen, daß endlich im Jahre 1870 ein Friedensschluß zwischen Herero und Namaqua zustande kam. Unser Vater sah mit Sorgen, wie der schon sieben Jahre dauernde Krieg allmählich zur Verwilderung der Herero führte. Durch ihre Siege unter Green und Andersen wuchs bei den Herero der Übermut in demselben Maße, wie die Nama allmählich kleinlaut wurden. Durch seinen großen Einfluß auf sämtliche Hererohäuptlinge, die ihn immer noch als „Häuptling“ ansahen, und namentlich auf Kamaharero, den Oberhäuptling, gelang es Vater endlich, einen Friedenskongreß nach Okahandja, der Station Kamahareros, zu berufen. Es kam zu einem feierlichen Friedensschluß, bei dem die Grenzen zwischen Hereroland und Namaqualand genau festgesetzt wurden. Der Friede hat 10 Jahre ungetrübt bestanden bis zum Jahre 1880.

Die Briefe von unseren Eltern blieben uns Lichtpunkte in unserem Leben und unsere Korrespondenz mit ihnen gewann einen ganz anderen Charakter als früher. Freilich schrieben wir in der Regel doch nur einmal im Monat, da nur einmal der Dampfer aus England nach Kapstadt ging. Aber unsere Briefe waren nun viel ausführlicher und namentlich viel persönlicher, da wir auch aus unserer geistigen und geistlichen Entwicklung heraus an sie schrieben. So bildete diese Korrespondenz einen wichtigen Teil unseres Lebens.

Daneben stand der Zusammenhang zwischen uns Geschwistern. Es machte sich von selbst, da Lante Mallys Wohnung zu stark von den anderen Pensionären besetzt war, so lange Hugo und ich nicht oben die beiden Zimmer für uns allein hatten, daß wir am liebsten bei Bertelsmanns und Bartels zusammenkamen an den Sonntagen und freien Nachmittagen. Letzteres freilich nicht entfernt regelmäßig, da wir doch auch mit unseren Klassenkameraden und Hausgenossen gemeinsame Spaziergänge und Ausflüge machten. Später, als Hugo und ich unsere eigenen Zimmer hatten, waren Josi und Gita schon nicht mehr in Gütersloh, — Josi auf der Universität, Gita in Gohfeld bei Pastor Kuhlo, um den Haushalt zu lernen, und in Kaiserswerth in einer Haushaltungsschule der Diakonissenanstalt. Josi hatte bei Bertelsmanns sein eigenes Zimmerchen mit kleiner Schlafkammer, ganz getrennt von der Familienwohnung, so daß wir dort am allerungestörtesten beisammen sein konnten. Und doch liebten wir alle vier es noch mehr, bei Bartels zusammen zu kommen, weil Bartels ganz besonders liebevolle Menschen waren, wo wir uns ganz zu Hause fühlten. Dabei hatten wir die Erlaubnis, in dem prachtvollen, großen

Garten am Hause zu spielen und ohne Einschränkung das Obst des Gartens zu genießen, besonders Kirschen und Beeren. Ich darf doch sagen, daß wir von dieser Erlaubnis nur hinsichtlich der Beeren Gebrauch machten und auch da in bescheidenem Maße. Zum Kirschenpflücken oder zum Apfelabnehmen und -essen ließen wir uns in jedem einzelnen Falle noch extra auffordern. Dann hieben wir aber auch wohl ganz brav ein. Am besten schmeckten uns die süß-sauren schwarzen Kirschen und von den Äpfeln hatten uns die Gravensteiner es angetan. Das war ein herrlicher Genuß, so direkt auf dem Baum sitzend sich einen schönen Apfel zu erspähen, ihn mit Mühe abzunehmen (denn die schönsten sind immer am schwersten zu erreichen, weil an den äußersten Spitzen der Zweige) und ihn dann, auf dem Baum sitzend, zu verspeisen. Im Winter, wenn wir an Sonntagabenden bei Bartels waren, dann holte der liebe gute Herr Ferdinand Bartels, ein wahrer Typus feinen Wohlwollens, wohl eine Flasche Rheinwein heraus und seine Frau trug herrliche Äpfel auf, Reinetten und Goldreinetten, so schön, wie ich sie nie wieder später gesehen habe, und dann durften wir ordentlich zugreifen und dabei ein Glas guten Rheinwein trinken. — Eines Abends erinnere ich mich noch ganz besonders gut. Es war der 14. März 1864, der Geburtstag unserer lieben Mutter. Wir vier Geschwister waren zur gemeinsamen Feier des Geburtstages zu Bartels eingeladen und saßen nach dem Abendessen im Familienzimmer beisammen. Da wurde angeklopft und ein Päckchen an meine Adresse abgegeben. Es war von der Fürstin Elisabeth von Lippe-Detmold. Sie ließ mir noch einmal danken dafür, daß ich ihr vor der Abreise unserer Eltern das Bild meiner Mutter abgetreten hatte, sandte uns allen zum Geburtstage unserer Mutter freundliche Grüße und Segenswünsche und fügte für mich eine silberne Uhr hinzu. Ihr könnt euch denken, wie glücklich und stolz ich über dieses fürstliche Geschenk war und wie wir uns alle miteinander freuten über diese große Freundlichkeit der Fürstin, an den Geburtstag unserer lieben Mutter zu denken und uns ihre Grüße und Segenswünsche zu senden. — Natürlich verbreitete sich diese Nachricht gleich am nächsten Tage durch unsere Pensionskameraden in unserer Klasse. Und wenn wir auch schon größere Jungen von 15—17 Jahren waren, so interessierte solch ein Erlebnis, von einer wirklichen regierenden Fürstin einen Gruß und ein direktes Geschenk zu bekommen, doch alle lebhaft. Die Uhr habe ich jahrelang getragen, bis sie durch einen Unglücksfall in Dorpat in der Studentenzeit in unheilbarer Weise zerbrach. Dann trug ich

wieder die Uhr, die mein Vater mir geschenkt hatte nach meiner Konfirmation. Er hatte sie sich gekauft, als er nach Afrika zum ersten Male im Jahre 1841 hinausging, und hatte sie auf all seinen Reisen getragen. Bis zum Jahre 1887 habe ich sie gebraucht, als mir die Baronin Uerküll zur Erinnerung an eine gemeinsame Reise nach Deutschland (ich fuhr, um Onkel Hugo zu sehen, auf vierzehn Tage nach Deutschland), die goldene Uhr schenkte, die ich jetzt trage.

Gita blieb bei Bartels bis Ostern 1865. Dann wurde sie konfirmiert. Am Konfirmationstage, Palmsonntag, vermiften wir unsere lieben Eltern ganz besonders und erinnerten uns so lebhaft an die beiden vorigen Konfirmationen von Hugo (1862) und mir (1863). Es war ein wunderschöner Frühlingstag. Ich erinnere mich auch noch genau, wie Schwester Gita damals aussah in ihrem schwarzseidenen Konfirmationskleide. Am Nachmittag machten wir vier Geschwister einen gemeinsamen Spaziergang an der Dalke aufwärts und dachten viel an unsere Eltern, von denen wir wußten, daß ihre Gedanken und Gebete uns an diesem Tage ganz besonders umgaben. Gleich nach Ostern zog Gita zu Pastor Kuhlo nach Gohfeld, wo wir sie in den Pfingstferien besuchten. Dann blieben Hugo und ich allein in Gütersloh zurück. Josi hatte 1865 zu Ostern sein Abiturientenexamen gemacht, so daß er gleichzeitig mit Gita Gütersloh verließ, um nach Halle zum Theologiestudium zu gehen.

Für mich und Hugo waren diese Ostern sehr kummervolle. Ich wurde aus der Obersekunda nach Prima versetzt, während Hugo in Obersekunda sitzen blieb. Er war immer ein sehr fleißiger, gewissenhafter Schüler gewesen. Aber von seinem Typhus her, den er 1854—55 in Riga durchmachte, hatte er etwas nachbehalten; er litt leicht an Kopfschmerzen, was ihm beim Lernen oft hinderlich war. Wegen seines liebenswürdigen Charakters war er bei allen Lehrern und Mitschülern geliebt. Aber sein Kopf machte ihm das Lernen der alten Sprachen sehr schwer, auch die Weltgeschichte mit ihrem Gedächtnisstoff machte ihm viel Not. Für Zeichnen, Mathematik, auch deutschen Aufsatz war er begabt. In der Untersekunda holte ich ihn ein. Er war nur ein Jahr überhaupt von Anfang an mir voraus gewesen. Als er nun in der Obersekunda sitzen blieb, während ich nach Prima versetzt wurde, war er natürlich tief traurig, — aber nach seiner stillen Weise ganz ohne Bitterkeit gegen die Lehrer. Ich dagegen, weil ich meinen Bruder Hugo über alles liebte, war verzweifelt. Ich konnte mich kaum beherrschen, als in der Aula die Ver-

setzungen verlesen wurden und sein Name nicht dabei war. Zum ersten Male in meiner ganzen Schulzeit war ich von wildem Grimme gegen die Lehrer erfüllt. Als ich zu Hause ankam, mußte ich gleich in unsere Schlafkammer gehen, weil ich meine Tränen des Zornes und des Kummers nicht mehr zurückhalten konnte. Daß man meinen Bruder, der für mich als Charakter ein Ideal war, so gekränkt und betrübt hatte, erschien mir unerträglich für mich. Ich kam mir selbst mit meiner Verletzung ganz blamiert vor, als hätte ich Hugo den Rang ablaufen wollen. Es erschien mir unmöglich, noch weiter in die Schule zu gehen, wenn Hugo in der Oberskunda blieb und ich in die Prima gehen sollte. So ging ich denn auch, als ich mich ein wenig gefaßt und beruhigt hatte, zu Pastor Braun und erklärte ihm ganz bestimmt, ich würde nicht meinen Fuß in die Prima setzen, wenn Hugo nicht auch versetzt würde. Blicke er sitzen, dann wolle ich auch sitzen bleiben. Es sei mir unmöglich, über meinem Bruder zu sitzen. Pastor Braun, der freundliches Verständnis für mich hatte, tröstete mich so gut er konnte, und suchte mir klar zu machen, wie schwer es den Lehrern selbst gefallen sei, uns Brüder zu trennen. Aber für Hugo würde es nicht gut sein, in eine höhere Klasse zu kommen, in der er nur sich quälen würde, weil er nicht stark genug für sie sei, und für mich sei es nicht gut, sitzen zu bleiben, weil dann die Gefahr entstehe, nachlässig zu werden. Das alles hätten die Lehrer mit großem Ernste erwogen und seien zu dem Resultat gekommen, daß von den drei Übeln, entweder Hugo in eine zu hohe Klasse zu versetzen zu seinem Schaden, oder mich in einer niedrigeren Klasse zu lassen, auch zu meinem Schaden, oder uns beide zu trennen, dieses dritte das geringste sei. — Pastor Brauns freundliches Eingehen auf meinen Kummer und seine verständigen Erklärungen machten mich ruhiger. Er wird wohl auch mit Hugo in ähnlicher Weise gesprochen haben, um seinen Mut aufzurichten. Und so fanden wir uns denn in das Unabänderliche hinein, so schwer es uns auch wurde.

Im Frühling oder Sommer 1864 hatten wir einen merkwürdigen Besuch gehabt. Der Missionsuperintendent der Hermannsburger Mission Harbeland kam auf der Durchreise nach Gütersloh und suchte auch uns drei Brüder auf. Er war einst mit unserem Vater zusammen im Barmer Missionshaus zum Missionar ausgebildet. Seine weitere Laufbahn ist mir unbekannt. Als nun die Hermannsburger Mission in Südafrika sich stark ausbreitete und Pastor Ludwig Harms,

der sie gegründet hatte, eine Hilfe auf dem Missionsfelde selbst brauchte, gewann er Hardeland für den Posten eines Missions-superintendenten. Unser Vater hatte ihn in den sechziger Jahren (ich glaube unmittelbar vor der Rückkehr nach Deutschland 1860) in Natal und Betschuanenland besucht und hatte uns von dem höchst originellen Manne allerlei erzählt. Nun suchte er selbst aus alter Freundschaft für unseren Vater uns auf. Bei Bertelsmanns waren wir an einem Nachmittage eine Stunde mit ihm zusammen. Er fragte uns, was wir werden wollten. Als wir alle drei antworteten, wir möchten Missionare werden, da sagte er uns ganz trocken: „Nun ja, das ist ja auch der allergeradeste Weg in die Hölle.“ Und als wir ihn erschrocken ansahen, wiederholte er noch einmal: „Ja, ja; wenn euch jemand fragt, wie man wohl am allersichersten in die Hölle kommen kann, dann sagt ihm nur, — er solle Missionar werden. Missionare sind die hochmütigsten Menschen, die es gibt. Alle Leute bilden es ihnen ein, daß sie heiliger seien als andere Leute, und sie selbst glauben das ohnehin schon von selbst. Da kann es ihnen ja gar nicht fehlen, daß sie richtig in der Hölle anlangen.“ Zur Erklärung fügte er nun weiter hinzu, daß sich das wesentlich auf die Missionare beziehe, welche, wie die Hermannsbürger, in das Missionshaus eintreten, ohne eine vorherige allgemeine Schulbildung zu erlangen. Sie nähmen dann ihren ganzen Bauernhochmut mit in den Beruf herein und bekämen nun noch geistlichen Hochmut dazu. Wollte jemand nun mal Missionar werden, dann müsse er erst studiert haben, denn ein studierter Missionar sei doch weniger der Gefahr des geistlichen Hochmutes ausgesetzt.

Man muß zum Verständnis dieser Worte wissen, daß Superintendent Hardeland in schwere Konflikte mit den Hermannsbürger Missionaren in Afrika gekommen war. Sie hatten sich teilweise absolut nicht unter seine Autorität beugen wollen. Sie hätten nur „Vater Harms“ zu gehorchen. In diesen Konflikten hatte er sich sein merkwürdiges Urteil über Missionare mit geringer Vorbildung geschaffen. — Hardeland trat aus der Hermannsbürger Mission aus und blieb in Deutschland. Der originelle, kleine Mann ist mir von der einzigen Stunde, die ich ihn gesehen habe, in lebhafter Erinnerung geblieben.

Durch unseren Verkehr im Bertelsmannschen Hause erfuhren diese guten Pflegeeltern von Bruder Josi auch etwas von meinen

Liebhabereien für Gartenbau. Und eines Tages im Frühling 1864 bot mir Frau Bertelsmann an, sie wolle mir in ihrem außerhalb der Stadt an der Dalke gelegenen großen Gemüsegarten zwei Beete geben, eins für Blumen und eins (eine lange Rabatte) für Erdbeierzucht, da sie wußte, daß diese mir Freude machte. Ich war hoch erfreut und erzählte in der nächsten Klavierstunde unserem alten Freunde und Lehrer Herrn Goeder von dieser Aussicht. Er war selbst ein großer Gartenfreund und besaß einen Garten außerhalb der Stadt, in welchem er jede freie Stunde zubachte. Dorthin nahm er mich mit, zeigte mir seine herrlichen Rosen und alle anderen Blumen, auch seine prachtvollen Gartenerdbeeren, deren neueste Sorten er züchtete. Von diesen gab er mir Ableger, Rankenpflanzen. Sie waren von der Sorte „The Wizard of the North“ (der Zauberer des Nordens), eine dunkelrote, großfrüchtige Sorte. Mit Wonne machte ich mein Erdbeerenbeet zurecht und pflanzte genau nach Herrn Goeders Anordnungen meine Ableger, ein ganzes langes Beet voll. Zu meiner größten Freude gediehen sie gut, da ich sie fleißig begoß und rein hielt vom Unkraut, so daß ich schon im ersten Jahre eine Ernte hatte von den stärkeren Pflanzen. Ich eilte mit den ersten reifen Beeren zu Frau Dr. Vorreiter, um ihr und der kleinen Räthe eine Freude zu machen. Ihr Mann war damals schon sehr krank. Die Doktorin freute sich auch so sehr, daß ich mich entschloß, ihr auch weiterhin meine Beeren zu bringen. Um keinen Preis hätte ich auch nur eine einzige Beere selbst gegessen. Mir war ihr herrliches Aussehen und ihr Duft schon Genuß genug.

Anfang August 1865 kam Bruder Josi zum erstenmal als Student nach Gütersloh zurück. Er war in Halle Wingolfit geworden und kam nach Gütersloh schon als Farbenträger mit Band und Mütze zurück, — mit einem ganz stattlichen Vollbart, im vollen Bewußtsein seiner Studentenwürde und mit voller Begeisterung für das Studentenleben. Gleich am ersten Tage seiner Ankunft gingen Hugo und ich zu Bertelsmanns, um ihn zu besuchen und ihn zu bewundern. Er sah uns so stattlich aus mit seinem schwarz-weiß-goldenen Farbendband und seiner weißen Wingolfitenmütze, die er mit vollem Bewußtsein ihrer Schönheit auch im Zimmer auf dem Kopfe hatte. Wir waren auch mit ihm gehoben von dem schönen freien Studentenleben, worüber er uns solche Herrlichkeiten zu erzählen hatte, daß wir mit offenen Ohren und glänzenden Augen zuhörten. Mit seiner schönen

Tenorstimme sang er uns seine neugelernten Studentenlieder vor, von denen eines durch seine getragene Melodie sich mir gleich tief einprägte: „Zu Augsburg steht ein hohes Haus“; kein eigentliches Studentenlied, mehr im Volksliedertone. Wir wurden nicht müde, uns erzählen zu lassen vom fröhlich-freien Studentenleben in der Verbindung, von den Professoren, besonders vom alten Professor Tholuck und seiner originellen Weise, mit Studenten umzugehen, von den Ausflügen an der Saale, besonders zur alten Feste und Ruine Trotha und Giebichenstein, alles war uns eine neue Welt voll Lust und Leben, die uns da aufging. Und da Pastor Braun auch Wingolfit gewesen war als Student, so stand die Verbindung für uns selbstverständlich allen anderen Verbindungen voran. Was uns Josi erzählte von den Unterschieden zwischen Wingolf und einer anderen christlichen Verbindung in Halle, der Luisconia, — so geringfügig die Unterschiede auch waren, uns erschienen sie als sehr wichtige Dinge. Josi rückte in unserer Hochachtung ein gutes Stück hinauf. Daß er eine Pfeife rauchte mit dem Wappen des Wingolf drauf, gelegentlich auch eine Zigarre, das sah zwar stattlich aus, aber sagte uns doch nicht so ganz zu. Es war schon während unsere Eltern in Gütersloh mit uns lebten, das absolute Rauchverbot aufgehoben worden im Gymnasium. Den Primanern war das Rauchen im geschlossenen Kreise gestattet, wenn sie die Erlaubnis ihrer Eltern dazu hatten. Unser Vater sagte uns, daß er uns das Rauchen nicht verbieten wolle, wenn wir in die Prima kämen, aber es würde ihm eine Freude sein, wenn wir aus eigenem Entschlusse darauf verzichteten. Dies genügte, um den Reiz zum Rauchen so gut wie völlig aufzuheben.

Gita blieb in Gohfeld bis Ostern 1866. Dann ging sie in die Haushaltungsschule der Diakonissenanstalt zu Kaiserswerth. Dort mußten die jungen Mädchen sämtliche Arbeiten in Haus und Wirtschaft persönlich leisten. Es machte doch auf uns einen starken Eindruck, als Gita — mit einem kleinen Seufzer, den man zwischen den Zeilen hörte, schrieb, daß sie mit ihren Kameradinnen den Kuhstall ausmisten mußte, und daß sie nachher selbst den Dünger auf Wagen luden, in den Garten führten und ihn ausbreiteten und eingruben. Geschadet hat es ihnen nicht fürs Leben. — Nach etwa einjährigem Aufenthalt in Kaiserswerth ist Gita dann nach Afrika zu den Eltern heimgekehrt.

III. Die Schule, die Kameraden und Lehrer.

Das Wesentliche über die Schule habe ich schon früher gesagt. Große Ereignisse im eigentlichen Schulleben haben sich nicht abgespielt in den letzten dreieinhalb Jahren. Das größte war uns ohne Zweifel die schließlich doch erwirkte Erlaubnis zur Konstituierung des Gymnasiums als eine selbständige Gemeinde mit eigenem Gottesdienst, eigenen Kommunionen und Konfirmationen. Der Superintendent aus Bielefeld introduzierte Pastor Braun feierlich in der Aula als ersten Pastor der neuen Schulgemeinde. Uns Gymnasiasten war er nun noch lieber als „unser Pastor“. Und den Damen gegenüber, welche um des Gymnasiums willen nach Gütersloh gezogen waren, kamen wir uns sehr gehoben vor, weil nur wir Schüler die Schulgemeinde bildeten mit unseren Lehrern zusammen, während andere Gemeindeglieder nicht aufgenommen werden durften. Tiefen Eindruck machte auch auf mich die erste Konfirmation, welche Pastor Braun in der Aula des Gymnasiums vollzog; 1865, vielleicht auch schon 1864. Ich war fast neidisch auf die Kameraden, die das Glück hatten, bei ihm die Lehre zu besuchen und von ihm konfirmiert zu werden. Aber andererseits freuten wir uns alle mit. Und als die erste Konfirmation stattfand, durften auch wir anderen, schon konfirmierten Schüler mit den Konfirmanden zusammen zum heiligen Abendmahl kommen. Auch manche von den Lehrern schlossen sich an. Unsere Aula war geschmückt, so gut es ging. Damen hatten für Altardecken und Altargeräte gesorgt. Es war uns wunderbar feierlich zu Mute, als wir zum erstenmal in unserer eigenen Aula das heilige Abendmahl empfangen. — Wir haben darum nicht aufgehört, auch in der Stadtkirche manches Mal zum heiligen Abendmahl zu gehen, wenn wir das Verlangen darnach hatten. Und von seiten des Gymnasiums wurde uns nicht die geringste Schwierigkeit in den Weg gelegt, wenn wir uns am Sonnabend eine Stunde freibitten mußten, um zur Beichte in die Kirche zu gehen. Aber am schönsten war es doch, wenn wir Abendmahlsfeier von Zeit zu Zeit in der Aula hatten.

So klar und deutlich der Charakter unseres Gymnasiums als einer christlichen Schule gewahrt wurde, indem doch nur solche Lehrer an die Anstalt berufen wurden, die sich selbst als gläubige Christen bekannten, ebenso klar und deutlich war unsere Anstalt auch eine deutsche = patriotische. Gewiß auch preussisch = patriotisch.

Aber der Umstand, daß doch auch eine Anzahl von Schülern aus dem übrigen Deutschland unser Gymnasium besuchten, bewirkte es, daß das patriotische Empfinden mehr einen nationalen, deutschen Zug bekam, und nicht einen staatlichen, preussischen. Natürlich konnte der preussische Patriotismus nicht fehlen. Zu seinem lebhaftesten Ausdruck kam er gerade am Königsgeburtstag. Anfänglich, so lange noch König Friedrich Wilhelm IV. lebte, war es der 15. Oktober, später der 22. März als Geburtstag des Königs Wilhelm I. Zum Geburtstag König Friedrich Wilhelms IV. am 15. Oktober wurden am Nachmittag des 14. Oktober von einer Menge von Damen in den Klassen Kränze gewunden. Wir Jungen (ich gehörte damals den unteren Klassen an) zogen durch die Stadt zu den wohlhabenderen Bürgern, welche Blumengärten hatten, und erbaten uns Blumen. Waschkörbeweise brachten wir denn auch unsere Blumenbeute zum Gymnasium, meist Astern und Georginen. Gütersloh, als streng königstreue Stadt, spendete mit Begeisterung seine Blumen, und wir Jungen trugen mit Jubel unsere bunte Blütenbeute den Damen zu. Ältere Schüler holten von außerhalb der Stadt Eichenlaub, — aus den Gärten kam auch feingefiedertes Spargelkraut mit brennendroten Beeren in großer Menge. So konnte denn die ganze Aula zum Festgottesdienst reich geschmückt werden.

Der Festgottesdienst war uns Schülern wirklich ein Fest! So in der schön geschmückten Aula und bei den schönen Liedern und der Festpredigt! Und am Nachmittag recht früh sammelten sich alle Schüler beim Gymnasium, um samt allen Lehrern mit fliegender Fahne und unter munterem Trommelschlag hinaus zu marschieren zu Bertels Kaffeehaus. Dort gab es auf der Wiese Turn- und Laufspiele, auch zwei Regelpbahnen. Um vier Uhr wurde in einem riesigen Zelte Kaffee getrunken mit herrlich schmeckendem Pfannbrot („Butterkuchen“), beides sehr reichlich für zwei oder drei Silbergroschen. Hernach wurde wieder gespielt, dazwischen patriotische Lieder gesungen, bis wir mit einbrechender Dunkelheit uns erst aufmachten zum Rückmarsch bis zum Gymnasium, wieder die Trommeln voran, die Fahne in unserer Mitte. Unvergesslich schön waren solche Tage und erweckten wirklich Liebe zum Königshause.

Gleich darnach kam der zweite große deutsch-patriotische Festtag, der 18. Oktober, als Gedächtnistag der großen Völkerschlacht von Leipzig im Jahre 1813. Dieser Tag hatte eine entschieden alldeutsche nationale Färbung. Und seine Popularität stieg noch höher, als

mit dem Tode König Friedrich Wilhelms IV. die Feier des Königsgeburtstages in eine ungünstigere Jahreszeit fiel und nur der 18. Oktober in der schönen Herbstzeit einen Festtag bildete.

Schon vierzehn Tage vorher, gleich nach den Herbstferien, fingen wir an mit den Vorbereitungen zum 18. Oktober. In der Schule wurden in den Singstunden nur noch patriotische Vaterlands- und Freiheitslieder gesungen. Aber noch viel schöner waren die Zurüstungen zum großen Oktoberfeuer, das am Abend des 18. Oktober außerhalb der Stadt auf einem Bauernfelde angezündet wurde. Ein möglichst großer Scheiterhaufen von Strauch wurde errichtet. Das Material zu demselben mußten wir Schuljungen uns zusammenbetteln. Am Nachmittag, nach den Schulstunden, zwischen halb fünf und halb sechs Uhr taten sich größere Trupps von Gymnasiasten zusammen, nach Klassen geteilt. Die Schüler der unteren Klassen schlossen sich an die Tertianer an, die oberen Klassen gingen auf eigene Hand vor. Wir liehen uns nun Leiterwagen, so große, daß sie für zwei Pferde bestimmt waren. An der Deichsel wurde ein langer Strick befestigt, in welchen in zwei bis drei Fuß Abstand kurze Hölzer eingeknotet waren. Und nun spannten sich wohl zwanzig und mehr Jungen vor einen Wagen und fuhren von Haus zu Haus in der Stadt, um uns Brennmaterial (Strauchbünde, Stroh, alte Kisten usw.) zu erbitten. Kurz vor halb sechs Uhr (dann begann die Arbeits- oder Lernstunde), fuhren die Leiterwagen beim Gymnasium auf den Turnplatz, wo wir unsere Beute abluden. Aber das war doch nur das wenigste. Die Hauptstreifzüge gingen an den freien Mittwoch- und Sonnabendnachmittagen hinaus in die umliegende Bauernschaft. Dort kannten wir schon die gutmütigsten und patriotischsten Bauernhöfe. Mancher Meier oder Kolonus erlaubte uns, ein ganzes großes Fuder aufzuladen. Das gab einen Jubel. Jede Klasse hätte gern den Ruhm gehabt, das größte Fuder zusammengebracht zu haben. Freilich, das Heimbringen kostete manchen heißen Schweißtropfen. Die Wege um Gütersloh herum waren damals noch nirgends chauffiert, sondern weiche Sandwege. Da hatten wir 20—30 große Jungen tüchtig alle Kräfte anzuspannen, um unsere Fuder durch den Sand nach Hause zu bringen. Um so stolzer waren wir, wenn wir endlich, mit heißgeröteten Wangen und schweißtriefenden Haaren ein volles Fuder auf den Turnplatz fuhren. Am 17. Oktober bekam die Prima einen Nachmittag frei, um alles gesammelte Brennmaterial zum Festplatz hinaus zu fahren und den großen

Scheiterhaufen kunstgerecht aufzubauen. Freundliche Besizer von Pferden stellten große, mächtige Leiterwagen, mit je zwei starken Pferden bespannt, zur Verfügung. So ging es denn schnell und lustig auf das Feld eines nahe gelegenen Bauernhofes hinaus. Am Abend war der große Reifighaufen aufgebaut, in der Mitte eine kleine Höhle, in der etwa drei oder vier Mann Raum hatten zu liegen, mit Stroh ausgepolstert, um von innen heraus das Feuer sich entwickeln zu lassen. Damit nicht Straßenjungen, die geschworenen Feinde des Gymnasiums, heimlich in der letzten Nacht den Holzstoß anzündeten, um uns die Freude zu verderben, so wachten vier oder fünf Mann. Zweimal habe ich auch solche Nachtwachen mitgemacht als Primaner. Wir zündeten uns ein Feuer an, kochten Kaffee, den uns eine freundliche, wohlhabende Pastorenwitwe gespendet hatte, buken uns Kartoffeln in der glühenden Asche, erzählten einander Geschichten, legten uns auch schlafen im Innern des Scheiterhaufens abwechselnd. Von einem benachbarten Bauernfelde mausten wir uns einige Mohrrüben. So verging die Nacht lustig und sehr interessant, im Bewußtsein unserer wichtigen Aufgabe, dem Vaterlande durch die Bewachung unseres Festscheiterhaufens einen wesentlichen Dienst zu leisten. Am Abend des 18. Oktober, gegen halb sechs Uhr, in der Dämmerung sammelte sich die ganze Schule beim Gymnasium. Fast ausnahmslos waren wir mit bunten Papierlaternen, die hoch auf einem Stod prangten, ausgerüstet. Wir haben die unseren immer selbst verfertigt, je bunter, desto besser. Es waren meist sechsseitige Laternen, jede Seite prangte in einer anderen Farbe. Die helleren Seiten bemalt mit Königskronen oder dem Namen des Königs usw. Im langen Zuge, von den Lehrern in strammer Ordnung gehalten, zwei und zwei marschierten wir nach Trommeltakt hinaus. Die Primaner waren schon auf dem Festplatze und erwarteten den Zug. Im Moment seiner Ankunft steckten sie den Feuerbrand ins Innere hinein und schnell stieg dicker Rauch durch Strauchwerk hinauf. Gleich darauf schossen die ersten roten Flämmchen aus der Spitze empor, und unter Leitung unseres Gesanglehrers, Herrn Goeder, stimmten zweihundert Kehlen laut an: „Flamme empor, flamme empor! steige mit loderndem Schein auf den Gebirgen am Rhein, glühend empor, glühend empor!“ Das war wirklich eine, vaterländische, jubelnde Begeisterung, unmittelbar, ungemacht. Reden wurden beim Oktoberfeuer nicht gehalten. Aber gesungen wurde eine ganze Reihe von schönen, erhebenden, patriotischen Liedern.

In ganz besonderer Erinnerung steht mir der 18. Oktober 1863, der fünfzigste Gedenktag der Schlacht bei Leipzig. Wir hatten besonders reichlich Brennmaterial gesammelt, so daß unser Scheiterhaufen wohl doppelt so groß geworden war, als sonst. Die Primaner hatten noch ganz im geheimen etwas vorbereitet, wovon niemand etwas ahnte, auch die Lehrer nicht. Sie hatten einen regelrechten Napoleon ausgestopft, sehr geschickt und unverkennbar ähnlich. Den hatten sie in der tiefen Dämmerung oben auf die Mittelstange gesetzt, um welche herum der Scheiterhaufen aufgebaut war. Auf dem Kopfe trug er den historischen dreieckigen Hut, mit einem mächtigen N davor. Und in sein Inneres hatten sie ein gutes Pfund Pulver versenkt. Als nun das Festfeuer angezündet wurde und wir, im weiten Kreise herumstehend, Hunderte von Gütersloher Bürgern mit Weib und Kind hinter uns, laut anstimmten: „Flamme empor, flamme empor!“ — da brachen eben aus dem Rauchwirbel die ersten großen Flammen empor und beleuchteten jäh den Napoleon oben auf der Stange. Durch die Reihen der Gymnasiasten zuckte helle Freude, aber doch daneben auch eine kleine Beklemmung. Den guten Gütersloher Bürgern aber ging die Kehle zu vor Schrecken! Man erwartete in jenen Jahren mit vollster Bestimmtheit den Krieg mit Frankreich. 1854—56 hatte Napoleons III. Orientpolitik in der Krim zur Demütigung Rußlands geführt. 1859 hatte er im Bunde mit Italien Osterreich bei Magenta und Solferino geschlagen und aus der Lombardei hinausgedrängt. Nun war alles überzeugt, daß jetzt Preußen an die Reihe kommen müsse, fürchtete sich vor dem bevorstehenden Zusammenstoß mit Frankreich. Man war dessen gewiß, daß wenigstens im Anfange des Krieges Frankreich weit über den Rhein hinüber seine Armeen führen würde, vielleicht bis nach Hannover, ehe es Preußen gelingen könne, seine Truppen aus der Osthälfte des Königreiches herbei zu bringen. Preußens Lage war ja damals eine sehr schwierige. Westfalen und Rheinland, die zwei Provinzen vollständig von den Hauptländern des Königreiches getrennt, Hannover, Nassau, Kurhessen dazwischen liegend. — Und nun sahen unsere Güzeler Bürger im Geiste schon Napoleons Regimenter Rache nehmen für diese Verhöhnung des großen Napoleon! Da! plötzlich gab es einen Krach und der ganze große Franzosenkaiser explodierte in hundert Fetzen. Wir Jungen jubelten laut, — den Güzelern aber fiel das Herz völlig in die Hosen. Erst 1870 nach den Tagen von Weißenburg und Wörth verging die letzte Sorge.

IV. Der Schleswig-holsteinische Krieg 1863—64.

Große Zeitungsleser waren wir in jenen Zeiten nicht. In ganz Nordwestfalen gab es keine einzige t ä g l i c h erscheinende Zeitung. Einmal oder höchstens zweimal in der Woche kamen die Blätter heraus. Telegramme in der Zeitung existierten damals in diesen Provinzialblättern noch nicht, kaum die Rubrik „Neueste Post“. Wer so neugierig war, täglich eine Zeitung lesen zu wollen, der konnte sie sich aus Berlin oder Köln verschreiben. Dort gab es wirklich eine Anzahl täglich erscheinender Blätter. Ein echter Gütersloher las aber grundsätzlich nur konservative Blätter, und deren gab es in Berlin nur zwei: die Kreuzzeitung und das Preußische Volksblatt. Nach Gütersloh kam nur die Kreuzzeitung in ein paar Exemplaren. Eines Tages drang aber doch auch nach Gütersloh das Gerücht, daß die Dänen in Schleswig-Holstein die deutsche Bevölkerung so maßlos quälten, daß man in Preußen aufgewacht sei. Das lag daran, daß der Freiherr von Bismarck-Schönhausen Ministerpräsident in Preußen geworden war. König Wilhelm hatte mit seinem Kriegsminister von Roon beschlossen, das preußische Heer einer völligen Reorganisation zu unterziehen. Das damalige Abgeordnetenhaus war in seiner Majorität überwiegend liberal und scharf oppositionell gegen die Regierung. Es bewilligte nicht die zur Armeeorganisation erforderlichen Gelder. Da berief der König Bismarck ans Staatsruder, und der ließ die Steuern, auch ohne Bewilligung durchs Abgeordnetenhaus, erheben und eintreiben, weil er wußte, daß die Durchführung der Heeresreform eine wirkliche Lebensfrage für Preußen, ja für Deutschland sei.

Eines Tages vernahmen wir: Preußen und Osterreich hätten im Auftrage des Deutschen Bundes die Exekutive gegen Dänemark übernommen. Überall hörte man singen: „Schleswig-Holstein meersumschlungen, deutscher Sitte hohe Wacht“. Es war im Winter 1863—64. Bittere Kälte war eingezogen, unerhört für Deutschland. Die Elbe froh zwischen Lauenburg und Hamburg so fest zu, daß man für Kanonen und Train, Kavallerie und Infanterie, keine Brücke zu bauen brauchte. Es waren gerade westfälische Regimenter mobilisiert zum Kriege. So waren wir also am allernächsten davon berührt. Bald war Holstein besetzt ohne Schwertstreich, auch Schleswig wurde von den Dänen zur Hälfte geräumt. Erst bei den „Düppeler Schanzen“ machten sie halt, am Ostufer Schleswigs, der Insel Alsen gegenüber. Dort hatten sie auf einem Hügelkranze

vierzehn gewaltige Schanzen aufgeworfen, die für fast uneinnehmbar galten. Um sie herum schloß sich der Belagerungsring der preußischen und österreichischen Truppen. Nur zum Meere hin blieb der Ring offen, also konnten die Dänen immer neue Zufuhr an Munition, Proviant und Mannschaften erhalten. Jetzt wurde die Sache so interessant, daß selbst wir Schuljungen anfangen nach den Zeitungen zu greifen und uns in sie versenkten. Und die Kriegsbilder im Daheim fesselten unser ganzes Interesse. Auch Privatbriefe von den Soldaten kamen. Die brachten neben kriegerischen Nachrichten merkwürdige Züge aus dem Lagerleben. So schrieb ein braver westfälischer Bauernsohn nach Hause: Die Schleswiger Bauern, bei denen sie in Quartier lagen, hätten herrliches Vieh und Schafe, — aber ganz besonders groß und zahlreich seien die schleswigschen Läuse. Zur Probe lege er einige Exemplare in seinen Brief, es müßten wohl Dänen sein, denn sie seien so feindselig und böse, daß es schwer zu leben sei. In ihrem Quartier habe er mit seinen Kameraden einen Pfosten aufgerichtet von der Diele bis zur Lage, — und daran rieben sie sich ihren Rücken, wenn die Plagegeister gar zu toll es machten. — Diese Soldatengeschichte imponierte uns Jungen sehr.

Bis zum Frühling zog sich der Krieg hin. Die Düppeler Schanzen wurden nach langer Beschießung im Sturm genommen. Ein Leutnant war der Erste drin gewesen, er hatte tollkühn sich auf die Schultern zweier Soldaten gestellt und sich über die Palisaden heben lassen, — merkwürdigerweise ohne sofort von den Dänen niedergemacht zu werden. Natürlich folgten ihm momentan seine Soldaten. Als das Regiment nach Beendigung des Krieges heimkehrte und in Gütersloh nächtigte, gab die Regimentskapelle ein Konzert, zu welchem auch wir Schüler gehen durften. Begeistert hörten wir den „Düppeler Schanzen-Marsch“, unter dessen Klängen die Schanzen erstürmt waren. Aber am gehobensten fühlten wir uns, als wir den kühnen Leutnant ganz aus nächster Nähe ansehen durften, mit dem Orden *Pour le mérite* um den Hals.

Der siegreiche Krieg zweier Großmächte, Oesterreich und Preußen, gegen das kleine Dänemark war ja eigentlich keine große Tat der Sieger. Aber eine große patriotische Erhebung brachte der Krieg doch, weil zur Befreiung bedrückter deutscher Brüder unternommen. Kaum zwei Jahre später kam der große,

V. Preussisch-österreichische Krieg von 1866.

Das waren nun freilich ganz andere Ereignisse. Hier standen zwei Großmächte einander gegenüber, und daneben alle deutschen kleineren Königreiche und Fürstentümer, — fast alle auf Österreichs Seite. Man war in Preußen in sehr ernster Stimmung, besonders in dem königstreuen Ravensberger Lande. Während der sogenannten Konfliktzeit zwischen Regierung und Abgeordnetenhaus, der sich noch immerfort verschärfte, hatten die Ravensberger Bauern unentwegt fest auf der Seite der Regierung gestanden. Alle ihre Abgeordneten vom Lande und aus den kleinen Städten waren streng konservativ. Das Ravensberger Land empfand es als eine brennende Schmach, daß in Bielefeld der Demokrat Waldeck als Landtagsabgeordneter gewählt war. Auch daß in Westfalen (der Freiherr von Vinke) einer der Hauptredner der liberalen Partei war, war den Ravensberger Männern ein Greuel, wenn sie auch zugaben, daß Vinke ein anständiger Mann sei¹. Um ihre Königstreue zu beweisen, haben damals die Ravensberger Bauern auf einem der größten Meierhöfe bei Engern ein großes patriotisches Landesfest im Sommer arrangiert, zu dem sie den Kriegsminister von Roon aus Berlin einluden. Und die Regierung, in ihrer sehr isolierten Stellung, hielt es für wichtig genug, den Kriegsminister hinreisen zu lassen. Aus Herford holten ihn die Bauern ab. Ein Meier kutschte selbst die Glaskutsche mit sechs langgespannten Pferden. Meiersöhne ritten zu beiden Seiten. Die lange Landstraße, etwa zehn bis zwölf Kilometer weit, war in einen Triumphweg verwandelt. Zahllose Ehrenbogen überspannten den Weg. Das ganze Land war mit Fahnen geschmückt. So ehrten sie den **M i n i s t e r i h r e s K ö n i g s**, dem liberalen Abgeordneten-
hause zum Troß.

Aber nun standen andere Gegner gegen Preußen als Landtagsabgeordnete! Halb Deutschland, allein schon reichlich so groß an Ausdehnung wie Preußen und dazu die große Habsburger Monarchie rüsteten sich, um das aufstrebende Preußen niederzubrechen. Und dazu im ganzen Lande die Unzufriedenheit der Liberalen mit der Regierung. Kein Wunder, daß man mit Sorgen in den Krieg ging. Freilich wir Jungen waren in gehobener Stimmung. Uns drückten nicht die Sorgen der Alten. Man wußte bald, daß der Krieg unver-

¹ In seinem Testament hat Vinke auch das Gütersloher Gymnasium bebacht (Der Herausgeber).

meidlich war und schon im Ernste dachte man daran, es könnte am Ende wieder ein Kampf um die Existenz Preußens gegen halb Europa werden, wenn etwa auch Frankreich diesen günstigen Moment wahrnähme, um über Preußen herzufallen und das linke Rheinufer zu annektieren. Hatte doch erst vor kurzem Kaiser Napoleon sich als Schriftsteller versucht und die Geschichte Julius Cäsars herausgegeben. Mit sehr unverständlichen begleitenden Worten hatte er seinem Werke eine Karte des alten Galliens beigefügt, dessen Ostgrenze auf der ganzen Linie der Rhein bildete. Man wußte allgemein, daß Napoleon es als nächstes Ziel seines Ehrgeizes ansah, wieder das ganze linke Rheinufer, von Basel bis zur Mündung des Rheines (also auch ganz Belgien und einen Teil von Holland), an Frankreich zu bringen. — Und doch waren wir Jungen in gehobener Stimmung. An einem Nachmittag, nach der Schule, als nun wieder Nachrichten angekommen waren, die das Losschlagen jeden Augenblick erwarten ließen, machten wir als Primaner einen Spaziergang nach Niemöllers Mühle hinaus. Vaterlandslieder wurden gesungen. Dann ergriff einer der Kameraden, Tellinghaus, das Wort und gab unser aller Gefühlen Ausdruck, als er rief: „Mag Osterreich und Deutschland in Waffen stehen, — mag im Westen der Welsche heimlich auf uns als Beute lauern, — mag im Osten die slavische Schlange sich krümmen gegen uns, — wir fürchten uns nicht, — mit Gott für König und Vaterland.“ Lauter Jubel und Gesang folgte seinen Worten.

Freilich ganz anders klang es am „Landesbuß- und bettag“, welchen König Wilhelm für seine ganze Monarchie ausschrieb, als der Krieg erklärt war oder werden sollte. Pastor Braun hielt eine ergreifende Predigt, aus der ein Passus sich mir tief eingepägt hat. Er sagte: „Nun steigt wohl vielen, vielen die Frage auf: Wer wird siegen? und wer wird unterliegen? Wer kann darauf die Antwort geben? Wir nicht. Nur Gott allein. Denn er allein kann e i n s sehen. Und auf das E i n e kommt es i h m an. Wo wahrhaftig gedemütigte Herzen sind, wo wirklich tiefe Buße ist vor i h m, auf d i e Seite wird er sich stellen. Reden oder denken wir auch nur an oder von eigener Gerechtigkeit, halten wir uns für besser oder würdiger der Hilfe Gottes, als unsere Gegner, dann sind wir schon gerichtet und verwerflich. — Und noch eins, was unsere Augen a u c h nicht durchschauen können: wo ein Volksleben mehr aufrichtiger Willigkeit ist, Gott zu dienen, sein Reich zu fördern, sich in s e i n e n Dienst zu stellen, das braucht er. Und will er gerade

diese durch Zucht noch mehr reinigen für sein Reich, und darüber irdische Macht und Sieg verwehren, damit sie gedemüthigt und nicht hochmüthig werden, so geht er eben seine Wege und nicht unsere Wege.“ Das waren ungefähr die Grundgedanken oder einer der Grundgedanken jener Bußtagspredigt vor dem Kriege. Ich glaube, bei vielen von uns ist sie oft im Leben wieder aufgewacht zur Beurteilung der Dinge der Welt und ihrer Geschichte in göttlichem Lichte.

Dann folgten die Ereignisse Schlag auf Schlag. Es war ganz überwältigend. Am 14. oder 15. Juni rückten unsere westfälischen Regimenter in Hannover ein. Was an der sächsischen Grenze geschah, erfuhren wir nicht sofort, weil doch ein oder zwei Tage der Telegraph, Post und Eisenbahn zwischen der Ost- und Westhälfte Preußens in den Händen der Feinde, der Hannoveraner, waren. Zugleich wurden Kurhessen und Nassau in Gewaltmärschen der rheinländischen Regimenter besetzt. Die durch Roon seit fünf Jahren durchgeführte Reorganisation der Armee bewährte sich auf das glänzendste. Die Mobilisierung und Herstellung der Kriegsbereitschaft der Truppen vollzog sich in überraschender Präzision und Ordnung. Selbst die Liberalen fingen an zu ahnen, daß sie eine Thorheit begangen mit ihrer Verweigerung der Mittel zur Heeresreorganisation. Und als dann in den ersten Gefechten die Zündnadelgewehre der Preußen (es waren die ersten Hinterladergewehre) ihre ungeheure Überlegenheit über die alten Vorderlader bewiesen, da fingen auch die bisher murrenden Gegner der Regierung an patriotisch zu werden und auf ihren Kriegsminister stolz zu sein. — Ich kann hier selbstredend nur meine persönlichen Erinnerungen schildern.

Als die Nachrichten von den ersten schweren Kämpfen kamen, von der Schlacht bei Langensalza, welche Hannovers Armee zur Kapitulation brachte (obgleich die Hannoverer das Schlachtfeld behaupteten), als man dann von der Besetzung des ganzen Königreiches Sachsen ohne Schwertstreich und von dem Einmarsch der großen Armeen in Böhmen hörte, da brach die Begeisterung los, aber doch gemischt mit sehr ernsten Gefühlen. Daß das Blut in Strömen floß, und daß es das Blut von Deutschen zum großen Teile war, das machte doch die Freude an den Siegen, auch bei uns Jungen, sehr ernst. — Aber mit unseren wöchentlich ein- oder zweimal erscheinenden kleinen Blättern konnten wir uns nicht zufrieden geben. Wir bestellten uns das Preußische Volksblatt aus Berlin, um tägliche Nachrichten zu haben. Und auch die Winkelblätter fingen nun an, Telegramme zu bringen.

Ununterbrochen kamen die Siegesnachrichten, aus Böhmen von Nachod, Skalitz, Gitschin, und vom Main her von Rissingen, so schnell, daß man kaum zur Besinnung kam. Alle die Namen der siegreichen Generale: Vogel von Falkenstein, Steinmetz, Blumenthal und viele andere waren in jedermanns Munde. Über alle aber ragten bald weit hinaus Moltke und Roon. Roon, der alles so wunderbar vorbereitet und ausgerüstet hatte, und Moltke, der die Feldzugspläne erdacht hatte und sie durchführte. Eines Tages hörten wir, die ersten Kriegsgefangenen würden am anderen Morgen früh um vier Uhr mit einem Zuge, von der Mainarmee her kommend, Gütersloh passieren. Natürlich ließen wir uns das nicht entgehen, auf diese Weise doch wenigstens ein lebendes Stückchen vom Kriege zu sehen. Denn das war das Einzige an diesem begeisterten Kriege, was uns nicht recht gefiel, daß wir so weit ab vom Kriegsschauplatz waren und so gar nichts zu sehen bekamen von Truppen und Kämpfen. Früh, vor vier Uhr, waren wir schon am Bahnhofe. Ein Zug kam an. Richtig, da sah man schon von weitem die weißen Uniformen der Oesterreicher! Waren das aber kleine, schwächliche Kerle! Sie kamen uns wie die reinen Knaben vor gegenüber unseren großen, strammen Westfalen. Das schien uns beinahe gar kein Wunder mehr, ja kaum eine Ehre, daß diese kleinen Kerle besiegt worden waren. Aber interessant war es doch, sie zu sehen, — wirklich aus dem Kriege gekommene Soldaten. Und dazu die Begleitmannschaften, unsere eigenen preussischen Soldaten. Die schienen uns lauter Helden zu sein. Bald war der Zug wieder abgefahren und außer Sicht.

Und nun kam von Bruder Josi ein Brief mit der Meldung, er ziehe auch in den Krieg, und zwar als Krankenpfleger oder Felddiakon! Viele Studenten, die nicht wehrpflichtig waren, vor allem die Theologen, hatten sich als Freiwillige zum Felddienst in Lazaretten und Ambulanzen gemeldet und waren gern von der Militärverwaltung angenommen worden. Wir waren wirklich ordentlich neidisch auf Josi, daß er solch ein Glücksvogel war. Nun bekam er den Krieg aus der allernächsten Nähe zu sehen und konnte selbst mithelfen! Ich weiß noch, daß wir die kurzen Feldpostbriefe, die er uns schrieb, mit heller Begeisterung lasen, und daß sie uns riesig interessant waren. Behalten habe ich leider nur, daß sie vom Main her datiert waren, und uns beschrieben, wie auf Mainfähnen Lazarette eingerichtet waren, in welchen Josi und viele andere Felddiakone arbeiteten.

Dann kam die große Siegesnachricht von Königgrätz! Das war überwältigend. So etwas hatten auch die kühnsten Hoffnungen nicht erwartet! Wie verschlangen wir die Nachrichten aus den Zeitungen! Zum Glück hatten wir damals Sommerferien. Aus dem Lernen wäre auch wohl kaum etwas geworden, so voll steckten die Köpfe und Herzen von Kriegsgedanken. — Preußen mußte nun alle seine Kräfte anspannen, um den Feldzug gleich nachdrücklich fortführen zu können. Jeder Schritt vorwärts im feindlichen Lande verringerte ja die Streitkräfte in bedenklichster Weise. Überall mußten ja die Eisenbahnlinien und Zufuhrstraßen gedeckt werden. Darum erfolgte schnell der Befehl, die ganze Landwehr zu mobilisieren. Sie sollte die Straßen und Eisenbahnen schützen, die massenhaften Kriegsgefangenen bewachen und die Festungen überall besetzt halten, um so die sämtlichen Linientruppen für den Frontdienst frei zu machen. Vom Mobilisierungsbefehl wurde auch Herr Ferdinand Wartsels betroffen, der als Reserveoffizier in kürzester Frist sich stellen mußte und zum böhmischen Kriegsdienst abging. Das ging uns doch sehr nahe und ließ uns den Krieg in etwas weniger rosigem Lichte erscheinen.

Besonders ernst wurde es uns zu Mute, als dann böse Nachrichten kamen von einem viel unheimlicheren Feinde als die Österreicher oder Bayern es waren. Die Cholera trat auf dem Kriegsschauplatz in Böhmen auf und breitete sich schnell aus, auch nach Preußen hinein. Gegen diesen Feind half kein Zündnadelgewehr und keine Heeresreorganisation! Und mit diesem bösen Feinde im Lager, in den Regimentern, mußte weiter marschiert werden bis unter die Tore Wiens und an die Grenzen Ungarns. Wie froh waren wir alle, als es endlich hieß, die Friedensverhandlungen hätten begonnen!

So ging der Krieg viel schneller zu Ende, als irgend ein Mensch es erwartet hatte. Man hatte einen siebenjährigen Krieg erwartet, und es war eigentlich nur ein siebenwöchiger geworden! Man hatte geglaubt, alle Universitäten, alle Schulen sogar würden geschlossen werden. Nichts davon! Alles ging seinen ruhigen Gang weiter. Und nun kam im Herbst ein ganz imposantes Stück der Staatskunst Bismarcks. Er legte dem Abgeordnetenhause den Bericht über den Staatshaushalt der letzten fünf Jahre vor und erbat Indemnität für die Erhebung der nicht vom Abgeordnetenhause bewilligten Steuern. So stellte er auch den inneren Frieden her.

Für meine eigene ganze Lebensentwicklung und Lebensgang ist der Krieg von 1866 von der tiefgreifendsten Bedeutung gewesen.

Als er ausbrach und man sich in ernstester Weise mit dem Gedanken einer jahrelangen Dauer des Krieges beschäftigte und im Zusammenhang damit an eine Schließung aller Universitäten dachte, da stieg natürlich in mir eine ernste Frage auf. Zu Ostern 1867 hatte ich das Gymnasium zu absolvieren. Dann sollte und wollte ich Theologie studieren, um darnach in den Missionsdienst zu treten. Es war der bestimmte Wille meines Vaters, daß ich fertig Theologie studieren sollte, ehe ich in die Missionsarbeit ginge, um so mehr, als er bestimmt hoffte, daß ich einst die Leitung des Gehilfenseminars im Hererolande übernehmen würde. Aber noch etwas anderes hatte unser Vater im Auge, wenn er für uns ein volles Theologiestudium erstrebte. Wir sollten nicht in das Barmer Missionshaus eintreten, um selbständiger zu werden in unserem inneren Leben.

Aber wo sollte und konnte ich studieren, um meinem Vater sobald als möglich zu Hilfe zu kommen? — Pastor Braun, als unser Vormund, hat offenbar ganz ähnliche Gedanken gehabt. Denn eines Tages, in der Kriegszeit, fragte er mich, was ich denn über mein zukünftiges Studium gedacht habe? Ich antwortete ihm, ich habe an Dorpat gedacht für den Fall, daß die deutschen Universitäten geschlossen würden. Er gab darauf keine direkt eingehende Antwort. Aber später stellte es sich heraus, daß er selbst auch das Auge auf Dorpat richtete. Er schrieb an meinen alten Onkel Pastor Georg Löfewitz in Riga und erbat sich von ihm Auskünfte über die Dorpater theologische Fakultät, — aber auch darüber, ob irgend welche Aussichten vorhanden wären, daß die Freunde oder Verwandten unseres Vaters etwas für die Kosten meines Studiums beitragen könnten? Onkel Georg hat die Anfrage ernst aufgenommen und antwortete mit einer recht anerkennenden Beurteilung der — damals noch jungen — Dorpater Professoren Ottingen und Engelhardt. Kurz war ja aus seinen vielen Büchern zur Genüge bekannt und Harnack hatte von seiner Wirksamkeit in Erlangen her einen guten Namen in Deutschland. Und als dann noch ein weiterer Brief von Onkel Georg kam mit der Zusage meines Onkels Guido, der damals Bevollmächtigter der Familie Ustinoff im Saratowschen war, er wolle für mein Studium 400 Rubel im Jahre geben, falls ich in Dorpat studiere, da war für Pastor Braun eigentlich innerlich die Frage entschieden, obgleich inzwischen der Krieg längst beendet war. Aber ohne diesen Krieg wäre wohl kaum jemand auf den Gedanken gekommen, mich nach Dorpat zu schicken. Mußten wir doch erst auf einer Karte suchen, um zu wissen, wo es lag.

VI. Nachträge aus den Jahren 1863 bis Ostern 1867, Schluß der Schulzeit.

a) Kameraden.

Vor meinen Augen treten aus der Reihe der Kameraden einzelne deutlicher hervor. Ist man schon vierzehn bis fünfzehn Jahre alt, am Ende des Knabenalters, nahe an der Grenze des Jünglingsalters, so fangen an tiefere Beziehungen hier und da sich zu bilden, die zu festen Freundschaften für das Leben werden können. Diese Ansätze finde ich in den letzten Jahren meiner Schulzeit. Es sind Ansätze geblieben. Der Übergang nach Dorpat und mein Bleiben in Rußland hat es nicht zu einem Ausreifen der Jugendfreundschaften kommen lassen. Ich habe es mein ganzes Leben hindurch tief empfunden, daß mich kein einziges persönliches Band, keine ausgereifte Freundschaft mit den Tagen der Jugend verbindet. Ich bin dadurch einsamer im Leben geworden als fast alle Menschen um mich her. Ich habe keinen Menschen im Leben um mich gehabt, seitdem ich 1867 zum Studium nach Dorpat kam, mit dem ich irgend etwas aus der Kindheit, aus der Schulzeit hätte austauschen können als gemeinsam Erlebtes. Niemand hier im Lande kennt das Land meiner Kindheit, niemand die Spielplätze und Spaziergänge, niemand die Kameraden, mit denen ich gelernt, gespielt und gelaufen bin. Niemand kennt meine Lehrer, niemand hat die Kirche gesehen, wo ich konfirmiert wurde, niemand mein Gymnasium, das für mich der Inbegriff einer Schule ist, wie sie sein muß. In dieser Hinsicht bin ich ein Fremdling hier im Lande geblieben allezeit. Nicht selten habe ich eine Art von Heimweh nach Menschen aus der Jugendzeit gehabt. In der Prima sangen wir in der Gesangstunde: „Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit klingt ein Lied mir immerdar. O wie liegt so weit, o wie liegt so weit, was mein, was mein einst war.“ Es machte mich schon damals immer wehmütig, wenn dieses Lied gesungen wurde mit seiner Melodie voll tiefsten Sehnsens. Aber ganz verstanden habe ich es erst, und zwar von Jahr zu Jahr immer mehr, seitdem ich in Rußland geblieben bin. All die Jahre hat es geklungen, und wird es wohl klingen, solange ich meinen Pilgerweg noch gehe. Das soll keine Klage sein, als wäre ich weltchmerzlich in wehevollen Stimmungen lebend gewesen. Nein! Ich habe trotz diesem Vermissten ein glückliches, schönes Leben gelebt. Aber wenn ich euch von meinen Lebenserinnerungen erzähle, so hätte ich etwas Wesentliches ausge-

lassen, wenn ich euch nicht hätte in die Einsamkeit meines Lebens, nach dieser einen Seite hin, hineinschauen lassen. Und hier war der rechte Ort dazu, da ich an die letzten paar Jahre der Schulzeit in Gütersloh denke, und die Kameraden alle, ich möchte sagen: greifbar lebendig vor meinen Augen stehen. Im Geiste sende ich ihnen Grüße hinüber in das Land, in die Zeit der Kindheit. Ob sie noch leben, — ich weiß es nicht! Für mich leben sie alle, als liebe, gute Kameraden, so wie sie damals waren. Aber nennen muß ich sie doch einmal noch. Da ist der liebe, gute Johannes Karsch, ein Rheinländer mit ganz krausem, dunkelbraunem Haar. Ein Bild der Gutherzigkeit. Keinem Kameraden hat er je weh getan. Wir waren besonders gute Freunde. Er saß immer über mir, vielleicht mit Ausnahme von Geschichte und Religion. In den alten Sprachen, in der Mathematik, im Französischen glänzend in seinen Leistungen. Jetzt (1910) ist er Leiter der Düsselthaler Anstalten. — Dann folgt der gute Bungeroth, kurz Bopp genannt, weil er aus Boppard stammte. Seine glatten Haare, mittellang geschoren, ganz schlicht. Seine Stimme war immer belegt, fast heiser. Ein durch und durch wahrer, ehrlicher Junge. Nichts weniger als schön von Aussehen, und doch von allen gern gesehen wegen des Ausdrucks unverfälschter Ehrlichkeit in seinem Gesichte. Also auch ein Rheinländer. — Von der Grenze des Rheinlandes, aus Hagen, stammten zwei Brüder van Eiden, von denen der ältere, Fritz, mir näher getreten ist. Aus einem wohlhabenden Kaufmannshause stammend, ein nobler Charakter im Grunde, aber innerlich zerrissen. Gingen wir allein, so waren es oft ernste, auch religiöse Gespräche, die uns beschäftigten, immer von ihm ausgehend. Furchtbar war ich erschüttert, als ich nach Jahren erfuhr, er habe sich erschossen, weil er zu keinem inneren Frieden kam. — Gustav Weber war ein blonder, immer freundlich aussehender Junge aus dem Rheinlande, wohlhabender Eltern Sohn. Alle hatten ihn gern, wie denn überhaupt alle gut zusammenhielten. In der Klasse gehörte Weber zu den besten Schülern. Eines Morgens war die ganze Klasse (damals Obersekunda) aufs tiefste erschüttert, als es hieß, Gustav Weber sei in der Nacht an einer Luftröhrenentzündung gestorben. — Einer der liebsten und am engsten befreundeten Kameraden war August Weihe, aus Haus Gohfeld, einem der wenigen Rittergüter des Ravensberger Landes stammend. Sein Vater war gestorben, seine Mutter lebte, eine prächtige, gütige Frau. August war — glaube ich — ihr ältester

Sohn. Etwas kleiner von Wuchs als ich, mit hellblonden, etwas wolligen Haaren und einem so reinen, ehrlichen Gesichte, aus dem die hellblauen Augen so treu und offen jeden anschauten, daß unwillkürlich jeder ihn lieb haben mußte. Seine ruhigen, etwas bedächtig ausgesprochenen Worte stimmten ganz zu seiner Persönlichkeit. Wie oft haben wir in den Ferien August Weihe vom Pastorat Gohfeld aus besucht! Uns waren das Festtage. August war auch Jäger und wir gingen einmal mit ihm hinaus auf die Stoppelfelder im September an einem wunderschönen Nachmittage. Ich bekam auch ein Gewehr in die Hand, aber losgeschossen habe ich es nicht. Wir sahen kein Wild, aber wenn auch: ich hätte kaum den Mut gehabt, auf ein lebendes Wesen zu schießen. August Weihe wollte von ganzem Herzen Theologie studieren. Er war ein grundfrommer Junge. Aber Gottes Wege waren andere mit ihm. Er bekam an einem Bein die Knochentuberkulose. Lange Zeit war er hoffnungslos krank als Student. Er mußte das Studium aufgeben. Wiederholte Operationen (soviel ich nachher gehört habe) brachten zwar Heilung des Leidens, aber auch eine solche Verkürzung des einen Beines, daß er an eine Wiederaufnahme des Studiums nicht denken konnte. Er wurde Landwirt und übernahm Haus Gohfeld. Merkwürdige Wege Gottes! Er besichlt um Arbeiter zu beten, und so manchen, der die schönsten Hoffnungen erweckt, nimmt er aus der Arbeit. Es wird wohl viel zu wenig g e b e t e t in der ganzen Küche um Arbeiter!

Ein uns sehr interessanter Kamerad tauchte eines Tages auf aus dem Norden. Der Pastor der deutschen Gemeinde in Wiborg, Steeger, brachte seinen Pflegesohn, der Pfingsten hieß, nach Gütersloh. Mit seiner an das baltische Deutsch lebhaft erinnernden Aussprache heimelte er uns Hahns an, als wäre er ein Stück aus der Heimat unseres Vaters. Er schloß sich auch zunächst an uns an, weil unser Vater seinen Pflegevater in Wiborg besucht und ihm von Gütersloh erzählt hatte. Pfingsten war entschieden ein dichterisches und schriftstellerisches Talent mit dramatischer Begabung. Er dichtete sehr hübsch, schrieb originelle gute Aufsätze mit einer sehr kraftvollen Handschrift, und als die oberen Klassen einmal eine Aufführung von Wallensteins Lager mit Erlaubnis der Lehrer öffentlich veranstalteten, da spielte er den Kapuziner mit einer verblüffenden Virtuosität. Pfingsten begründete auch einen kleinen Lesekreis (zu dem ich nicht mehr gehört habe, wohl aber Bruder Hugo), in welchem auch ein eigenes Blatt „Die grüne Weide“ mit Illustrationen herausgegeben

wurde. So bildete Pfingsten in den oberen Klassen ein anregendes Element. Das Gymnasium hat er in Gütersloh — glaube ich — nicht absolviert. Er hatte eben nur ein Interesse, und dem gab er sich ganz hin.

Bei einem Schüler ist eine so stark hervortretende Begabung in einer einzelnen Richtung immer gefährlich für seinen Bildungsgang. Wir hatten auch einen anderen Mitschüler, der in musikalischer Begabung weit alle anderen Mitschüler überflügelte. Er hieß William Mühlhäuser, stammte aus Milwaukee in Nordamerika, wo sein Vater deutscher Pastor war. Mühlhäuser war ein ungewöhnlich feiner junger Mensch. Sein feines, scharfgeschnittenes Gesicht mit den langen, ganz schlichten dunklen Haaren, mit dem immer freundlichen, lebenswürdigen Ausdruck, mußte man liebgewinnen. Er spielte glänzend Klavier. Kein Stück von Mozart, Beethoven, Liszt war ihm zu schwer. Er spielte es hinreißend schön. Und dabei war er in keiner Weise eingebildet auf sein Talent. Freilich, seine übrigen Studien litten unter der Musik, obgleich er ein gewissenhafter Schüler war. Aber sein Geist war doch zu sehr mit Musik erfüllt (er komponierte auch schon vielfach), als daß ihn Mathematik oder alte Sprachen hätten fesseln können. Er ist später nach Amerika zurückgegangen, soviel ich weiß.

b) Die Pfingstreise nach Detmold 1864.

In den Pfingstferien 1864 machten wir eine wunderschöne Pfingstreise nach Detmold, im schönsten Teile des Teutoburger Waldes. Pastor Meyer, der früher in Wüste lebe, angrenzend an Baldorf, hatte als treuer Freund unserer Eltern uns eingeladen. Sein Sohn Theodor, der ja schon von Wüste her mit seiner Schwester Martha uns eng befreundet war, sollte uns mitnehmen; zugleich auch seinen Vetter Franz Krebs, aus dem Rheinlande stammend. Franz Krebs war ein fabelhaft gutmütiger Junge; aber durch etwas starke Leichtgläubigkeit provozierte er die Necklust seiner Kameraden. Wir wanderten zu Fuß nach Detmold durch die Senne. Das ist der ganz sandige, dürre, fast ausschließlich mit Kiefern bestandene, fünf bis sechs Wegstunden breite Landstrich von Gütersloh bis an den Fuß des Teutoburger Waldes in direkt östlicher Richtung; nur hier und da finden sich Dasen in dieser Wüste der Senne. Dort, wo in Schluchten kleine Quellen kristallklar aus dem Sande hervordringen, da gibt es auch Laubholz und erquickenden Schatten, sonst brennend heiße Heide.

Es war ein sehr warmer Frühmorgen des Pfingstsonnabends, als wir aufbrachen. Unser Gepäck trugen wir in Ranzen auf dem Rücken, in den Botanisiertrommeln aber Butterbrot für den ganzen Tag, denn kein Wirtshaus passierten wir auf dem ganzen Wege. Es wurde bald heiß. Wolkenlos war der ganze Himmel. Chausseen und harte Wege gab es in dieser Gegend nicht, meist sandige Landwege. Bald verließen wir auch diese und zogen in schnurgerader Richtung durch die Senne auf die Detmolder Berge zu. Allmählich hörte das Singen auf. Der Schweiß rann uns in dicken Tropfen am ganzen Leibe hinab. Damals hatte mein Kopf die Eigentümlichkeit, daß er nicht schwigte (das hat mehrere Jahre gedauert, bis eines Tages auf einer Fußtour der Kopf feucht und naß wurde). Aber damals bezahlte ich die Trockenheit meines Kopfes jedesmal mit heftigen Kopfschmerzen. So auch auf jener Fußtour. Um Mittagszeit machten wir Rast in einer Schlucht der Senne an einer köstlichen Quelle. Unsere Getränke waren schon längst unterwegs verbraucht. Nachdem wir tüchtig gegessen und das schöne Wasser getrunken hatten, legten wir uns hin und schliefen. Am festesten Franz Krebs. Irgend einer von uns kam auf einen Einfall, der die Billigung aller der anderen fand. Er nahm leise Franz Krebs seine Botanisiertrommel fort und verschwand mit ihr und seinem eigenen Gepäck. Nach wenigen Minuten inszenierten wir anderen ein Schreckensgeheul: es seien Räuber in unser Lager gebrochen, — eben noch hätte man sie gesehen. Damit wurde Franz Krebs aufgeweckt, — bei der Mustering des Gepäcks fehlte seine Trommel. Daß ein ganzer Kamerad fehlte, das merkte Franz in seinem Erschrecken nicht. Ihm standen die Haare zu Berge über seinen Verlust, und bei dem Gedanken, daß er offenbar in größter Lebensgefahr geschwebt habe. Wir beschloßen die Verfolgung der Räuber aufzunehmen, von denen wir in der Richtung nach Detmold zu immer wieder etwas zwischen den Bäumen meinten auftauchen zu sehen. Zum Glück hielt der Räuber genau unseren Weg ein. Franz Krebs brannte darauf, ihn einzuholen und Rache zu nehmen. Die überstandene Todesgefahr schien ihn nicht einzuschüchtern. Mit seinem Eichenstocke wollte er dem Übeltäter blutig seine Untat vergelten. Wir zeigten denselben Eifer. Plötzlich tauchte der Vorausgeeilte bei uns auf, von der Seite her, durch einen Bogen, den er gemacht und brachte im Triumph die Botanisiertrommel, die er gefunden hatte. Offenbar hatte also der Dieb sie von sich geworfen, um sich der Verfolgung zu entziehen.

Es gab ein großes Triumphgeschrei! Als aber von hier und da ein verhaltenes Richern zu hören war, da ging plötzlich dem guten Franz ein Licht auf über die Lücke seiner Kameraden. Er hat doch nach kurzer Zeit unseren Bitten nachgegeben und ward wieder unser guter Freund.

Am Abend, als schon die Sonne niedrig stand, erreichten wir den Teutoburger Wald mit seinen herrlichen Buchen. Kurz vorher hatten wir noch das fürstlich Lippe-Deitmolder Gestüt gesehen, wo die halbwildten Sennpferde gezüchtet werden. — Wie wunderbar war der Kontrast zwischen der Wanderung in der glühendheißen Sonne und nun dem Gange durch die Buchen hin im köstlichen Schatten! Gegen Sonnenuntergang kamen wir müde in Detmold an, wo wir im freundlichen Pastorat nun eine wunderschöne Woche erleben durften. Am Pfingst morgen gingen wir nach dem Gottesdienste aus der Stadt hinaus in den Buchenwald. Der helle Sonnenschein drang durch das ganz junge lichtgrüne Buchenlaub, das von den Strahlen wie durchleuchtet aussah. In diesem Morgen ist mir zum erstenmal die ganze Schönheit des Buchenwaldes aufgegangen. Ich bin später noch oft durch den Buchenwald mit Entzücken gegangen. Aber wenn ich in der Erinnerung mir den Buchenwald vorstelle, so ist es nicht der Buchenwald Thüringens oder des Taunus, der vor mein inneres Auge tritt, sondern jener Morgen steht dann vor meinen inneren Blicken. Unser Weg führte uns damals am neuen Palais des Fürsten von Lippe-Deitmold vorüber. Für uns hatte es ein ganz lebendiges Interesse, seitdem wir die Fürstin Elisabeth von Herford, beim Abschiede von unseren Eltern, gesehen hatten, und seit wir wußten, daß unsere Eltern in diesem Palais zur fürstlichen Tafel waren gezogen worden. Ein Herzklopfen der Freude befahl uns, als uns Pastor Meyer in diesen Tagen sagte, er habe der Fürstin Elisabeth mitgeteilt, daß wir bei ihm seien und sie habe uns eingeladen zu ihr zu kommen zu einer bestimmten Stunde. Wir putzten und reinigten unsere keinswegs für Hofbesuch berechneten Sonntagskleider und betraten in bänglicher und doch sehr gehobener Stimmung ein paar Minuten vor der festgesetzten Stunde das neue Palais. Der höchst wundervolle Portier wies uns die Treppe hinauf. Mit ganz eigenen Gefühlen stiegen wir die breiten, teppichbelegten Stufen hinan. Fast kam es uns vor, als ob wir ein Stück Märchen erlebten. Ein wirkliches Schloß eines wirklich regierenden Fürsten! Ein Diener öffnete die Flügeltüren zum großen Audienzsaal, in den

wir eintraten. Wir wußten nicht, wohin die Augen zu wenden, und möglichst all die Pracht zu überschauen und nichts ungeesehen zu lassen. Die runden Sofas in der Mitte des Saales, die Lehnstühle und Stühle waren mit leuchtend gelber schwerer Seide überzogen, die schweren Vorhänge an den Fenstern von gleichem Stoffe. Dichte weiße Gardinen dämpften das Licht; mächtige Spiegel an den Wänden, so groß, wie wir sie noch nie gesehen hatten. Alles sah uns mehr kaiserlich als fürstlich aus. Nahe der Thür blieben wir stehen. Da wurde seitwärts eine Flügelthür geöffnet und herein trat in einem hellen Kleide die Fürstin, gefolgt von einer Hofdame. Wir machten unsere einstudierten drei Verbeugungen. Ich glaube, sie müssen ergötlich linksch ausgefallen sein. Die Fürstin kam freundlich auf uns zu und reichte uns die Hand, die wir in schicklicher Weise zu küssen versuchten, und dann führte sie uns in ihr Privatkabinett, das weniger prächtig, aber wundervoll gemüthlich eingerichtet war, lud uns zum Sitzen ein und begann eine freundliche Unterhaltung. Sie fragte nach unseren letzten Nachrichten von unseren Eltern, erzählte von dem letzten Briefe, den sie bekommen hatte. Daß sie uns bei Namen kannte und nannte, entzückte uns natürlich ungeheuer. Dann wandte sie sich an mich und zeigte mir ein Kuvert mit einer Gabe, die sie für das Augustineum in Djimbingué bekommen hatte. Sie wußte, daß es meines Vaters Wunsch war, daß ich an dieser Predigerschule einmal arbeiten solle.

Wie lange die Visite dauerte, weiß ich nicht mehr. Ich glaube kaum, daß es mehr als zehn bis fünfzehn Minuten waren. Es war uns von Pastor Meyer eingeschärft worden, darauf zu achten, wenn die Fürstin eine Redewendung brauche, die auf unsere Entlassung deute, daß wir uns dann gleich erheben, verabschieden und rückwärts zur Thüre bewegen sollten, das Gesicht immer zur Fürstin gewendet. Diese höfische Sitte erschien uns als der ernsteste Moment des ganzen Besuches; jedenfalls als der schwierigste. In der That deutete die Fürstin in sehr freundlicher Weise es an, daß wir gewiß noch viel in Detmold und Umgegend uns ansehen müßten und unsere Zeit auskaufen sollten, worauf wir uns erhoben und uns tief verneigend einen Dank stammelten. Die Fürstin reichte uns wieder freundlich die Hand und bat, unsere Eltern von ihr zu grüßen. Der Rückzug gelang uns einigermaßen kunstgerecht bis zur Flügelthür, und wir waren froh, als wir uns nun umkehren und geradeaus durch den Audienzsaal hinauswandern durften. Zum Glück hatte ich auch es

nicht vergessen, der Fürstin für die Uhr zu danken, die sie mir geschenkt hatte. Sie erkundigte sich auch, ob ich sie zum Andenken an sie trage?

Für uns war natürlich dieser Besuch ein bedeutsames Erlebnis. Daß unsere Verehrung für die wirklich reizend leutselige Fürstin nun noch viel höher stieg, ist ja natürlich. Es war in der That mehr die große Freundlichkeit dieser edlen Frau, welche von diesem Besuche her uns tief eingeprägt blieb, als die Pracht des fürstlichen Schlosses.

Sehr schön waren auch die Fußtouren, die wir in diesen Tagen machten. Die eine auf den sogenannten Hermannsberg hinauf, an dessen Abhänge sich die Reste der Wälle eines römischen Lagers befanden. Damals meinte man, es sei das letzte Lager der drei, schon furchtbar dezimierten Legionen des Varus aus der dreitägigen Teutoburger Schlacht gewesen. Spätere Forschungen stellen diese Annahme stark in Zweifel. Aber jedenfalls verdankt der Berg es diesem Lager, daß auf ihm das große Hermannsdenkmal errichtet worden ist. Damals stand erst der mächtige Steinunterbau, auf dessen Spitze wir hinaufstiegen, zu einer prächtigen Aussicht, weit, weit über den Teutoburger Wald ins Land hinaus. Der Bildhauer Wandel, der den ganzen Plan gefaßt hatte zu diesem Denkmal, hatte keine Hoffnung, seine Aufstellung verwirklicht zu sehen. Die Sammlungen stockten vollständig. Als 1870—71 Deutschland geeint wurde, da erwachte auch für diese Denkmäler wieder Begeisterung. Der Kölner Dom ist vollendet worden und Wandel hat noch selbst seinen Hermann aufrichten dürfen auf dem Gipfel des Berges, so daß man die Schwertspitze nun weit ins deutsche Land hinaus schauen kann.

Dann besuchten wir noch die sogenannten Externsteine; mächtige, hochragende Felsen, die ganz einsam, wohl hundert Fuß hoch, dastehen. Man weiß nicht, wie sie dahin gekommen sind. Nichts ihnen Ähnliches oder Verwandtes findet sich weit und breit. Oberhalb der Externsteine ist ein kleiner, lieblicher See aufgedämmt. Unten in den Steinen ist aus der allerersten Zeit, als das Christentum ins Land eindrang, eine winzige Christenkirche ausgehauen worden. Eine enge Türe führt hinein, nach wenigen Schritten folgt eine zweite noch viel engere Türe, so daß kaum ein Mann hindurch kann. Offenbar eine Erinnerung an das Wort des Herrn: „Geht ein durch die enge Pforte!“ Dann folgt, im Fußboden eingehauen, das Laufbeden, so groß, daß ein Mensch hineinstiegen kann. Uns interessierte diese ohne Zweifel älteste Kirche ganz Norddeutschlands aufs höchste.

Wir stiegen hernach auf die Gipfel der Steine hinauf. Auf dem See fuhr ein kleines Boot. Mit einem Male ertönte aus ihm ein wundervolles Quartett: „O sanctissima, o piissima dulcis virgo Maria“ (O allerheiligste, o allerfrömmste süße Jungfrau Maria), das alte sizilianische Marienlied. Uns ist ja die Melodie bekannt als „O du fröhliche, o du selige“. Gar zu schnell vergingen die schönen Tage dieser unvergeßlichen Pfingstferien. — Und nun noch eine andere Pfingstreise, ein Jahr später, 1865.

c) Die Pfingstreise nach Hermannsburg, 1865.

Tante Mally und Pastor Braun hatten beschlossen, Hugo und mir eine Pfingstreise nach Hermannsburg zu Pastor Ludwig Harms zu ermöglichen. Wer die Mittel dazu gab, das weiß ich nicht mehr, — habe es auch vielleicht nie gewußt. Die Jugend ist so glücklich, eine ihr gebotene Freude ohne viel Nachdenken über den Ursprung hinzunehmen und zu genießen. Ich meine damit nicht, daß sie den Dank vergißt. Aber das Annehmen der dazu erforderlichen Mittel wird der Jugend weniger schwer als den Alten. Ich glaube, dieses Mal gab Tante Mally uns das Geld. Natürlich fuhren wir vierter Klasse, wanderten auch teils zu Fuß und beköstigten uns unterwegs aufs bescheidenste. Aber das beeinträchtigte unsere Freude in keiner Weise.

Eine ungeheure Freude war es uns jedenfalls, als Tante Mally uns sagte, daß wir die Reise machen sollten. Bruder Josi war zur Universität gezogen. So sollten Hugo und ich nach Hermannsburg, in Begleitung unseres Pensionskameraden Johannes Karafiat, eines Tschechen, der auch bei Tante Mally für ein minimales Pensionsgeld untergebracht war. Ein Sohn blutarmer Weber, außerordentlich strebsam, wollte er Theologie studieren. Ich durfte nach Hermannsburg schreiben und um freie Aufnahme bitten. Damals zogen gerade zu Pfingsten eine Menge Missionsfreunde und Verehrer von Ludwig Harms, dem Begründer der sogenannten Bauernmission, nach Hermannsburg. Dort wurden sie alle gastfreundlich von den Ortseinwohnern aufgenommen. Nur mußte man sich zeitig anmelden. Wir wußten, daß ein alter Herr von der Lütke sich in Hermannsburg niedergelassen hatte. Er war ein Freund unseres Vaters. An ihn schrieb ich, ich glaube recht ungeschickt im Ausdruck, und bat um freundliche Aufnahme. Wir bekamen auch bald Antwort, daß wir willkommen sein würden, wenn wir uns damit begnügen wollten, im Bodenraum seines Hauses Betten zu haben.

So brachen wir Pfingstsonnabend früh auf. Es war ein trüber, wolkiger Tag. Die Reise im Bummelzug, vierter Klasse, dauerte viele Stunden. Aber das machte uns nichts aus, obgleich damals die vierte Klasse keine Bänke und keine Fenster, nur lose Leinen-
vorhänge, hatte. Unermüdtlich schauten wir hinaus, um Land und Leute, Menschen und Tiere, Städte, Dörfer und Bauernhöfe zu sehen. Die Sonne muß wohl schon im Sinken gewesen sein, als wir eine Station jenseits Celle die Bahn verließen, um in die Lüneburger Heide hinein zu wandern, noch etwa zwei Wegstunden weit. Weg und Steg war uns gänzlich unbekannt. Aber bald fanden wir Wander-
genossen, die dasselbe Ziel hatten. Gern schlossen wir uns ihnen an. Immer dämmeriger wurde es, während wir plaudernd durch die etwas einförmige Heide zogen. Kiefern und nichts als Kiefern, kleine Hügel, Heidekraut, — so ging es ununterbrochen. Wir passier-
ten kaum einen Bauernhof, da wir nicht eine Landstraße verfolgten, sondern von einem Missionszögling querwegs durchs Land geführt wurden. Endlich tauchten aus der tiefen Dämmerung hohe, mächtige Baumkronen auf. Eichen mußten es sein. Dazwischen die niedrige Turmspitze, die den Ort anzeigte, wo die alte Kirche stand. Und nun bogen wir in die Landstraße ein, zwischen Dorffeldern, an die sich Gärten und nun auch die Häuser von Hermannsburg schlossen. Es war schon so dunkel, daß wir einen vollen Eindruck vom Dorf nicht haben konnten. Bald standen wir vor dem Häuschen Herrn von der Lühes. Durch einen kleinen Blumengarten traten wir hinein. Ein niedriges, urgemütlich ausschendes einstöckiges Gebäude, die Längs-
seite der Landstraße zugewandt, die Giebelecken des Daches abge-
schragt. Herr von der Lüh, ein kleiner Mann mit ungemein freund-
lichem Gesicht, empfing uns und führte uns ins traulich anheimelnde Wohnzimmer, wo wir gleich zum Abendbrot eingeladen wurden. Unser Hausherr führte, soviel mir in der Erinnerung geblieben ist, die sämtlichen finanziellen Geschäfte der Hermannsburger Mission. Wir waren froh, als es zur Abendandacht ging. Freilich nicht zu Hause, sondern ins nahegelegene Pfarrhaus, wo Pastor Ludwig Harnis wohnte. — Ludwig Harnis ist ohne Zweifel einer von den Großen im Reiche Gottes gewesen in der Mitte des vorigen Jahr-
hunderts. Ich habe hier keine Lebensskizze vor ihm zu geben. Er hatte selbst eine tiefgreifende Bekehrung durchlebt. Dann hatte Gott in sein Herz eine brennende, starke Liebe zu den Heiden gelegt, die er auch in die Herzen seiner Bauerngemeinde hinübertrug. Im Zu-

sammenhang damit ging durch ganz Hermannsdorf und die Nachbarschaft eine große geistliche Erweckung, deren Mittelpunkt Ludwig Harms mit seiner urwüchsigem, packenden und tief in der Schrift und der lutherischen Lehre gegründeten Predigt war. Es meldeten sich bald junge Bauernsöhne bei ihm zum Missionsdienst. Aber keine Missionsgesellschaft konnte sie annehmen, weil sie nicht die nötige Schulbildung hatten. Da entschloß sich Harms, zunächst die jungen Männer aus seiner Bauerngemeinde in seinem eigenen Hause für die Mission vorzubereiten und es dann abzuwarten, welche weiteren Wege Gott ihm zeigen würde. Bald war in seinem Hause kein Raum mehr. Auch konnte er nicht soviel Zeit erübrigen, um alle in die Zöglinge zu unterrichten. So schritt er zur Anstellung der Lehrkräfte, dann zum Bau eines kleinen Missionshauses, und unter Gottes Segen wuchs das Werk der Hermannsburger Mission zu einer blühenden Mission heran, erst in Südafrika, später noch dazu in Indien. Als wir nach Hermannsburg kamen, war Ludwig Harms — ich glaube 66 oder 67 Jahre alt — schon schwer leidend. Seine Freunde wußten, daß seine Jahre gezählt waren. Nun gingen wir zur Abendandacht ins Pfarrhaus, in hochgespannter Erwartung, den Mann zu sehen, den viele weit und breit fast wie einen Heiligen verehrten. Im geräumigen Saale des Pfarrhauses saß er an einem kleinen Tische, mit einer Lampe vor sich, die Bibel aufgeschlagen. Seine Gestalt war sehr hager, gebeugt, gehüllt in einen Schlafrock. Niemand grüßte ihn persönlich, alle nahmen still und schweigend ihre Plätze ein auf den Stühlen längs der Wand. Wir kamen in eine ziemlich dämmerige Ecke. Zum Glück! Nach einigen Minuten begann die Andacht. Pastor Harms verlas mit sehr leiser, aber klar vernehmbarer Stimme einen Text, legte ihn aus und dann knieten alle nieder zum Gebet. Ob das Gebet sehr lang war, weiß ich nicht. Uns, die wir doch nun von der Reise recht ermüdet waren, dauerte es doch viel zu lang. Ich konnte nicht folgen, sondern schlief fest ein, so daß ich erst aufwachte, als die anderen sich erhoben und die Stühle rückten. Zum Glück hatte in der tiefen Dämmerung meiner Ecke niemand es bemerkt, daß ich eingeschlafen war. Ich selbst kam mir ganz gebrochen vor, ein halber Heide, daß ich bei einem Gebet von Ludwig Harms einschlafen konnte. — Wir durften nun schnell schlafen gehen. Im Bodenraume des Lüheschen Hauses, hinter einer leichten Gardine, standen unsere einfachen Feldbetten, in denen wir bald im tiefsten Schlafe lagen.

Am Pfingstnorgen waren wir früh heraus. Es war herrlichstes Wetter. Wir sahen uns etwas in Hermannsburg um, durften aber nicht weit gehen, um nicht den Morgenkaffee und die Morgenandacht zu versäumen. Die Missionszöglinge leiteten die Festfeier ein durch das Blasen eines Chorals auf dem Kirchhofe, daß es weithin durch den stillen, sonnenhellen Morgen klang über das ganze Dorf. Kurz vor neun Uhr ging es zur uralten Kirche. Umgeben von hohen alten Linden und Eichen liegt sie mitten im Dorfe auf dem etwas erhöhten Kirchhofe. Sie stammt aus der Zeit Karls des Großen. Wir fanden sie schon g e d r ä n g t voll. Aus Hermannsburg selbst fehlte vielleicht kein Mensch, der konfirmiert war. Und im Altarraum war es dicht besetzt von Fremden. Dort fanden auch wir noch ein enges Plätzchen. Als erstes Lied wurde gesungen: „O heiliger Geist, o heiliger Gott!“ Das war ein mächtiger Gemeindegesang, rhythmisch, frisch und lebhaft, getragen von Posaunen- und Orgelklang. Ich hatte früher dieses Lied noch nie gehört. Während des Gesanges entstand eine kleine Bewegung an der uns gegenüber liegenden Seite der Altarhalle, wo die Sakristeitür sich öffnete. Ganz langsam erschien Pastor Ludwig Harms und, die Füße kaum voreinander setzend, schob er sich ganz, ganz langsam zum Altar hin. Er war damals schon schwer wassersüchtig, die Füße sehr stark geschwollen. Mit leiser, kaum hörbarer Stimme begann er die Liturgie zu halten. Nach damaliger hannoverscher Gottesdienstordnung (?) wurde in der Liturgie nach der Altarlektion eine Ansprache eingefügt. Kaum hatte Pastor Harms mit ihr begonnen, so steigerte sich seine Stimme. Sie wuchs immer mehr an Kraft und Fülle, die Rede floß immer mächtiger von seinen Lippen, so daß man nach zwei Minuten es ganz vergessen hatte, daß ein sterbenskranker Mann am Altare stand. Drei Viertelstunde dauerte die Altarrede. Nach Schluß der Liturgie schlich Harms wieder zur Sakristei, wie er gekommen war. Genau dasselbe wiederholte sich, als er während des Hauptliedes zur Kanzel schritt. Die Predigt dauerte wieder drei Viertelstunden. Ich kann mich leider nicht mehr auf die Texte und den Inhalt der beiden Predigten besinnen. Nur das weiß ich, daß keine Spur von Müdigkeit oder Unaufmerksamkeit uns ansocht. Wir waren nur von tiefster Andacht und von höchster Bewunderung für Pastor Harms erfüllt.

Aus der Kirche gingen wir mit Herrn von der Lühe am Missionshause vorüber. Es ist entstanden aus jenem ersten kleinen Bau, den Harms für 3000 Taler aufführen ließ, als er im Pfarrhause keinen

Platz mehr für Zöglinge hatte. Er war im Glauben fest davon überzeugt, daß Gott ihm das Haus geben werde, wenn er ihm das, was noch viel größer ist, die lebendigen Menschen, zum Missionsdienste zuführte. Der Tag der Übernahme des Hauses und der Zahlung der Bausumme kam heran und Harms hatte noch nicht einen Taler. Der Baumeister kam, legte die Rechnungen vor, — der Moment der Zahlung kam; da klopft es an. Der Adjutant des Königs von Hannover trat ein und überreichte 3000 Taler. — Der König hatte, am selben Tage Celle passierend, plötzlich keine Ruhe gehabt: er mußte 3000 Taler an Harms senden für die Mission.

Nach dem Mittag war eine Ruhepause bis drei Uhr. Dann kam die sogenannte Kinderlehre in der Kirche. Sie war wieder gefüllt, wenn auch nicht so wie am Morgen. Im Mittelgange und am Gange entlang in den Bänken stand die ganze unkonfirmierte Jugend von Hermannsburg, — die Eltern hinter ihnen weiter in den Bänken. Nach einem Gesange und Textverlesung fing Pastor Harms an, zuerst in der Altarhalle, dann im ganzen Mittelgange, die Jugend zu katechisieren. Dazwischen richtete er direkte Fragen an die Erwachsenen, die mit lauter Stimme antworteten. Als er mir gegenüber stand, hatte ich mit Herzklopfen Angst, er könnte auch mich fragen und ich ihm die Antwort schuldig bleiben. — Um vier Uhr war die Kinderlehre zu Ende. Wieder hatte Harms alle Schwachheit und Schmerzen überwunden mit eiserner Energie, um seine Arbeit zu tun, so lange es noch irgend ging. — Von vier bis halb fünf Uhr war Kaffeestunde für die auswärtigen Gäste im Pfarrhause. Als wir in den Saal traten, saß Pastor Harms im Schlafrocke wieder am selben Tischchen, wie am Abend vorher, — seine lange Pfeife rauchend, eine große Tasse Kaffee vor sich. Alle Gäste hielten sich in leiser Unterhaltung fern von ihm, um ihm Ruhe zu gönnen. Nur eine etwas ältliche Dame hatte sich zu ihm gesetzt, zu unser aller Enttäuschung, und suchte ihn in ein Gespräch zu ziehen. Es machte uns ein stilles Vergnügen, zu sehen, wie alle ihre Versuche scheiterten. Entweder antwortete er gar nichts oder nur kurz „nein“ oder „ja“. Ihm, dem Todmüden, mochte diese zudringliche Verehrung wirklich eine Versuchung sein.

Nach der Kaffeestunde hielt Pastor Harms auf dem mächtig großen Flur oder der Diele des Pastorats eine plattdeutsche Bibelstunde über den Kämmerer aus dem Mohrenlande. Diese Stunde war zweifellos das Schönste des ganzen Pfingstfestes in Hermannsburg.

Pastor Harms saß auf einem Lehnstuhle, etwas erhöht, Herr von der Lühe hielt ihm die mächtig große plattdeutsche Bibel vor, aus der Pastor Harms den Text vorlas. Und dann sprach er plattdeutsch, so einfach und doch so herzwinnend, daß man spürte, h i e r war er in seinem eigensten Element. Die große Flur war voll von Menschen, alle bewegt und tief aufmerksam.

Der zweite Pfingstfeiertag verging in fast genau derselben Weise, nur die plattdeutsche Bibelstunde fiel aus. Bruder Hugo und ich waren aber geradezu erschrocken, als uns Herr von der Lühe zu Mittag sagte, Pastor Harms wolle uns beide nach dem Kaffee in seinem Studierzimmer sehen. Er liebe unseren Vater, und da er gehört habe, daß wir in Hermannsburg seien, so wünsche er uns zu sehen. So hoch erfreut wir einerseits waren, daß wir ganz persönlich mit Pastor Harms sollten sprechen dürfen, so schwer war uns doch der Gedanke, daß er am Ende der Festarbeit, die ihn doch bis aufs äußerste mußte erschöpft haben, noch uns sprechen wolle. Ich weiß aber, daß wir beide diese Freude und Ehre, mit Pastor Harms ganz allein in seinem Zimmer sprechen zu dürfen, noch viel höher anschlugen, als den Besuch bei der Fürstin Elisabeth im vorigen Jahre.

Wir wurden denn (die einzigen von allen Festgästen in Hermannsburg) nach dem Kaffee in das Studierzimmer geführt. Dort saß Pastor Harms mit dem unverkennbaren Ausdruck der tiefsten, völligen Erschöpfung. Wir wären am liebsten gleich umgekehrt. Aber mit freundlicher, leiser Stimme bat er uns, wir möchten uns hinsetzen. Nun fragte er nach unseren Eltern und den letzten Nachrichten von ihnen, nach unseren Absichten für den späteren Lebensberuf, nach dem Gymnasium in Gütersloh, unter anderem nach der Zahl der Religionsstunden in der Woche. Als er hörte, daß es drei seien, rief er erstaunt aus: „Und d a s will ein c h r i s t l i c h e s Gymnasium sein?! Als ich in der Schule war in . . . (er nannte den Ort), da hatten wir t ä g l i c h drei Stunden Religion, und ihr habt nur drei Stunden in der W o c h e! Und wir sind darum in allen anderen Fächern auch nicht dunim geblieben. Nein! Nein! D a s mußte anders sein!“ Nach etwa zehn bis fünfzehn Minuten verabschiedeten wir uns. Wir trugen in uns das Bewußtsein, mit einem großen Menschen und einem großen Christen geredet zu haben. Ich freue mich noch heute darüber.

Am nächsten Morgen, ganz in der Frühe, brachen Johannes Karafiat und ich auf. Hugo, der etwas unwohl war, blieb einen Tag

länger in Hermannsburg. Wir beide wollten einen Teil des Rückweges zu Fuß machen, von Stadthagen bis Holtrup und Deynhaus. Die Nacht brachten wir in einem kleinen Dorfwirtshause zu, auf der Bank im Wirtszimmer, um billiger auszukommen. Am Brunnen, unter freiem Himmel wuschen wir uns und trockneten uns mit einem Taschentuch notdürftig das Gesicht. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, die Morgenluft war bitterkühl. Zu essen oder zu trinken bekamen wir noch nichts. So wanderten wir unsere Straße durch die noch schlummernde Flur, bis die Sonne aufging. Dann kehrten wir im nächsten Dorfwirtshaus ein, tranken heißen Kaffee, der gut schmeckte, obgleich zu allermeist aus Zichorie bereitet, und aßen tüchtig grobes Roggenbrot mit Butter. Dann ging es frisch vorwärts. In Stadthagen (Fürstentum Lippe=Bückeburg) sahen wir uns den Schloßpark an. An der Pforte desselben stand eine mächtig beeindruckende Inschrift: „Kinder mädchen und Hunden ist der Eintritt verboten.“

Eine kleine, uns tief kränkende Episode schloß die Erinnerung an die Reise nach Hermannsburg. Von Pastor Ludwig Harms hat es nie ein gutes Bild gegeben, weil er nie sich dazu verstanden hat, eine photographische Aufnahme machen zu lassen. Es gab nur das bekannte Bild, ihn darstellend, wie er im Schlafrock sitzt, vornüber gebeugt, die Pfeife rauchend. Aber dieses Bild war sehr wenig ähnlich. Nun hatte Hugo ein hübsches Zeichentalent, und es war ihm gelungen, mit dem Bleistift ein Profilbild von Pastor Harms im Lalar zu entwerfen, das ganz frappant ähnlich war, obwohl nur aus dem Gedächtnis gezeichnet. Wir waren unendlich froh in dem Gedanken, daß auf diese Weise durch Vervielfältigung wohl Tausenden von Verehrern von Ludwig Harms eine große Freude bereitet werden könne. Um ganz sicher zu sein, daß das Bild gut sei, sandte Hugo es nach Hermannsburg an einen Missionszögling, mit dem wir zu Pfingsten näher bekannt geworden waren, und bat ihn um sein Urteil. Nach einiger Zeit bekamen wir das Bild zurück. Aber unbeschreiblich war unser Schrecken und unsere Entrüstung, als wir sahen, daß man einfach den Kopf wegradiert und statt dessen genau den Kopf von dem anderen, unähnlichen Bilde hingezeichnet hatte. — Hugo versuchte wohl, noch einmal aus dem Gedächtnis ein Bild von Pastor Harms zu entwerfen. Aber es gelang nicht mehr. Und als im Herbst 1865 Pastor Harms an der Wassersucht starb, nach schweren, geduldig getragenen Leiden, da wachte noch einmal der Kummer auf darüber, daß das Bild vernichtet war.

d) Im Barmener Missionshause.

In den Jahren 1863 bis 1867 sind wir wiederholt im Missionshause in Barmen zum Besuch gewesen. Das war uns auch jedesmal eine große Freude. Einen Besuch machten wir, glaube ich, in den Osterferien 1864. Es war jedenfalls vor dem Besuch in Detmold. Ich weiß, daß wir uns sehr wohl fühlten im Verkehr mit den Missionszöglingen. Auch die Frau Missionsdirektor Fabri war uns sehr lieb und freundlich. Vor dem Missionsdirektor Dr. Fabri, einem sehr bedeutenden Manne, hatten wir etwas Scheu und großen Respekt. Er forderte Hugo und mich bei einem der Besuche zu einem Spaziergange auf. Hier brachte er die Rede auf unsere Zukunft. Als er unseren Wunsch und Entschluß hörte, Missionare werden zu wollen, war er ganz einverstanden damit. Aber er fragte uns sehr ernst, ob es uns denn auch wirklich auf die Mission, die Arbeit an den Heiden ankomme, — und nicht etwa nur auf den Gedanken, nach Afrika oder zu unseren Eltern zurückzukehren? Was würden wir etwa tun, wenn uns die Missionsleitung nicht nach Afrika sende? Denn für einen Missionar sei unbedingter Gehorsam unerläßlich. Wir antworteten ihm, daß wir zuerst am liebsten ins Hereroland gehen würden, aber sicher bereit wären, auch an jeden beliebigen anderen Ort uns senden zu lassen. Damit gab er sich zufrieden.

Unter den Missionszöglingen hatten wir einen intimen Freund. Er hieß Fald und stammte aus Reval. Schon diese Tatsache, daß er aus der Heimat unseres Vaters kam, machte ihn uns besonders lieb. Und er war auch gegen uns besonders freundlich. So machte er mit Hugo und mir auf seine Unkosten eine schöne, kleine Fußtour, bei der wir eine tief in einen Berg hineinführende Höhle besuchten. Eines Abends spielten wir im Missionshause ein kleines drolliges Stück: „Das Konsistorialexamen des Herrn Kandidaten Jobs.“ Weder hatten wir Rollen zum Lernen, noch Kostüme, noch eine Bühne. Wir hatten von Bruder Josi, glaube ich, das Studentenstücklein gehört und es uns eingeprägt. Hernach haben wir es mehr als einmal wiederholt. Damals in Barmen haben die Missionszöglinge sich geschüttelt vor Lachen. Als wir später in Detmold waren, spielten wir es zum Geburtstage von Pastor Meyer zum größten Vergnügen der Familie. Auch der Bruder des Pastors, welcher eine Privatirrenanstalt für junge Damen aus reichen Familien hatte, sah die Aufführung an und lud uns sofort ein zu einem Besuche in seiner Anstalt. Wir

sollten seinen jungen Damen unser Stück vorführen. So wurden wir zur wandernden Schauspielerbande. Sehr sonderbar war es uns zu Mute, als wir vor zirka zwölf bis fünfzehn jungen Mädchen spielen mußten. Und dabei der Gedanke, daß sie alle eigentlich unzurechnungsfähig waren (so dachten wir uns ihren Zustand). Später erfuhren wir, daß sie leichtere Patientinnen waren mit einzelnen fixen Ideen. Wir entledigten uns unserer Aufgabe ganz passabel und zum großen Vergnügen unserer hübschen Zuschauerinnen. Später machten wir mit ihnen einen Spaziergang in den Wald hinein, wobei wir uns nicht genug wundern konnten, wie vergnügt sie waren und wie vernünftig sie redeten.

Aus Barmen brachten wir jedesmal ein verstärktes Gefühl der Liebe zur Mission und der Zugehörigkeit speziell zur Barmer Mission nach Gütersloh mit. Immer mehr trat in unseren Wünschen, einst Missionare zu werden, das persönliche Motiv der Liebe zu unseren Eltern und das Verlangen, ihnen nahe sein zu können, so intensiv es auch blieb, zurück gegen das sachliche Motiv (wenn ich es so nennen darf) der Liebe zum Heilande und zu den Heiden, gleichviel wo wir arbeiten sollten. Und doch! Jedesmal, wenn ich ernstlich den Gedanken durchdachte, daß ich vielleicht nicht nach Afrika ausgesandt werden sollte, zog sich mein Herz in krampfhaftem Schmerz zusammen.

e) Der Schluß der Schuljahre.

Ich eile zum Ende der Schulzeit und übergehe lieber kleine Erinnerungen, z. B. die schönen Schachabende, die wir hatten, an Sonntagen im Winter, meist aber in den Weihnachtsferien. Da kamen wir bei Kameraden oder auch bei uns zusammen und spielten mit größtem Eifer Schach zu zweien aber auch zu vieren.

Tief bewegt, ergriffen war die ganze Schule durch den Tod Dr. Heinrich Vorreiters, unseres Geschichtslehrers. Er hat nur wenige Jahre am Gymnasium gearbeitet. Aber seine Geschichtsstunden (wenn auch kaum ein einziger von uns damals ihn ganz verstanden hat) waren so viel tiefer, als die gewöhnlichen, daß er uns fast alle fesselte und begeisterte. Er sah die ganze Weltgeschichte im tiefsten Grunde als eine Geschichte des Reiches Gottes auf Erden an. Nicht die äußeren Ereignisse des Entstehens und Vergehens der Völker und Völkerreiche waren ihm die Hauptsache. Ihm bildeten sie nur den Rahmen der Entwicklung der Menschheit ihrem Ausreifen entgegen



Frau Missionar Hahn.

zu einem Reiche Gottes. Auch in den sozialen und wirtschaftlichen Entwicklungen der Völker sah er nur Faktoren der Weltgeschichte, in denen viel tiefere Gegensätze sich im Kampfe austragen. Er sah hinter allem, was man sonst als Weltgeschichte darstellt, die Geistesmächte einer anderen Welt, Licht und Finsternis, Gerechtigkeit und Selbstsucht im Ringen um den Sieg in der Menschheit. Es läßt sich denken, daß ein solcher Geschichtsunterricht unendlich mehr fesselte als der landläufige, — daß er aber andererseits von uns nur ahnend verstanden wurde. Erst nach dem Tode Dr. Vorreiter's ging uns etwas von der Bedeutung seiner geistreichen Persönlichkeit auf.

Geliebt im eigentlichen Sinne hatten wir Dr. Vorreiter nicht. Er war zu krank, zu nervös und reizbar, um die wirkliche Liebe der Schüler zu erwerben. Aber wir schätzten ihn sehr hoch. Als die Nachricht von seinem Tode eines Morgens in der Schule bekannt wurde, da waren wir ausnahmslos tief erschüttert. Er war der erste Lehrer der Schule, der durch den Tod abgerufen wurde. Tief, für viele unauslöschlich, drangen uns die Worte Pastor Brauns ins Herz, als er uns sagte, mit welcher treuen Liebe Dr. Vorreiter an uns gearbeitet hatte. „Es mögen wenige unter euch sein, vielleicht auch kein einziger, für den unser heimgegangener Freund und Lehrer nicht mit mir gebetet hat, — für viele unter euch aber hat er es vielmals getan.“ Als wir im Jahre 1901 das fünfzigjährige Jubiläum des Gymnasiums in Gütersloh begingen, fand auch auf dem Kirchhofe an einem Morgen früh eine schöne, stille Gedächtnisfeier der hier beerdigten früheren Lehrer Dr. Vorreiter und Dr. Munde statt. An ihren Gräbern wurden Kränze niedergelegt. — Damals suchte ich auch Lante Mallys und Otto Clostermeyers Gräber auf, nebeneinander, mit großblättrigem Efeu dicht bewachsen.

f) Das Abiturientenexamen.

Bruder Hugo und ich arbeiteten meistens, solange es taghell war, an Stehpulten, weil wir ja in der Schule schon genug gefessen hatten. Auch kamen wir uns so etwas erwachsener vor. Sobald die Lampe angezündet werden mußte, rückten wir freilich an einen gemeinsamen Tisch. Petroleumlampen kannten wir damals noch nicht. Erst als Student habe ich sie kennen gelernt. In Gütersloh brannten wir ganz einfaches Rüböl in sehr primitiv eingerichteten Lampen.

Nun rückte das Abiturientenexamen für mich heran. In Güters-

loß bestand ein hübscher alter Brauch, von dem ersten Abiturium der Schule her. An dem Tage, an welchem das mündliche Examen stattfand, war der Unterricht für alle Klassen geschlossen, weil alle Lehrer beim Examen zugegen sein mußten. Wir waren aber alle verpflichtet, solange das Examen dauerte (einen Nachmittag bis spät abends und einen Vormittag bis zwölf Uhr etwa) zu Hause zu sein und zu arbeiten. Nur die Unterprima, d. h. alle nicht zum Examen vorgehenden Primaner, durften kurz vor zwölf Uhr sich an dem Gymnasium versammeln mit so vielen schlichten Efeukränzen, als Abiturienten drinnen waren. Sobald nun die Lehrerkonferenz unter dem Vorsitz des Provinzialschulrates das Examen für bestanden erklärt hatte, stürmten die glücklichen Abiturienten heraus, — draußen von den Kameraden lebhaft beglückwünscht. Jedem wurde ein Efeukrantz um seine Müze befestigt. Dann nahmen die Kameraden sie zwischen sich in festgeschlossenen Reihen, Arm in Arm, etwa sechs oder sieben in einer Reihe, und so zog man durch die Stadt mit laut-schallendem Gesange des Berschens (immerfort wiederholt): „O wie herrlich, o wie schön ist es in die Schul' zu gehn. Da lernt man viele schöne Sachen, die ein'n fromm und fröhlich machen. O wie herrlich, o wie schön ist es in die Schul' zu gehn.“ Alle die glücklichen Abiturienten wurden auf diese Weise bis zu ihrer Wohnung gebracht. — Ein harmlos fröhlicher Brauch!

Aber eines Tages — ich glaube 1863 war es — begegnete die singende Schar dem Schulrat, und er verbot für die Zukunft streng eine jegliche derartige Feier. Wir waren empört über dieses Verbot, auch darüber, daß unser Direktor uns nicht energischer verteidigt hatte. Aber dahin war dahin! Unseren Kameraden wollten wir aber ihre Kränze nicht fehlen lassen. So flocht ich denn das nächstemal, es war Ostern 1864, als Bruder Josi sein Abiturium machte, so viel Efeukränze, als wir Abiturienten hatten. Und dann trugen wir Pensionäre von Tante Mally und noch ein paar Kameraden die Kränze in die Zimmer unserer Abiturienten. So fanden sie denn ihren Ehrenkrantz als Gruß ihrer Kameraden vor bei der Heimkehr aus dem Examen.

Ostern 1867 mußte ich selbst zum Abiturium. Angst und Aufregung hatte ich eigentlich nicht. Nur die griechische schriftliche Arbeit machte mir Sorgen. Ich konnte die Regeln der vier Arten Bedingungenätze nicht klein kriegen! Auswendig verstand ich sie wohl,

aber für ihre praktische Anwendung war ich einfach vernagelt. Wie Dr. Munde mir eine nochmalige Arbeit erwirkte, habe ich schon erzählt. Als sie so knapp gelang, daß er sie mit ehrlichem Gewissen als „befriedigend“ beurteilen konnte, da war er — so glaube ich bestimmt — der frohere von uns beiden. Freilich, ich selbst atmete sehr erleichtert auf. Für alle anderen Fächer hatte ich keine Sorge, sie wurden auch bestanden im schriftlichen Examen. Nicht etwa glänzend! Zu den Musterschülern erster Güte gehörte ich nicht, höchstens auf 2a konnte ich tariert werden im Durchschnitt. Denn wenn ich auch alle Mitschüler in der Geschichte überragte, auch in der Religion einigermaßen, so ging mir, was ich in der Religion voraus hatte, das wieder im Griechischen und Französischen ab. Diese letztere Sprache war mir, aus falschem Patriotismus, geradezu verhaßt. Ich habe in diesem Fache leider meist ungenügende Arbeiten gemacht. In einem Extemporale trug ich in der Prima den zweifelhaften Ruhm davon, den Rekord glänzend geschlagen zu haben mit fünfzig Fehlern. Wer beschreibt nun mein Erstaunen, als ich im Examen für die Übersetzungsarbeit ein glattes „befriedigend“ davontrug! Die Lehrer wußten, daß ich nicht „mogelte“. Und doch mochte Herr August Scholz von einem gelinden Zweifel angefochten sein, ob diese Arbeit wirklich ausschließlich mein eigenstes Eigentum sei. Merken ließ er mich nichts. Er freute sich nur, mich wenig erfreulichen Schüler los zu werden. Hätte er mich auf mein Gewissen gefragt, so hätte ich ihm allerdings gestehen müssen, daß ich bei dieser Examensarbeit zum ersten und einzigen Mal einen Seitenblick auf eines Kameraden Arbeit zu werfen versucht habe. Ich wußte nicht, was „Räse“ auf französisch heißt. Was ich mit diesem einen verzweifelten Blick erhascht hatte, das schrieb ich mit klopfendem Herzen nieder, — und das war ein dicker Fehler! Denn ich hatte ein ganz anderes Wort herausgelesen, als der Kamerad geschrieben hatte. Hinterher als ich nun doch „befriedigend“ bekam, war es mir ein Trost, daß ich einen „Bock“ geschossen hatte!

Aber eine Wonne war es doch, als die letzte schriftliche Arbeit gemacht war, und zwar mit dem Bewußtsein, daß sie uns allen genügend gut zum Bestehen gelungen war. An diesem Nachmittag machte ein kleiner Kreis von uns, die einander näher standen, einen weiteren Spaziergang. Es war ein schöner, warmer Nachmittag im Anfang des März. Unsere Herzen waren alle mit gleichen Empfindungen erfüllt. Zum ersten mal hatten wir das

Gefühl der Loslösung von unserer Schule. Das Wichtigste des Examens war bestanden, — das mündliche Examen hatte kaum mehr etwas zu bedeuten. Die Sorgen des Examens waren eigentlich nun vorüber. Aber noch blickten wir nicht hinaus in die Studentenzeit. Noch machte die Liebe zu unserer Schule sich mächtig geltend. So waren es neben der dankbaren Freude über das bisherige Gelingen des Examens doch auch wehmütige Empfindungen des Abschiedes von unserer schönen Schulzeit, was uns bewegte. Unsere Lehrer mit ihrer Liebe und Treue, unsere Kameraden mit allen Banden guter Kameradschaft im ernstesten Lernen und fröhlichen Spiel, unsere schönen Gottesdienste, denen wir alle so viel verdankten, der ganze ernste und doch so fröhlich-reine Geist unseres Gymnasiums, — das alles trat uns so stark und lebendig in unser Bewußtsein, wie noch nie zuvor. So war unsere Stimmung eine ernste bei aller Freude, als wir so hinausgingen in die Heidelandschaft, ohne bestimmtes Ziel. Wir nahmen nur mit intensivem Verlangen alles in uns auf, was wir sahen. Hundertmal hatten wir alle die Bauernhöfe, die Kiefern und Eichen, die Heide und ihre Sandwege gesehen, die Berge am Horizont, die Thürme der Stadt, — aber noch nie so und mit solchem Empfinden, wie heute an diesem unvergleichlich schönen Nachmittage. Schön, weil es so starkes, bewußtes Erleben eines tiefen Abschnittes in unserem inneren und äußeren Leben war, wie man es selten durchlebt.

Die letzten Wochen der Schulzeit vergingen nun schnell. Eine Abschiedskneipe haben wir nicht gehabt. Wir verfielen gar nicht darauf, weil wir nie während der ganzen Schulzeit zusammen „gekneipt“ oder in kindischer Weise Studentenleben nachzuäffen versucht hatten. — Das mündliche Examen verlief gut. — Dann kam der Schlußaktus.

Und nun waren wir nicht mehr Schüler. Jetzt erst wandten sich unsere Augen und Herzen der kommenden Studienzeit zu. Für mich war es bestimmt, daß ich nach Dorpat gehen sollte. Aber weil in Dorpat das Semester erst im August anfang, so sollte ich das Sommersemester von Ostern bis zum August in Berlin studieren, um keine Zeit zu verlieren.

Zu Weihnachten 1866 hatte Tante Mally mir 100 Taler zum Studium geschenkt. Damit mußte ich im ersten Semester auskommen, andere Mittel waren nicht vorhanden. — Die Osterferien vergingen, und als in Gütersloh die Schule wieder anfang, fuhr ich

ab nach Berlin. Am schwersten wurde mir der Abschied von meinem Bruder Hugo. Wir hatten bisher im Leben alles miteinander geteilt. Nun zum erstenmal gingen unsere Wege auseinander, um nie wieder dauernd zusammen zu kommen. Das ahnten wir. Und ich selbst ging hinein in eine ganz fremde, neue Welt mit völlig unbekanntem Verhältnissen. Das eine Semester in Berlin bildete nur den Übergang dazu. Aber das Neue, Unbekannte hat ja für die Jugend einen besonderen Reiz. Das half auch mir über die Abschiedsstimmung nicht wenig hinweg. Und doch empfand ich es, wie einen Abschied aus der Heimat, als ich an einem Nachmittag in den Zug stieg, von Hugo und einigen Kameraden begleitet. Noch ein Abschied, kurz und schnell, wie es junge Burschen machen. Dann schaute ich noch aus dem Fenster auf Gütersloh zurück, so lange ich es sehen konnte. Mit den entschwindenden Häusern und Türmen, der Heidelandschaft, entschwand meine Kindheit mit all ihren Freuden, mit all ihrem Weh der elternlosen Zeit, mit dem wunderschönen Schulleben, mit allen Kameraden und Lehrern. Es war ein tiefer, tiefer Abschnitt in meinem Leben, äußerlich und innerlich, das fühlte ich. Aber wie tief und entscheidend für mein Leben dieser Abschied von der Kindheit war, das ahnte ich damals doch noch nicht. Mein Herz wäre mir sonst wohl noch viel, viel ernster und schwerer geworden.

O du Kindheitsflur, o du Kindheitsflur,
Laß zu deinem heil'gen Raum,
Mich noch einmal nur, mich noch einmal nur
Entflieh'n, entflieh'n im Traum.

V. Kapitel.

Die Universitätszeit.

I. Berlin (20. April bis 3. August 1867).

Die Vorlesungen in Berlin sollten am 24. April etwa anfangen. Pastor Braun hatte Berlin gewählt, weil Josi auch nach Berlin ziehen sollte aus Halle. Er fürchtete, daß das stark blühende Verbindungsleben im Wingolf in Halle mich wenig zum Studium werde kommen lassen. Freilich ist für mich auch Berlin eigentlich nur ein Lückenbüßer gewesen. Solch ein vereinzelt Semester an einer Universität, mit der Aussicht weiter wandern zu sollen, trägt wenig ein. Man lebt sich mit seinen Professoren nicht ein, man lernt auch noch gar nicht methodisch arbeiten. Am Ende der Studienzzeit kann solch ein einzelnes Semester sehr wertvoll sein, — am Anfang aber hat es wenig Sinn, nur ein Semester an einer Universität zuzubringen. Pastor Braun gab mir für meine Studienzzeit nur einen einzigen Rat mit, aber derselbe war ganz aus seinem eigenen Leben erwachsen. Er sagte mir: „Vergiß nie, daß die Grundlage aller wahren Theologie die Erforschung der Heiligen Schrift, die Exegese, ist. Ohne Schriftforschung, ohne Eindringen in Gottes Wort wird die Theologie zur Menschenweisheit. Laß es deine erste, größte und stetige Sorge sein, in die Tiefen der Heiligen Schrift einzudringen.“ Dieser Rat, verbunden mit seiner ganzen Ehrerbietung vor der Heiligen Schrift, hat mich beim Studium geschützt vor dem Blendwerk der Kritik der Heiligen Schrift. Pastor Brauns Anschauung war die, daß wahre Wissenschaft darin bestehe, sich möglichst tief in den heiligen Geist der Heiligen Schrift zu versenken, ihren Inhalt, ihre Gedanken zu ergründen und nachzudenken, um von ihrem Leben und ihrer Kraft erfüllt zu werden. Kritische Fragen übergang er nicht, aber er legte ihnen wenig Wert bei, weil er durchdrungen war von der Gewißheit, daß die Kritik sehr wenig Gewisses ermitteln könne. Das Erkennen der ewig feststehenden Wahrheit der Heiligen Schrift war ihm fruchtbarer und heilsamer. — Diese innere Herzensstellung zur Heiligen Schrift und zur Wissenschaft hat Pastor Braun verstanden

uns einzuprägen und ins Leben uns, jedenfalls mir, mitzugeben. Und dafür bin ich ihm lebenslänglich Dank schuldig.

Etwa um den 20. April trat ich die Reise nach Berlin an. Zuerst ging es bis Minden, ich glaube vierter Klasse. Der Eilzug, der durch die Nacht nach Berlin ging, hielt nicht in Gütersloh. In Minden stieg man in diesen Zug gegen neun Uhr abends ein, in die dritte Klasse, und in Berlin kam man um fünf Uhr morgens an. Das nannte man damals einen Eilzug oder gar Schnellzug. In Berlin ging es auf die Wohnungssuche. Ich mußte eine Wohnung für zwei haben, da Josi auch bald aus Halle folgen sollte. Noch am selben Tage fand ich zwei nette, freundliche Zimmerchen in der Mohrenstraße 16, bei einem Schneidermeister, im Hofe. Die Gegend gehörte zu den besten in Berlin. Bis zur Universität kaum zehn Minuten weit, auch die Wingolfskneipe war nahe gelegen. Das Wohnzimmer war mit sauberen Mahagonimöbeln ausgestattet, die Betten sauber und gut.

Da ich schon von vornherein entschlossen war, in den Wingolf einzutreten, so sah ich mich nach seiner Kneipe um und fand sie in nächster Nähe. Ein unglaublich ungemütliches Lokal, dunkel, im Hinterhause gelegen. Auch das ganze Verbindungsleben entsprach nicht den Idealen, die ich mir davon gemacht hatte nach Josis Schilderungen aus Halle. Aber freilich ist für das Blühen studentischen Verbindungslebens eine Großstadt wie Berlin ein möglichst ungeeigneter Boden. Schon an der Universität selbst und innerhalb der Studentenschaft haben die kleinen Korporationen nur ganz verschwindende Bedeutung. Was sind denn 300—400 Farbenstudenten neben 4000 oder mehr „Kamelern“? Und bei den großen Entfernungen, sowie bei den vielen künstlerischen und wissenschaftlichen, aber auch rein materiellen Genüssen und Anregungen, welche die Großstadt bietet, kann die kleine Studentenverbindung nicht entfernt mit ihren bloß studentischen Freuden irgend eine Konkurrenz aushalten oder ihre Glieder zu einem frischen, konzentrierten Burschenleben vereinigen. Darum trägt das Verbindungsleben der Großstadt leicht das Gepräge der Zerfahrenheit. Dazu kam, daß die Mehrzahl der Berliner Wingolfsiten den letzten Semestern angehörte, mit Examensorgen sich tragend. Zu einem rechten Zusammenleben mit den Verbindungsbrüdern kam es nicht. Wenn man nur zweimal in der Woche zur Kneipe sich zusammenfindet, und wenn man (wegen der großen Entfernungen) einander fast nie auf den eigenen Buden

besucht, auch nur vereinzelt an Sonntagnachmittagen einen gemeinsamen Ausflug macht, — wie kann es da zu persönlichen näheren Beziehungen kommen? Bezeichnend ist es, daß ich mit keinem einzigen Verbindungsbruder in Korrespondenz geblieben bin. — So hat mir die Korporation in Berlin selbst nicht entfernt das geboten, was ich von ihr erhofft hatte. Aber sie bot mir von vornherein einen Kreis von jungen Männern gleichen Alters, mit denen ich mich ohne weitere Auseinandersetzung eins fühlte in einer christlichen Lebensauffassung, auch für das Studententum. Hätte ich im Gewimmel der Großstadt mir solche erst suchen sollen, ich hätte vielleicht nicht einen einzigen gefunden. Darum ist es doch in einer solchen Weltstadt wie Berlin ein großer Gewinn für den völlig unerfahrenen Jüngling, daß er sofort Gesinnungsgenossen findet, die einander Vertrauen entgegen bringen.

Und dazu verdanke ich einen Teil der erhebensten Eindrücke der ganzen Studienzeit dem Wingolf. Das war freilich nicht in Berlin, sondern in Eisenach und auf der Wartburg. Dort wird in jedem zweiten Jahre in der Pfingstwoche ein großes Wingolfsfest gefeiert. Der Wingolf bestand damals an zwölf Universitäten. Im Grundprinzip waren sie alle völlig eins: daß sie im studentischen Verbindungsleben es beweisen wollten, daß Christentum und Studententum einander nicht ausschließen, sondern wirklich frohes, wahrhaft freies Studentenleben in der Tat nur da ist, wo man mit Bewußtsein den Geboten Gottes gehorsam sein will. Und mit spezieller Anwendung auf die unchristlichen Auswüchse des Studententums sollte bewiesen werden, daß man in Keuschheit, in Mäßigkeit (ohne sich beim Trinken zu berauschen), und in Ehrenhaftigkeit ohne Mensur leben kann.

So fest nun alle die einzelnen Wingolfverbindungen in diesen Grundsätzen übereinstimmten, so trug doch jede einzelne ihr lokales Gepräge. Da erschien es dringend geboten, durch immer wiederkehrende Zusammenkünfte mit festlichem Charakter sowohl die Einheit des ganzen Bundes zu festigen, als auch durch Austausch der Gedanken das Leben in der einzelnen Verbindung zu bereichern und weitherzig zu machen. Zu diesem Zweck sind die Wartburgfeste ins Leben gerufen. Und hierzu haben sie sich vorzüglich bewährt. Auch ernste, große Fragen christlichen Glaubens und Lebens im Rahmen des Studententums sind auf den Generalkonventen des Wingolfsbundes in Eisenach durchgekämpft worden und werden noch immer dort durchgekämpft. Dadurch gerade gewinnen die Wartburgfeste

ihre innere Berechtigung. Ihr Schwerpunkt liegt nicht im Genießen, sondern in sehr ernstem Lebensaustausch. Und darum ist es auch nicht Verschwendung, wenn man die Kosten daran wagt, um wenigstens einmal als Student am Wartburgfeste teilzunehmen. Auch viele alte Philister, bis zu solchen hinauf, die im weißen Haare erscheinen, kommen jedesmal zum Wartburgfeste. Ich hatte das Glück, daß gerade zu Pfingsten 1867 das Wartburgfest gefeiert wurde. Wir gestalteten die Wartburgfahrt zu einer fröhlichen Fußwanderung durch Thüringen. Etwa acht bis zehn Mann, auch Josi, brachen wir aus Berlin auf am Sonnabend vor Pfingsten. In Weimar nächtigten wir, weil alles überfüllt war, in sehr dürftiger Weise und brachen in früher Morgendämmerung auf. Es ging bei etwas bedecktem Himmel durch schönen Wald ins Schwarzatal hinein. Gegen zehn Uhr vormittags waren wir am Trippstein und stiegen hinauf. Auf's strengste war uns verboten, seitwärts oder rückwärts zu sehen, so lange wir stiegen. Aber der Aufstieg im wundervollen Walde war an sich schon schön und erhebend. Als wir aber dann ins Schwarzatal hinabschauen durften und die Sonne eben durchbrach und mit hellem Lichte gerade die Feste Schwarzburg mit dem Städtchen überflutete, da waren wir erst ganz sprachlos vor Entzücken über dieses wunderliche Bild. Dann hielten wir mit Gesang eine kurze Pfingst-andacht und wanderten fröhlich weiter. Das Wetter wurde ganz schön. Die Reihenfolge der Orte weiß ich nicht mehr. Paulinzella, Ilmenau mit einem Fußwege durch wundervolle Blumenwiesen, der Riechelhahn mit der Goethehütte (es war droben gründlich heiß), Friedrichroda, der Inselberg, das alles waren Höhenpunkte der Reise. An einem Nachmittage wollte die hochlöbliche Obrigkeit eines der kleinen Fürstentümer, als wir die Grenze mitten im herrlichsten Hochwalde passierten, in Gestalt eines Gensdarmen uns nötigen, in eine höchst primitive Desinfektionshütte aus Brettern zu treten, um uns ausgeräuchern zu lassen, den Kopf aus einem kleinen Fenster hinausgestreckt. Es war in der Gegend, aus der wir herankamen, eine Viehseuche ausgebrochen und darum war diese Grenzsperrre eingerichtet. Es gelang uns, den biedern Grenzwächter durch Hinweis auf unsere bunten Studentenmützen zu überzeugen, daß wir weder selbst Vieh seien, noch auch den Viehhandel zu unserem Gewerbe gemacht hätten. So kamen wir denn wirklich ungeräuchert und ungeschwefelt davon. Am Abend des dritten Wanderungstages, nach einem tüchtig ermüdenden Marsche über den Rennsteig, näherten

wir uns Ruhla. Bis hierher waren wir Berliner immer allein gewandert. Obgleich Thüringen von Wingolfsiten wimmeln mußte, so waren wir noch nirgends mit anderen zusammengetroffen. Ruhla ist vor dem Wartburgfeste der Sammelpunkt, wohin von allen Seiten die Wanderer zusammenströmen zum letzten Nachtquartier, um am Morgen früh in großem gemeinsamen Zuge nach der hohen Sonne und Eisenach aufzubrechen. So fanden wir denn auch Ruhla schon ganz überfüllt von Wingolfsiten. Wir trafen schon etwas spät ein, so daß viele von den wandermüden Wingolfsbrüdern nach der gemeinsamen Abendkneipe schlafen gegangen waren. Andere fanden wir noch wach in fröhlichem Beisammensein. — Unsere eigenen Beine und Knochen waren auch müde. So waren wir froh, ins Bett zu kommen. — Früh am Morgen waren wir heraus, besahen uns Ruhla, kauften Zigarrenspitzen von Bernstein und außerordentlich schönem Meerschaum, der dort ganz besonders kunstvoll geschnitzt wird, und um neun Uhr etwa kam es zum Sammeln und Aufbrechen. Etwa hundert Mann waren wir stark. Das war ein fröhliches Grüßen und Bekanntwerden. Weiße und schwarze Mützen durcheinander! (Berlin und Halle tragen weiße Mützen, alle anderen Wingolfs schwarze Mützen, aber von sehr verschiedener Form.) Ich war nicht wenig stolz, daß ich unmittelbar vor dieser Wanderung schon die Farbenmütze bekommen hatte, wenn auch noch nicht das Band, das nicht vor dem Schluß des ersten Semesters erteilt wird.

Mit fröhlichen Liedern zogen wir durch den schönen Wald, der ganze lange Zug in einzelne Gruppen aufgelöst. Ein wunderbar freudvoller Morgen, alle Herzen zum Singen, zur Freude gestimmt, so daß der Wald von Liedern und Lachen abwechselnd widerhallte. Auf der hohen Sonne fanden wir andere Wingolfsiten, die vor uns schon eingetroffen waren. Ein guter Schoppen frischen Bieres und ein tüchtiges Käsebutterbrot schmeckten nach der Wanderung vorzüglich. Sonst war ich kein großer Biertrinker und konnte oft an einem ganzen Kneipabend kaum mit einem einzigen Seidel fertig werden. Überhaupt hat mir immer Bier nur dann gut geschmeckt, wenn ich etwas dazu essen konnte. Bloß zu trinken um zu trinken, das habe ich nie gemocht. — Und nun kam der Blick von der hohen Sonne auf die Wartburg. Damals gab es noch keinen Durchhau durch den Wald am oberen Rande des Annatals, sondern nur den alten Blick aus einer Ecke des Gartens, der entschieden der schönere von beiden ist. Unauslöschlich hat sich dieser Blick mir eingeprägt.

Dann ging's hinunter durch das Annatal und Mariental, hinein nach Eisenach, — das Herz voll Freude und Jugendlust. Am Mittwoch bald nach dem Mittag versammelten sich alle Teilnehmer am Feste auf dem Markte. Der Festzug ordnete sich, jede Verbindung um ihre Fahne sich scharend, die Chargierten im Wicks. So zogen wir hinauf zur Wartburg. Mit Erlaubnis des Großherzogs durfte im Schloßhofe eine Ansprache geistlichen Inhalts gehalten werden. Daran schloß sich der Gesang von: „Ein feste Burg ist unser Gott“ mit gesenkten Fahnen. Zum Schluß der Feier wurde ein Hoch auf den Großherzog ausgebracht und ein Telegramm an ihn abgesandt. Dann ging der Zug wieder hinab, aber auf einem anderen Wege, durch Mariental. Nahe an der Wartburg liegt eine freie Felsenplatte. Dort wurde mit heller Begeisterung gesungen: „Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt!“ und mit wehenden Fahnen ein Hoch aufs deutsche Vaterland ausgebracht. Darin konnten alle gleicherweise einstimmen. Sonst lag aber über dem ganzen beginnenden Feste ein geheimer Druck. Der Marburger Wingolf, die präsidierende Verbindung in jenem Jahre, bestand aus fast lauter Kurhessen; prächtige, stramme Kerle. Aber ihre Gesichter sahen finster und ernst drein. Es war ja noch kaum dreiviertel Jahr vergangen, seit ihr Kurfürst seinen Kurhut und sein Land an Preußen verloren hatte. Seine ehemaligen Untertanen hielten noch immer im Herzen treu zu ihm als ihrem angestammten Fürsten. Und darum erschien es ihnen fast ganz unmöglich, mit Preußen zusammen im Wingolfsbunde zu bleiben. Das war der dunkle Schatten, der über dem Feste schwebte. Es gelang im Verlauf des Festes durch brüderliches Entgegenkommen von seiten der Preußen und durch Vermitteln von seiten der Süddeutschen die Gefahr eines Bruches zu vermeiden. So gingen denn die Festtage fröhlich dahin, der Festkommers und der Festkonvent. Mir war aber doch das schönste an den Festtagen das freie, fröhliche Zusammensein mit den Verbindungsbrüdern in den freien Stunden, vor allem aber der Festzug zur Wartburg mit dem Abstieg, und am ersten Morgen die Erbauungsstunde, im Walde von einem der Philister gehalten.

In einer freien Zeit ging ich mit einigen anderen nochmals zur Wartburg hinauf, um sie auch im Inneren gemütlich anzusehen. Das kleine Lutherzimmer, wo Luther das Neue Testament übersetzt hat, war mir doch bei weitem der feierlichste Raum der ganzen Burg.

Am Freitag morgen fuhr ich nach Berlin zurück. In dasselbe Semester fällt noch ein Besuch in Leipzig zum Stiftungstage des dortigen Wingolf. Da wir Gäste ganz auf Kosten der Leipziger lebten an den zwei Festtagen, so konnte diese Reise billig gemacht werden. Es waren sehr nette Tage; Bekanntschaften von der Wartburg wurden erneuert. Und auf der Rückreise hielt ich mich in Halle auf, wo Josis alte Freunde mich mit größter Freundlichkeit aufnahmen. Die Hallenser Wingolfsbuden gefielen mir ganz ungemein. Sie waren so urgemütlich, die kleinen Fenster ganz mit Weinlaub umrankt; und das Wesen der Insassen stimmte so ganz zu der Traulichkeit der alten Studentenzimmer, denen man es ansah, daß hier schon Generationen von Studenten gehaust hatten. Wundervoll war am Sonntag eine Fahrt auf der Saale nach der Ruine von Trotha oder Giebichenstein. Das Gepräge des ganzen Verbindungslebens war hier so frisch, der Verkehr der Verbindungsbrüder untereinander so herzlich und warm. Da konnte ich es wohl verstehen, wie schwer Josi sich von Halle getrennt hatte, um in das so viel kältere Berlin zu ziehen. Freilich hatte das Verbindungsleben in Halle auch die große Gefahr, zuviel Zeit und Kraft zu absorbieren und dem Studium zu entziehen.

Aber nun muß ich nach Berlin zurückkehren und von der Hauptsache erzählen, von der Universität und dem Theologiestudium. — Das Universitätsgebäude war nicht für seinen jetzigen Gebrauch gebaut. Es war das Palais des Bruders Friedrich des Großen, des Prinzen Heinrich; darum auch nichts weniger als zweckentsprechend. Das theologische Auditorium war parterre, hinten zum Hofe hinaus untergebracht. Düster und eng. Dort las Professor Hengstenberg Altes Testament. Er galt damals für eine der Leuchten der theologischen Wissenschaft. Als Herausgeber der Evang. Kirchenzeitung hatte er einen sehr weitreichenden kirchenpolitischen Einfluß. Aus reformierter Familie stammend, war er aus voller Überzeugung allmählich zur lutherischen Lehre übergegangen und vertrat in der preußischen Union in nachdrücklicher Weise die Geltung des lutherischen Bekenntnisses. Menschenfurcht kannte er nicht. Seinem Glauben nach stand er persönlich, aber auch als Vertreter der Wissenschaft mit vollster Überzeugung auf dem Boden des gesamten Alten und Neuen Testaments als heiliger Schrift und Gottes Wort. Mit beißender Ironie und scharfem Spotte konnte er über die Kritik der Gegenwart an der

heiligen Schrift sich äußern. Ich hörte bei ihm die Geschichte des Reiches Gottes im Alten Bunde und die Exegese der Genesis. Er war kein sehr anregender Dozent. Aber seine charaktervolle Persönlichkeit und die Entschiedenheit, mit der er für die volle Geltung der Heiligen Schrift eintrat, auch der immer wieder durchklingende Ton persönlicher Frömmigkeit, das alles machte auf mich einen starken Eindruck. Professor Hengstenberg hielt für Studenten seine Sprechstunden am Nachmittage von vier bis fünf Uhr an bestimmten Wochentagen. Wir waren an ihn empfohlen worden, ich glaube durch Oberlehrer Zander. Er wohnte vor dem Brandenburger Thor in einem eigenen, recht vornehmen Hause. Es stand bei ihm fest, daß er allen weniger bemittelten Studenten das Kollegiengeld zurückgab, sobald es ihm von der Universitätsrentei ausbezahlt wurde. Und zwar gab er es ihnen im vollen Betrage zurück, obgleich die Universität gewisse Prozente für ihre Kasse davon zurückbehielt. Ich darf nicht leugnen, daß Johannes Karafiats und meine ziemlich regelmäßigen Besuche der Sprechstunde nicht ausschließlich der persönlichen Berührung mit Professor Hengstenberg galten. Sie wurden auch von der stillen Hoffnung getragen, unser Kollegiengeld wieder zu bekommen, was bei so armen Schludern, wie wir waren, immerhin etwas bedeutete. Wir wurden auch nicht enttäuscht. Übrigens auch als wir das Kollegiengeld zurück erhalten hatten, hörten unsere Besuche keineswegs auf. Ich glaube aber, daß der alte Professor uns nicht sehr vermißt hätte, denn wir konnten ihm selbstverständlich nichts bieten, und seine Stärke bestand keineswegs darin, so jungen Menschen, wie wir es waren, immerfort etwas zur Anregung zu geben. Ich glaube, er sah es mehr als eine Pflicht an, Sprechstunden zu halten. Das zweite exegetische Kolleg, das ich hörte, waren die Synoptiker (Matthäus, Markus und Lukas), gelesen von Stei-
n-
meyer. Ein ältlicher, ziemlich kleiner, sehr magerer Herr mit einem feinen, klugen Gesichte. Er war ein sehr scharfsinniger Schriftausleger, durchaus bibelgläubig. Seine Vorlesungen waren wissenschaftlich anregend, interessant, voll von feinen Gedanken, auch in gewissem Sinne erbaulich. Seine eigene Persönlichkeit ließ Steinmeyer aber entschieden weniger hervortreten als Hengstenberg. Sehr interessant und geistvoll waren die Vorlesungen von Professor Weingarten über Kirchengeschichte. Aber von der Persönlichkeit dieses Professors habe ich gar keinen bestimmten Eindruck mitgenommen.

Den Gottesdienst habe ich wohl regelmäßig jeden Sonntag besucht in den verschiedensten Kirchen. Am meisten habe ich gehabt vom alten Generalsuperintendenten Büch sel an der Matthäikirche, und noch mehr von Pastor Mü l l e n s i e f e n an der Marienkirche. Oberhofprediger R ö g e l am Dom habe ich ein oder zwei Mal gehört. Es waren zu „schöne“ Predigten, im künstlerischen Sinne, um tief zu wirken. Aber alle drei Prediger zusammen hätte ich ohne Zögern hingegeben, um nur e i n e Predigt von Pastor Braun hören zu können. Seine Predigten und unsere Gymnasialgottesdienste in Gütersloh vermischte ich außerordentlich in Berlin.

In unserer Bude lebten wir ganz nett, aber entsprechend unseren knappen Geldverhältnissen, doch auch recht bescheiden. Ein etwas dünner Kaffee mit einem Brötchen, zu welchem wir uns selbst die Butter anschafften, bildete das Frühstück. Hinsichtlich der Güte des Kaffees hatte uns Lante Mally ja nie verwöhnt, so tranken wir unseren Kaffee mit Andacht, zumal wir hier Zucker dabei hatten. Zu Mittag aßen wir in einem sehr billigen Speisehause für ca. dreißig Pfennig täglich. Überessen konnte man sich dort nicht. An Sonntagen gestatteten wir uns wohl den Luxus, ein etwas besseres Restaurant aufzusuchen, wo man namentlich reichlicher Braten bekam und zwar recht guten. Ein heimlich umgehendes Gerücht behauptete zwar, daß es Pferdefleisch sei, aber das gränzte mich im ganzen wenig. Waren wir doch in dem anderen Speisehause an diesen Gedanken schon längst gewöhnt, besonders, wenn es ziemlich häufig Fleisch mit einer süßen Sauce gab, in der Korinthen und Rosinen eine bedeutende Rolle spielten. Ein älterer, erfahrener Wingolfit hatte mir anvertraut, daß diese Saucen ein unfehlbares Zeichen dafür seien, daß das Fleisch einem Einhufer entstamme. Am Sonntag gab es in dem besseren Restaurant sogar ein drittes Gericht, einfach als „Speise“ tituliert, in der Speisefarte. Das war Pudding mit roter Sauce.

Zum Abend machten wir uns wohl Tee mit Butterbrot, wozu wir uns Käse oder gelegentlich auch ein Stück gekochten Schinken kauften. Letzteres schien mir, obgleich ich selbst der Urheber dieses Kaufes war, eigentlich als ein etwas frevelhafter Übermut. Aber der Schinken schmeckte doch gut. Um des Gewissens willen aßen wir aber so sparsam davon, damit er länger vorhielte, bis er eines Tages einen bedenklichen Dufst entwickelte. So verschwand er von der Bildfläche, ehe wir ihn vertilgt hatten.

Eine sehr große Freude erlebten wir in diesem Semester. In Paris war damals die große Weltausstellung eröffnet. Aus aller Welt reisten die Menschen dorthin. Eines Tages erhielten wir die Nachricht, daß unser Onkel Guido auch nach Paris reise und Berlin passieren werde. Sein Prinzipal, Herr von Ustinoff, dessen Güter im Saratowschen Onkel Guido bewirtschaftete, reise mit ihm zusammen zur Weltausstellung. Onkel Guido hielt sich einen oder zwei Tage in Berlin auf. Er war damals fünfzig Jahre alt, eine ungewöhnlich stattliche Erscheinung, etwa sechs Fuß hoch mit dunklem Haar und Vollbart. In der französischen Straße, recht nahe an der Mohrenstraße, war er im Hotel abgestiegen. Dort besuchten wir ihn, sobald er angekommen war. Es war an einem Sonntag Nachmittage. Onkel Guido, der eine Ahnung davon hatte, daß wir als arme Studenten kein luxuriöses Leben führten, ließ zum Abend ein gutes Abendessen geben, mächtige Beafsteaks mit Spiegelei darauf und schönem Bier dazu. Er freute sich daran, wie es uns schmeckte. Am Abend kam er zu uns in die Kneipe und ließ ein Faßchen Bier ansetzen als Freibier für alle Anwesenden. Das imponierte den Verbindungsbrüdern sehr und wir waren stolz auf unseren Onkel, der uns allen aus Rußland die interessantesten Geschichten erzählte. — Dann reiste er, nur gar zu bald für uns, weiter nach Paris.

Eine zweite Freude war es uns, als nicht lange nachher seine Frau, Tante Malvine, durch Berlin durchfuhr in Begleitung von Lisinka, ihrer Tochter, die damals schon an Karl Meyer, den Sohn eines intimen Freundes unseres Vaters, Buchhändler Meyer in Petersburg, verheiratet war. Lisinka sollte eine Kur in Kissingen durchmachen und Tante Malvine begleitete sie. Aber statt Lisinka pflegen zu können, erkrankte Tante Malvine selber schwer in Kissingen, und Lisinka mußte sie pflegen.

Das Semester ging dem Ende entgegen, die Reise nach Dorpat rückte heran. Ich mußte dafür sorgen einen Reisepaß zu bekommen für mich allein, denn wir Geschwister standen alle auf einem gemeinsamen Familienpasse. Ich ging mit diesem Passe in die russische Botschaft und bat, mir für meine Person allein einen Paß auf Grund des gemeinsamen Passes ausfertigen zu wollen. Man besah dort den Familienpaß, der in einem großen Stempelbogen von blauem starkem Papier bestand, von allen Seiten, brachte ihn in ein anderes Zimmer, wahrscheinlich zum Botschaftssekretär oder einem Botschaftsrat. Endlich erschien der Beamte und sagte kopfschüttelnd:

dieser Paß sei ein ganz ungesetzliches Papier, das sie gar nicht anerkennen könnten. Es sei ihnen nicht möglich, mir daraufhin einen Reisepaß nach Rußland zu geben. — Auf meine Frage, worin denn die Ungesetzlichkeit bestehe, wurde mir geantwortet, daß dieser Paß gänzlich ohne Paßzahlung und unbefristet ausgestellt sei, und beides sei gesetzwidrig. (S. o. S. 20.) Dem Buchstaben des Gesetzes nach hatte der Botschaftsbeamte ohne Zweifel ganz recht. Fürst Suworoff hatte aus persönlicher Freundlichkeit gegen meinen Vater, aber auch andererseits in durchaus gerechter Würdigung der Situation eines Missionars uns einen Familienpaß ohne Frist und ohne Zahlung ausstellen lassen. Damals war Fürst Suworoff allerdings ein Mann von ziemlich unbegrenztem Ansehen bei Kaiser Alexander II. und Kaiser Nikolai I. hatte im Jahre 1854 unserem Vater alle Paßzahlungen, die rückständigen und die zukünftigen, erlassen. Aber freilich: Kaiser Nikolai I. war tot und Fürst Suworoff hatte das Unglück gehabt, gestürzt zu werden.

Für mich war das eine schlimme Lage. Die Reise nach Dorpat, wo Onkel Guido mich auf seine Kosten wollte studieren lassen, schien unmöglich zu sein. Und für ein Studium in Deutschland waren keine Mittel vorhanden. Ich fragte also noch einmal ganz bescheiden an, ob denn keine Möglichkeit existiere für mich, nach Rußland zu reisen? Zur Motivierung dieser Anfrage legte ich auch meine ganze Situation dar. Das rührte offenbar das Herz des Botschaftsrates. Er befahl mir einen Passierschein für die Grenze zu geben, mit einer Gültigkeitsdauer von drei Monaten. Aber kostenfrei konnte er diesen Schein nicht geben. Ich mußte die damals bestehende Paßzahlung von fünf Rubel für ein halbes Jahr leisten. — So war wenigstens die Möglichkeit zur Reise nach Rußland geschaffen.

Der Aufenthalt in Berlin schloß mit der Feier des Berliner Stiftungsfestes des Wingolf am 1. und 2. August. Am schönsten war wieder die Morgenandacht, die nach historischem Brauche außerhalb der Stadt unter einer prachtvollen Eiche von einem Philister gehalten wurde. Die Fahrt am frühen sonnenhellen Morgen hinaus aus der Stadt, die feierliche Andacht in der stillen Natur fern vom Lärm der Großstadt, der festliche Morgenkaffee, der sich in familienhafter Gemütlichkeit daran schloß, das alles machte mir diesen Morgen zum schönsten der ganzen Berliner Zeit. Sogar ein Ausflug in den Grunewald, den wir kurz vorher gemacht hatten, war nicht so schön, wie dieser letzte Morgen. — Dazu waren die Verbindungsbrüder

herzlicher als sonst, weil sie wußten, daß ich in der nächsten Nacht schon fortfahren mußte. Denn so war die Zeit berechnet worden, damit ich vor der Reise nach Dorpat erst noch zum letzten Male zum Abschied nach Gütersloh kommen könnte. So mußte ich denn um zwei Uhr in der nächsten Nacht vom Festkommers aufbrechen, um mit dem frühmorgens gehenden Zuge nach Gütersloh zu fahren. Ein letzter herzlicher Abschied von allen Verbindungsbrüdern! Ich habe keinen von ihnen je wieder gesehen. Auf dem Konvent am nächsten Tage wurde mir von der Verbindung das Farbenband zuerkannt. Damit war ich noch zum Schluß voll in den Wingolf aufgenommen und konnte noch in Gütersloh, wohin das Band mir geschickt wurde, es umlegen. Das war mir doch eine große Freude.

In Gütersloh konnte ich nur zwölf Tage bleiben. Am 3. (15.) August kam ich dorthin, am Abend meines Geburtstages, am 15. August, verließ ich Gütersloh. Es waren schöne Tage; Tante Mally sehr freundlich und milde, alle alten Kameraden gut und lieb. Alle Lehrer besuchte ich noch zum letzten Male, alle Bekannten auch. Dann nahm ich Abschied; den schwersten auch dieses Mal von Bruder Hugo. Und nun ging mein Weg nach Norden, durch Berlin hindurch, ohne Aufenthalt bis Riga, immer dritter Klasse.

Damit schließt der erste Teil meiner Lebensgeschichte. Ich meinte, nach einem Jahre würde ich wieder nach Deutschland zurückkehren, spätestens nach anderthalb Jahren. Wie so ganz anders hat Gott der Herr meinen Lebensgang gestaltet!

II. Dorpat (15. August 1867 bis 16. Dezember 1869).

a) Reise und Ankunft.

In Wirballen betrat ich russischen Boden. Auf dem Zoll wurden meine wenigen Habseligkeiten gründlich revidiert, ohne etwas Verzollbares zu finden. Aber meine sämtlichen Bücher (es waren ihrer wenig genug) wurden mir abgenommen, um sie zur Zensur zu schicken. Die Quittung, die mir darüber ausgereicht wurde, lautete auf „19½ Pfund Bücher“, ohne einige Namensnennung, so daß ich eventuell auch 19½ Pfund Makulatur hätte zurückerhalten können. Nur ein deutsches Neues Testament blieb mir, das griechische mußte auch zensiert werden.

In Riga kehrte ich bei Onkel Löfewig ein, mit dessen Kindern, meinen Vettern und Rufine, ich die Bekanntschaft erneuerte. Die beiden ältesten, Samuel und Paul, waren nicht daheim. Sie waren aus dem Elternhause heimlich nachts entwichen und waren damals verschollen. Der dritte Sohn Joseph studierte eben Jura in Dorpat und Onkel Georg hatte ihm erlaubt in die Kuronia einzutreten. Johannes, 16 Jahre alt, ein glänzend begabter Junge, sollte zu Weihnachten sein Abiturium machen. Jakobus mit langen, hellblonden, lockigen Haaren, etwa 13 Jahre alt, war ein liebenswürdiger, freundlicher Knabe. Marie, die ältere Tochter, war ein sehr sanftes, nettes Mädchen, etwa 17—18 Jahre alt, — eine unermüdliche Hilfe ihres Vaters in der Herausgabe der Traktate. Sie war ihres Vaters rechte Hand und von ihm zu derselben peinlichsten Genauigkeit in der Herstellung und Verpackung der Schriften erzogen. Diese Kinder alle waren aus Onkel Georgs zweiter Ehe mit Tante Marie, geb. Falkenklaue, die wir als Kinder wegen ihres freundlichen Wesens sehr geliebt hatten. Onkel Georgs dritte Frau, Olga, geb. Gräfin Karp, eine Polin, früher katholisch, nun aber evangelisch geworden, war eine sehr feine, liebenswürdige, fromme Frau, — aber nicht so frisch und fröhlich, wie die verstorbene Tante Marie. Ich habe sie eigentlich erst nach Onkel Georgs Tode vollkommen zu schätzen gelernt. Damals, 1867, hatte sie ein kaum einjähriges Töchterchen, Elisabeth, in dessen Pflege sie ganz aufging.

In Riga kam ich ungefähr um den 20. August an. Ich wurde meinem Vetter Joseph überlassen, um durch ihn auch die Dorpater Universitäts- und Studentenverhältnisse kennen zu lernen. Ich hatte die Empfindung, daß er sich durch mich etwas geniert fühlte. Nachher stellte sich's heraus, warum? Weil ich nämlich meine Wingolfsmütze und Farbenband trug, etwas ostentativ vielleicht. Die Mütze hätte ich ja ablegen können, tat es auch, als wir nach Dorpat reisten. Ich wußte es ja ganz gut, daß in Dorpat die Arminia, die eigentlich auf gleichem Boden mit dem Wingolf stand und darum auch die Wingolfsfarben schwarz-weiß-gold trug, seit einem Semester sich aufgelöst hatte nach langen Konflikten mit den vier alten Korporationen im Chargierten-Konvent. Die Arminia hatte das alte landsmannschaftliche Prinzip durchbrochen und statt dessen das Prinzip gleicher christlicher Grundsätze als korporation-bildend aufgestellt. Sie hatte sich in langem Kampfe — seit 1859 — die Anerkennung im Chargierten-Konvent errungen. Aber die dreißig

Mann Farbenträger, meist wenig bemittelt, konnten die pekuniären Lasten des Korporationslebens im Chargierten-Konvent nicht tragen, besonders als zwei Todesfälle ihnen die Last studentischer Beerdigungskosten auferlegten. Ein Konflikt mit der Kuronia, von der die Arminia als Korporation öffentlich brüskiert worden war, und der die damals präsidierte Estonia zur Seite trat, brachte es zur Selbstauflösung der Arminia. Ein Anzahl Esländer, welche die Stellungnahme ihres Konventes nicht billigten, traten damals zeitweilig aus der Estonia aus, — unter ihnen Eduard von Zoepffel, später Professor in Straßburg, und Paul von Kugelgen, später Redakteur der St. Petersburger Zeitung. Da nun die Arminen das öffentliche Tragen ihrer Farben aufgegeben hatten, so fürchtete mein Vetter Joseph (gerade als Kurone nicht ganz mit Unrecht), daß nicht nur mir aus dem Tragen derselben Farben Unannehmlichkeiten erwachsen könnten, sondern auch ihm, wenn er mit mir umginge.

In Riga mußten nun Schritte getan werden, um mir einen Paß zu verschaffen, den ich in Dorpat zur Immatrikulation doch noch nötig hatte. Onkel Georg wandte sich an die zuständige Behörde, den Oklad der Exemten, und bat um Ausfertigung eines Passes für den Sohn des Missionars Carl Hugo Hahn. Er erhielt die überraschende Antwort: „Missionar Carl Hugo Hahn ist längst als verschollen gestrichen worden. Somit kann weder ihm noch seinem Sohne eine Legitimation ausgereicht werden“. Mir blieb nichts anderes übrig, als mit dem Passierschein der Berliner Botschaft nach Dorpat zu fahren und dann abzuwarten, was weiter werden würde. Nach Deutschland zurückfahren konnte ich ja ohnehin erst recht nicht, da ich als paßloser Mensch keinen Auslandspaß erhalten konnte.

So reisten wir nach Dorpat ab. Der billigste Weg nach Dorpat ging damals mit der Eisenbahn über Dünaburg nach Pleskau, und von Pleskau mit dem Dampfschiffe über den Peipus den Embach hinauf. Die ganze Reise kostete ungefähr acht bis zehn Rubel. Mit Postpferden quer durch Livland über Wenden, Wolmar, Walk kostete die Fahrt für zwei Personen zusammen mindestens 22—24 Rubel. Und dabei konnte man vor Anfang des Semesters vielfach auf den Stationen liegen bleiben. Mit unserem Zuge, der am Nachmittage des 14. August aus Riga ausfuhr, reisten auch etwa dreißig andere Dörptsche Studenten, fast ausnahmslos Kuronen, alle in der dritten Klasse. Man stieg damals in die Waggons von der Seite ein. Der ganze Waggon war in etwa sechs Teile geteilt mit je zwei Bänken,

welche von einer Seitenwand zur andern reichten. Über die Banklehnen hinüber konnte man den ganzen Waggon übersehen. Ich saß so, daß ich alle die Studenten vor mir hatte und sie mir alle ins Gesicht sehen konnten. Möglich merkte ich, wie sie die Köpfe zusammensteckten, einander etwas zuraunten, dann alle mich ansahen, offenbar durch meinen Unblick beunruhigt. Ich wußte gleich, daß es meinen Farben galt. Nach einigem Bereden untereinander stieg einer von ihnen über die Banklehnen zu mir, setzte sich neben mich und fragte ganz höflich nach meinen Farben. Ich sagte ihm ebenso höflich, ich sei Wingolfit aus Berlin und begeben mich eben nach Dorpat zum Studium. „Na“, sagte mein Nachbar, „dann rate ich Ihnen aber, tun Sie lieber das Band ab, das könnte Ihnen sonst in Dorpat Unannehmlichkeiten machen“. Der gute Ratgeber hatte einen kleinen Rausch. Ich sagte ihm daher nur, er möge sich beruhigen, meine Müze werde ich in Dorpat ablegen, aber mein Band gedenke ich ganz ruhig weiter zu tragen. Auch in Deutschland sei es üblich, wenn man eine andere Universität beziehe, daß man seine Farbenmüze dort nicht trage, um nicht zu provozieren. Aber das Tragen des Bandes sehe doch wohl keiner als ungehörig oder als Provokation an. In Dorpat würden die Kommilitonen doch wohl auch so gebildet sein, mich deswegen nicht zu behelligen. — Er schüttelte sein Haupt und wiederholte: „Hören Sie mal auf guten Rat. Die Sache wird für Sie unangenehm werden“, worauf ich ihm sagte, das wolle ich doch mal ganz ruhig abwarten. Dann zog er sich zurück. — Unter all den Kuronen saß auch ein Rigenfer in Farben, eine mächtige, breitschulterige Gestalt, hochragend unter den andern. So saß er gerade vor mir in der nächsten Abteilung. Möglich verschwand er vor meinen Augen in rätselhafter Weise. Das setzte mich in Erstaunen, so daß ich aufstand, um einen Seitenblick über die Lehne zu werfen. Meine Verwunderung wuchs, als ich ihn — wie es mir schien — auf der Diele knieend sah. Was machte er? Gleich darauf hielten wir in Dünaburg und der Rigenfer bewegte sich ziemlich schnell zur Waggontür. Als er auf dem Perron erschien, löste sich das Rätsel. Der Ärmste hatte ganz kurze Beine. Davon hatte er auch seinen allbekanntesten Spitznamen: der abgebrochene Riese. Unter den Kommilitonen war er sehr geachtet. Später hat er eines der aller schönsten Mädchen in Riga geheiratet.

In Dünaburg auf dem Bahnhofe boten uns eine Menge schwazender Juden Kleingeld an zum Wechseln. Kleines Silbergeld war

damals sehr schwer erhältlich, man mußte beim Wechseln fünf Kopfen vom Rubel zahlen. Mit fabelhafter Schnelligkeit zählten uns die Juden das Kleingeld hin; wir mußten eilen, weil der Zug weitergehen sollte. Im Waggon zählten wir nochmals unser Kleingeld und waren ausnahmslos von den Juden um mindestens zehn Prozent betrogen worden.

Die Fahrt ging durch die Nacht nach Pleskau. Dort kamen wir um fünf Uhr an und fuhren sogleich zur Welikaja hinunter, wo der Dampfer „Peipus“ lag. Ein winziges Schiff. Um sieben Uhr fuhr es ab, die Welikaja hinab. Es war eine hübsche Fahrt. Aber unser Schiff war überfüllt, fast ausschließlich von Studenten besetzt, die schon am frühen Morgen anfangen zu zechen. Mein Ratgeber vom vorigen Nachmittage bemühte sich wieder um mich, mit Wiederholung seines Rates, das Band abzulegen. Nun hatten wir auf dem Peipussee recht tüchtigen Wind und unser kleiner Dampfer stampfte und schaukelte gewaltig. Meinen Gönner überfiel plötzlich die Seekrankheit. Er mußte über Bord lehnen und dem See opfern. Dabei flog ihm, durch einen kräftigen Windstoß gepackt, sein Farbendeckel vom Kopf weit hinaus in die Wellen. Ich stand gerade neben ihm, als unser Gespräch so jäh abgebrochen wurde. Da riet ich ihm, doch lieber sich um seine eigene Mühe mehr zu kümmern, als um die meinige. Er war zu seekrank, um auf diese Bosheit zu reagieren. Gegen vier Uhr nachmittags liefen wir endlich in den Embach ein. Sofort erwachten die Lebensgeister der Seekranken und das Trinken wurde so eifrig betrieben, daß bald keine Flasche Bier mehr an Bord war. Es dämmerte schon, als wir uns Dorpat näherten. Noch in Rabbina, sechs Kilometer von Dorpat, mußte das Schiff auf Verlangen der Studenten anhalten, um Bier an Bord zu nehmen. Gegen acht Uhr abends, jedenfalls schon bei tiefer Dämmerung, legten wir in Dorpat an. Wetter Joseph Lösewitz geleitete mich in das ganz nahe gelegene Hotel St. Petersburg, wo uns ein mächtig großes Zimmer angewiesen wurde. Ich erschrak sehr, wegen meines Geldbeutels. Zu meiner noch größeren Beunruhigung erzählte mir Joseph, daß der Generalgouverneur in diesem Zimmer logiere, wenn er nach Dorpat komme. Darnach sah es nun allerdings mit seiner ziemlich einfachen Einrichtung nicht aus. Wir verzehrten am Abend, recht hungrig von der Reise, ein mächtiges Beefsteak, tranken Tee und schliefen dann herrlich. Am Morgen, gleich nach dem Kaffee, führte mich Joseph auf den Domberg, der mir ungeheuer imponierte.

Auch die Universität gefiel mir entschieden besser als die Berliner. Dann brachte er mich zu den letzten Arminen, von denen er wußte, daß sie im Luik'schen Hause in der botanischen Straße wohnten. Sie kamen mir mit Herzlichkeit entgegen und luden mich ein, sofort zu ihnen zu ziehen, da noch Betten in ihrer Burg frei waren, so daß ich gern dieser Einladung folgte. Better Joseph war sehr froh, mich auf diese Weise gut untergebracht zu wissen.

Einer von den Arminen begleitete mich, um meine Siebensachen aus dem Hotel in die Luikerei abzugeben. Unterdessen hatten die anderen schon Rat gehalten und beschlossen, mich aufzufordern, ganz in der Luikerei zu wohnen. Ein Zimmer war frei. Mit Freuden nahm ich den Vorschlag an. Und ich habe es nicht einen Augenblick bereut, in diese Burg gezogen zu sein. Es waren alles liebe, prächtige Kameraden, mit denen ich nun zusammen wohnte vom 16. (28.) August 1867 an.

b) Die Luikerei.

Unsere Burg gehörte dem alten Küster Luik von der St. Marienkirche. Sie bestand aus zwei Häusern, eins an der Straße gelegen, das andere im Hofe. In dem größeren, an der Straße gelegenen Hause bewohnten die Arminen die untere Wohnung, bestehend aus zwei etwas kleineren Eckzimmern am Ende der Wohnung für je einen Einwohner; davor gelegen zwei größere Zimmer für je zwei Mann. Von diesen diente das vordere, an der Straße gelegene, zum gemeinsamen Wohn- und Speisezimmer aller Burggenossen. Außerdem gab es ganz vorn, am Vorzimmer, noch ein sehr kleines Zimmerchen und zum Garten hin, neben dem Vorzimmer, eine kleine, helle Küche. Das allerletzte Zimmer der Wohnung, mit einem zum Garten gehenden Fenster wurde mir angewiesen. Im großen Zimmer davor wohnten zwei Mediziner, der ältere Bonwetsch, Immanuel, vulgo „Schwabe“ genannt, und Christel Lundmann, aus Weissenstein in Estland stammend. Das andere hintere Eckzimmer, neben dem meinen zur Straßenseite, bewohnte ein Theologe, Hermann Koch, und im ganz kleinen Zimmer Nathanael Bonwetsch, vulgo „Matty“ gerufen. So bildeten wir fünf Mann eine Familie, hatten eine Aufwärterin, Frau Katharina Reinglas, zirka sechzig Jahre alt, eine kleine Frau mit runzeligem Gesicht, die ein ergößliches Deutsch sprach. Sie liebte ihre sämtlichen Jungherrn mit fast mütterlicher Liebe und führte unsere ganze Wirtschaft mit

fabelhafter Billigkeit. — In dem kleineren Hause wohnten drei ehemalige Arminen, im obern Stock in drei Zimmern mit einer kleinen Küche. Es waren Daniel Lemm, gewöhnlich „Iſche“ genannt, Peters, auch Theologe, mit dem Beinamen „Truscha“, — und der dritte war Ludwig Schröder aus St. Petersburg, Mediziner, im Begriff zu promovieren. Sie hatten eine viel jüngere Aufwärterin, auch Witwe, die mit ihrem kleinen Lächterchen ein Zimmerchen beim „Hauskerl“ hatte.

Als ich ankam, waren Iſche, Truscha und Lundmann schon anwesend. Die übrigen kamen in den nächsten Tagen an. Iſche (Lemm) ein ungeheuer lebendiger Mensch, ohne Bart, immer zu einem kleinen Wiß geneigt. Er war ein fleißiger und begabter Student. Damals stand er im siebenten Semester und machte sein Schlußexamen im Juni 1868. Sein Flausch Peters (Truscha) stammte aus Tschernigow. Ein überaus gutmütiger Mensch, reizte er stets zum Necke. Es passierten ihm allerlei komische Dinge. Da er im Russischen recht firm war, ließ Professor Harnack ihn einem seiner Söhne russische Stunden geben. Zu Weihnachten wurden Truscha ein Paar schöne warme Socken zugesandt, anonym. Er riet hin und her, woher sie doch stammen könnten? Endlich ging ihm ein Licht auf: „Sie stammen von Professor Harnack!“ Am ersten Feiertag zog er seinen Bratenrock an, erschien bei Professor Harnack und bedankte sich tiefgerührt für das schöne Weihnachtsgeschenk. Harnack war sehr überrascht und leugnete ab, ihm etwas geschickt zu haben. Truscha, freundlich schmunzelnd, bestand auf seinem Dank. Nun fragt Harnack, worin das Geschenk bestehe? Truscha antwortet lächelnd: „Ein Paar selbstgestrickte wollene Socken.“ — „Nein,“ antwortet Harnack, „Herr Peters, an denen bin ich wirklich unschuldig“, stand auf, nahm eine selbstverfaßte kleine Schrift vom Bücherbrett und übergab sie Truscha mit dem Bemerkten: Dieses sei seine Arbeit. — Peters gab in jenem Semester Religionsstunden im Mädchen=Waisenhaus „Marienhilfe“, und von dort waren ihm die „selbstgestrickten“ wollenen Socken zugesandt. — Er ist ein besonders tüchtiger Pfarrer in den Kolonien Südrußlands geworden.

Ludwig Schröder, der Doktorand, kam einige Tage später aus Petersburg. Er imponierte mir durch sein gutes Aussehen mit dem feingeschnittenen Profil und dem hübschen Vollbart. Wir haben von Anfang an gut zueinander gestanden, aber so, daß er, der ausstudierte Doktorand wohlwollend sich des Fürleins annahm.

Sehr bald, gleich nach der Promotion, die im selben Semester stattfand, zog er als Assistent in die Klinik für innere Krankheiten. In der chirurgischen Abteilung der Klinik wohnte als Assistent Dr. John Benedikt Frese, in etwas vollem Bewußtsein der jungen Doktorwürde, — auch ein früherer Armine. Die beiden Assistenten besuchten wir manchmal in der Klinik, und bei meinem lebhaften Interesse für Medizin hörte ich gern medizinischen Gesprächen zu und besuchte mit ihnen auch gelegentlich die Krankensäle. Das medizinische Interesse gewann noch an Nahrung durch das Zusammenwohnen in unserer eigenen Burg, der unteren Luikerei, mit zwei Medizinern. Der eine war schon da, als ich einzog: Christel Lundmann, ein freundlicher, etwas sarkastisch angelegter Mensch, intim befreundet mit Hermann Koch aus Mitau, einem älteren Theologen. Lundmann freilich spielte Koch zuweilen in Redereien etwas übel mit. Er sattelte später um, wurde Philolog und ist Lehrer in Dorpat geworden. Einige Tage nach meiner Ankunft trafen die beiden Brüder Immanuel und Nathanael Bonwetsch ein, aus Norka an der Wolga kommend, wo ihr Vater Pastor war. Immanuel, der alte „Schwabe“ — so genannt, weil ihre Eltern aus Württemberg stammten — war das Bild der Gutmütigkeit im besten Sinne. Gegen jedermann freundlich, ein ganz urgemüthlicher Mensch. Mit einem lang wallenden Vollbarte und hellbraunen nach hinten ungescheitelt gekämmtem Haare, braunen guten Augen, sah er stattlich und für jeden Menschen einnehmend aus. Ein selten lieber, treuer Mensch. Er studierte Medizin. Ich habe mit ihm, als er in der Poliklinik in seinen beiden letzten Semestern (bis Juni 1868) praktizierte, in den ärmsten Häusern der Vorstadt seine Kranken besucht. — Einmal auch, als er krank war, besorgte ich für ihn seine Kranken. Besonders in der Erinnerung ist mir ein etwa fünfzehnjähriges Mädchen, das den Typhus hatte, und ein anderes, das an den Händen kräftig war. Bei ihrer Behandlung machte ich die erste Bekanntschaft mit Perubalsam. Der Typhuspatientin kaufte ich, als sie Rekonvaleszentin war, eine Flasche Ruster-Ausbruch zur Stärkung. Es waren blutarme Leute. Von Desinfektion der Hände erfuhr ich damals noch nichts, — nur daß man sie aus Reinlichkeitsrücksichten wusch. Ein Wunder, daß wir uns nicht den Typhus holten aus diesen Krankenzimmern, wo auch die primitivsten Regeln der Reinlichkeit unbekannt waren.

Der alte Schwabe hatte e i n e Leidenschaft; er schlief für sein Leben gern lange am Morgen. Nun mußte er am Morgen aber

präzise achteinviertel Uhr in der Frauenklinik sein, wo der alte Professor Holst streng auf regelmäßiges Erscheinen seiner Praktikanten hielt. Waren sie nicht zur rechten Zeit da, so bekamen sie unfehlbar einen wogerechten Strich in seinem Notizbuche. Mehrfache Striche konnten zur verhängnisvollen Klippe werden fürs Examen. Darum bat uns der alte Schwabe am Abend dringend, wir möchten ihn rechtzeitig wecken. Früh um halbnacht Uhr erschien sein Bruder Natty, weckte ihn und bat: „Manuel, steh auf! Manuel, bitte steh auf!“ Nach einigen Minuten kam er wieder. Dieselbe Bitte, nur verstärkt und mit dem Zusatz: „Manuel, du bekommst ja einen wogerechten Strich!“ Aber Manuel rührte sich nicht. Durch so milde Mittel war er nicht aus dem Bette zu bekommen. Unterdessen war es dreiviertelacht Uhr geworden. Nun rückten Lundmann und ich vor. „Schwabe steh auf!“ tönte es nun sehr energisch und im Kommandoton. Er grunzte nur unter seiner Decke hervor: „Laß mich in Ruh!“ Das reizte unsere Neugier. Nochmals: „Schwabe steh auf!“ Und wenn das nicht gleich half, so hatten wir verschiedene Methoden, um ihn aus dem Bette zu bekommen. Entweder rissen wir ihm die Decke ab und ließen ihn bloß liegen, — oder wir beträufelten seine Nase mit ganz langsam, aber regelmäßig fallenden Wassertropfen, — oder wir stellten eine Waschschale mit Wasser vor sein Bett und hoben ihn urplötzlich an Armen und Beinen aus dem Bett heraus und setzten ihn in die Waschschale hinein. Aber die raffinierteste Weise, um ihn zu wecken, war die, daß sich einer von uns an sein Bett stellte und ganz monoton ihn: „Schwabe, — Schwabe, — Schwabe, — Schwabe usw. usw.“ rief, bis er mit einem wilden Satz verzweifelt aus dem Bette sprang, — um uns nachher für seine Rettung zu danken.

Natty war der denkbar höflichste Mensch. Noch steht er mir genau vor den Augen, wie er damals aussah. Welliges, schwarzes, mächtig dickes und starkes Haar, gerade zurückgekämmt, auf der Oberlippe ein kleines, schwarzes Schnurrbärtchen, knapp mittlerer Größe von Wuchs. Er war ein sehr fleißiger Student. In seinem kleinen Zimmerchen war nur Platz für sein Bett, seinen Tisch, ein Bücherbrett, einen großen Rohrlehnstuhl, den er benutzte, und einen kleinen Waschtisch. Wenn er aufstand von seinem Schreibtische, so mußte er unfehlbar irgendwo anstoßen. Dann rief er unwillkürlich: „Pardon!“ und wenn es der Ofen war, den er berührt hatte. Wir traten einander bald näher und sind fürs ganze Leben befreundet geblieben.

Der letzte Flausch in unserer Burg war Hermann Koch aus Mitau, jetzt Pastor in Wilna. Er studierte seine letzten Semester und machte sein Schlußexamen im August 1868. Koch war eine sehr zartbesaitete Natur. Dichterisch begabt, hatte er manche sehr hübsche Gedichte für den literarischen Abend der Arminia geliefert. Sein Zimmer war immer in peinlichster Ordnung und Sauberkeit. Eine Menge Bilder und eine große Anzahl Nippesachen schmückten die Wände und seinen Tisch. Von uns allen verkehrte er am meisten in Familien und ganz besonders liebte er es, mit klugen, feinen Frauen, meist älteren, zu reden. Alles Grobe, oder gar Rohe, war ihm in der Seele zuwider. In allem war er sorgfältig und gemessen, in Kleidung, Worten, Geberden. Sein Zimmer hätte einem jungen Mädchen Ehre gemacht mit seinem Schmuck und seiner Ordnung. Lundmann und ich kamen an einem Sonntag Abend im Winter auf einen boshaften Einfall. Koch war in einer Familie zum Abend. Da machten wir uns dran, sein Zimmer umzukehren, das oberste zu unterst. Kein Gegenstand blieb auf seinem Platze. Sämtliche Bilder an den Wänden wurden vertauscht, die Nippesachen in fürchterlichste Unordnung gebracht, das Bett in die Mitte des Zimmers gerückt und der Schreibtisch daneben gezogen. Auf den Tisch kam der Rohrlehnstuhl, auf den Stuhl aber eine Puppe, die aus seinen Alltagskleidern mit Hilfe von Rissen und Decken und Teppichen ausgestopft war, sein Studentendeckel auf ihrem Kopf. Zur Beleuchtung des Chaos zündeten wir die Lampe an und schlossen dann die Zimmertür. Wir setzten uns in unser Familienzimmer an den Tisch und lasen eifrig, Kochs Heimkehr erwartend. Er kam ziemlich zeitig, wie gewöhnlich, grüßte und eilte in sein Zimmer. Auf der Schwelle blieb er einfach sprachlos stehen, dann stieß er ein entsetztes: „So!“ hervor und schloß seine Tür von innen ab. Nun wollten wir ihm helfen, die Ordnung herzustellen. Aber er würdigte uns nicht einer Antwort, als wir anklopfen und unsere Hilfe anboten. Das reizte unsere Neugier noch mehr. Wir wußten, daß Tabakrauch noch nie in seines Zimmers geweihte Räume gedrungen war. Also zündeten wir uns jeder eine Papyros an und bliesen abwechselnd den Rauch durchs Schlüsselloch in Kochs Zimmer. Sein Versuch, das Schlüsselloch zu verstopfen, half ihm nichts. Mit Federhaltern öffneten wir das Schlüsselloch wieder und bliesen unentwegt den Rauch hinein, eine Papyros nach der anderen verbrauchend. Sein Fenster konnte er nicht öffnen, da die Laden geschlossen waren. Endlich m u ß t e

er die Thür öffnen. Mit finsterner Verachtung sah er uns Übeltäter an. Aber nun legten wir die Bosheit ab und boten alles auf, ihn wieder zu versöhnen.

Diese und andere Streiche zogen mir den verhängnisvollen Spitznamen „Strolch“ in unserer Burg zu, den ich mit Gleichmut ertrug, auch im Bewußtsein, ihn verdient zu haben. —

Unser gemeinsames Leben in unserer Burg war sehr gemüthlich und durch eine Hausordnung geregelt. Morgens um acht Uhr tranken wir unseren Kaffee, meist gemeinsam, mit Weißbrot ohne Butter. Jeder bekam nach seiner Liebhaberei seine Sorte Weißbrot, aber so, daß der Preis für jeden der gleiche war. Mittag aßen wir um ein Uhr. Unsere alte Aufwärterin Katharina Keinglas bereitete ihn. Sie kaufte die Vorräte ein und war treu wie Gold. Nur ihrem Namen machte sie keine Ehre. Ihre Kochkunst war gut, die Speisen schmackhaft, — aber zuweilen fanden sich Haare darin. Als ich an die Reihe kam, die Wirtschaft führen zu müssen, bat ich die Altchen ganz freundlich, sie möchte die Haare immer apart servieren. Das nahm sie erst sehr krumm. — Eines Sonntags, als sie den Kalbsbraten und die Sauce abtrug, um Kessel aufzutragen, hatte sie die Küchentür offengelassen. Ich saß so, daß ich die Küche überschauen konnte und sah zu meinem Entsetzen, daß die alte Keinglas den Löffel aus der Saucenschale nahm, ihn blickschnell ableckte (um nichts verkommen zu lassen), ihn dann abtrocknete und ohne weiteres in den Kessel steckte. Da war sie doch erschrocken, als ich aufstand, in die Küche ging und ihr unter vier Augen eine Verwarnung wegen solcher Schweinerei erteilte. Wie oft mag sie dasselbe Stück schon früher vorgetragen haben! Die anderen ließ ich, nach Entfernung des verhängnisvollen Löffels ruhig essen und erzählte ihnen nachher meine Beobachtung. — Am Nachmittag um vier Uhr tranken wir Kaffee und um acht Uhr war Abendbrot, alle Tage das gleiche, Tee und Butterbrot mit Käse. So kam unsere Wirtschaft uns nicht viel zu kosten. Und dabei war es so urgemüthlich, eine Art Familienleben zu haben. Zum Abendtee hatten wir auch nicht selten Gäste. Das ärgerte freilich unsere alte Katharina Keinglas furchtbar, weil sie es für eine Unverschämtheit hielt, wenn andere „Jungherrn“ kamen und auf Rechnung ihrer Jungherrn sich nährten. Namentlich einen Mediziner Jürgens konnte sie nicht leiden und brummte sehr hörbar: „Kommt dies freiliche Zurka schon wieder!“

e) Die Universität, Professoren und Vorlesungen.

Zu allernächst war ich unter den Dorpater Professoren an Theodosius Harnack gewiesen. Er las praktische Theologie. Vor kurzem (August 1866) war er aus Erlangen in die Heimat zurückgekehrt. In Deutschland galt er damals als erste Autorität für sein Fach. Auf einer großen bayrischen Pastoralkonferenz in Nürnberg hatte mein Vater ihn kennen gelernt. Damals hatte Professor Harnack den Vater als Landsmann sehr warm begrüßt und ihm gesagt, wenn seine Söhne mal in Erlangen studieren sollten, dann sollten sie sich nur an ihn wenden. — Daraufhin hatte Pastor Braun an Professor Harnack geschrieben, als es feststand, daß ich zum Studium nach Dorpat gehen sollte. Und Harnack hatte sehr freundlich geantwortet, ich möge nur gleich bei ihm vorsprechen. Das tat ich denn auch in den ersten Tagen. Er wohnte in eigenem Hause, genau dem St. Johannis-Pastorate gegenüber. Früher hatte sein Schwiegervater, der Vater seiner ersten Frau, Rektor Evers, das Haus besessen.

Professor Harnack empfing mich in seinem Studierzimmer, sehr freundlich und wohlwollend. Er hatte ein gutes, fast schönes Gesicht, bartlos rasiert, mit langen, schlichten, braunen Haaren an der rechten Seite gescheitelt. Das Haupt war leicht nach vorn gebeugt. Er war in jeder Bewegung gemessen, im Reden etwas langsam und jedes Wort abwägend, die Stimme ein wenig belegt. Damals war er Dekan der theologischen Fakultät. Mich betrachtete er von vornherein als seinen Pflegebefohlenen. Und als solchen lud er mich gleich ein, jeden Dienstag zu Mittag sein Gast zu sein. In Deutschland nennt man das „Freitisch“, wie er armen mittellosen Studenten vielfach gewährt ward. Aber Harnack lud mich so freundlich ein, als ob ich Familiengast werden sollte. Späterhin haben Professor Engelhardt und Ottingen, der eine zu Freitag und der andere zu Mittwoch Mittag mich eingeladen, regelmäßig zu ihnen zu kommen. Und eben dadurch nahmen sie alle drei diesem Mittagsbesuch das etwas Drückende einer erwiesenen Wohlthat, daß sie immer nach dem Essen mich noch eine halbe Stunde bei sich behielten bei einer Tasse Kaffee und mich einer Unterhaltung würdigten. — Manchmal waren bei Engelhardt und Ottingen auch andere Studenten als Gäste da. Diesen Mittagstischen verdanke ich sehr viel in der immer wiederkehrenden Berührung mit diesen Männern.

Bei Professor Harnack wurde ich seiner Frau, einer geborenen Baronesse Maydell aus dem Pastferschen Hause, vorgestellt und seiner einzigen Tochter. Ich glaube, sie hieß Anna. Kurz vor Ostern 1868 starb sie an einer Gehirnentzündung. — Die Söhne waren alle noch in der Schule, in den obersten Klassen, fingen an zu studieren, während ich noch in Dorpat war. Und zwar die drei ältesten (alle aus der ersten Ehe): Adolf, Axel und Erich, zu gleicher Zeit im August 1868. Es waren alle drei hochbegabte Jungen, denen man auf den ersten Blick es ansah, daß sie hervorragende Menschen werden konnten. Adolf und Erich waren die lebhafteren, Axel ruhig und sehr bescheiden. Liebenswert und fein waren sie alle. Schon damals wurde gerühmt, wie ausgezeichnet Professor Harnack die Erziehung seiner Söhne geleitet habe. Namentlich zu einer äußerst gewissenhaften Ausnutzung und Einteilung ihrer Zeit hatte er sie angehalten. Als Studenten sollen sie alle drei in ihrer Korporation, der Livonia, einen großen Einfluß gehabt haben, dahingehend, daß fleißig gearbeitet wurde neben dem korporellen Leben. —

Anders war der Eintritt in das Haus von Moritz von Engelhardt, Professor der Kirchengeschichte. Auch er kam mir mit einem sehr ernsten Gesichte entgegen, wie das immer seine Art war. Das ganze Gesicht trug das Gepräge der festesten Männlichkeit. Eine breite hohe Stirn, die in eine Glaze über den ganzen Schädel überging, an den Seiten und im Nacken von kurzem dunkelbraunen, etwas ins Graue gehenden Haare umrahmt. Ein ganz kurz gehaltener Badenbart, das breite, sehr energische Kinn glatt ausrasiert, ebenso die Oberlippe. Der Mund mit festgeschlossenen Lippen war an den Ecken oft von einem freundlichen Lächeln umspielt, das aber auch einen sarkastischen Zug annehmen konnte, doch immer so, daß die innere Herzengüte dieses edlen Mannes durchzuleuchten schien. Er sprach nicht schnell, alle Worte aber mit klarer Entschiedenheit und festem Ausdruck, auch die scheinbar gleichgültigsten Dinge. Seine hellbraunen Augen blickten meist ernst drein, von starken Brauen überschattet. Aber sie konnten auch in hellster Freundlichkeit und in ganz urwüchsiger Lustigkeit aufleuchten, wenn er den Mund zu einem prachtvoll herzhaften Lachen öffnete. — Moritz von Engelhardt ist einer der herrlichsten Männer, die ich kennen gelernt habe, und sein Einfluß auf mein Leben ist ein großer gewesen. Er war ein tief geistlicher Mensch, dessen persönliche Frömmigkeit nie sich verbergte, aber auch nie sich anderen Menschen aufdrängte.

Ein Urtypus lutherischen freien, tiefgegründeten Christentums, ohne eine Spur von Pietismus oder Engigkeit, und andererseits absolut frei von einer auch noch so geringen Neigung, sich der Welt gleichzustellen, die bei seinem Schwager Alexander von Sttingen nicht ganz fehlte, begründet in dessen großartiger Begabung in allen schönen Künsten, Musik, Dichtung, Malerei. — Ganz charakteristisch ist eine kleine Familienaneddote.

Der livländische Gouverneur August von Sttingen war einst bei einem Besuche in Dorpat bei Moritz von Engelhardt zu Mittag und bei Alexander von Sttingen zum Abendessen. Er sagte dabei in seiner malitiosen Weise: „Merkwürdige Menschen, dieser Moritz und Alexander! Bei Moritz zu Mittag ein paar lumpige Speisen und es wird vor und nach Tisch gebetet. Bei Alexander ein Abendessen mindestens dreimal so nobel und es wird nicht gebetet.“ — Moritz von Engelhardt machte auf jeden Menschen, der ihm nahe trat, den Eindruck vollster Männlichkeit. Ein Mann von festem Willen, dessen Wille aber ganz geleitet wurde von der *U b e r z e u g u n g*, wie er sie vor Gott und mit Gott gewonnen hatte aus innerem Kampfe. Er suchte nicht seinen *W i l l e n* durchzusetzen, sondern seine *U b e r z e u g u n g* zu vertreten mit seiner ganzen Person. Darum ging er immer auch nur ganz gerade Wege. Sttingen überragte seinen Schwager Engelhardt an Verstand und Talenten, an wissenschaftlicher Begabung und Vielseitigkeit des Wissens. Er war ein sprühend geistreicher Mensch. Auch ein aufrichtiger, gläubiger Christ wie Engelhardt, — war er doch nicht eine zu solcher geistlichen Reife durchgebildete Persönlichkeit. Bei Sttingen war oft der Wille Triebfeder seines Handelns: Um seinen Willen durchzusetzen (sei es in der Fakultät, im Universitätskonseil, — wo er durch Jahre hindurch einen fast beherrschenden Einfluß hatte, — sei es in der Landespolitik) — wandte er als kluger Politiker Mittel weltlicher Klugheit an, natürlich keine unehrenhaften, aber wie sie für Engelhardt nicht anwendbar waren. Das alles habe ich ja nicht aus eigener Erfahrung, sondern aus dem Urtheil der damaligen Zeitgenossen. Engelhardt hatte sachliche Gegner, aber kaum persönliche Feinde. Sttingen wurde doch wohl auch persönlich von seinen Gegnern scharf beurteilt. Engelhardt ist einer der edelsten Christen, die mir auf meinem Lebenswege bekannt geworden sind, und ich schätze es als einen hohen Gewinn, daß ich seine persönliche Güte habe mehr genießen dürfen, als viele andere meiner Studienkameraden. Unter allen meinen

akademischen Lehrern habe ich ihn weitaus am meisten persönlich geliebt und tief verehrt und trage noch heute eine ganz ungeminderte Dankbarkeit für ihn im Herzen. Engelhardt war vor allem Christ, dann erst lutherischer Christ, dann Theolog und Professor, und zuletzt Edelmann, aber auch dieses in des Wortes schönster Bedeutung. Daß er Baron von Engelhardt war, davon haben wir, seine Schüler, nie auch das allergeringste zu empfinden bekommen. Und doch lebte er mit vollem Herzen mit seinem Stande mit in allen dessen Aufgaben, Kämpfen und Arbeiten, Sorgen und Nöten. Sein Rat, sein Urteil war hochgeschätzt in den Kreisen des Adels, in der Landespolitik. Und dabei war er, der auf uns den Eindruck einer so festen, starken, abgeklärten und geistlichen Persönlichkeit machte, ein Mann, der beständig durch innere Kämpfe und Nöte, durch Zagen und Bangen sich hindurchringen mußte. Das ahnten wir nicht. Wir haben es erst aus dem meisterhaften Nekrolog gehört, den Alexander von Ottingen nach Engelhardts Tode uns bot. Aber warm ist mir das ganze Herz geworden bei der Erinnerung dessen, was ich ihm verdanke. — Neben ihm stand seine Frau Malutta, geb. von Ottingen, eine prächtig freundliche, wohlwollende Frau. Sie hat mit ihrer geraden, herzlichen Freundlichkeit es mir heimisch gemacht an ihrem Tische, wenn ich jeden Freitag ihr Gast sein durfte. Und bis jetzt noch, wenn ich mit ihr in Riga zusammengetroffen bin, hat sie mir dieselbe Freundlichkeit bewiesen. In ihrem Hause lebte ihre unverheiratete Schwester, Frä. Marie von Ottingen, eine sehr feine, kluge und freundliche Dame. Näher getreten bin ich ihr aber erst als Pastor in Reval, wo ich sie nach langen Jahren wieder sah.

Zu Professor Alexander von Ottingen ging ich das erste Mal in seine Sprechstunde gegen Ende August. Er wohnte damals in seinem eigenen Hause, welches er später an Professor von Wahl verkauft hat. Es führte den Namen „Vatikan“, weil er, der Besitzer, der „Papst“ hieß, wegen seiner angeblichen Herrschergelüste. Sein Haus gefiel mir sehr. Alles war geschmackvoll, künstlerisch angelegt. Durch ein Treibhaus gelangte man in die eigentliche Wohnung. Alles im Hause sah unvergleichlich viel vornehmer aus als bei Engelhardts. — Unmittelbar vor mir waren die beiden Brüder Franz Nerling, Pastor in St. Matthäi in Estland, und Arnold, der vor kurzem aus Ostindien heimgekehrte und aus der Leipziger Mission ausgeschiedene Missionar, eingetreten. Mit ihnen entspann sich ein

sehr lebhaftes Gespräch über die Ursachen des Ausscheidens von Arnold Nerling aus dem Missionsdienste. Ich hatte das Zuhören. Nur merkte ich, daß Sttingen ein fester Kirchenmann war, der der Leitung der Mission durch einen einfachen Missionar keinen Makel wollte anhängen lassen. An mich wandte er sich übrigens hernach auch und erkundigte sich nach meinem Vater und seiner Arbeit. Er hatte mit ihm auf einer livländischen Synode zusammengewohnt als junger Dozent, noch vor etwa fünf Jahren. Es waren freundliche Worte, die er sprach. Aber auch hier brachte er, für ihn charakteristisch, gleich eine Differenz zum Ausdruck. Er erzählte von einem Gespräch, das er mit meinem Vater gehabt hatte. Sttingen hatte den großen Nutzen des Studiums Shakespeares für Psychologie und Kenntnis des Menschenherzens und Menschenlebens gerühmt. Vater hatte dagegen betont, daß in jedem Falle das Studium der heiligen Schrift nützlicher sei und auch für diese beiden Stücke mehr Frucht schaffe, als alles Studium Shakespeares. Darum halte er es für einen Missionar für unrecht, seine Zeit auf Shakespeare zu verwenden, statt auf Bibelforschung. — Sttingen las in diesem Semester Prolegomena und Geschichte der Dogmatik. Da ich nur ein Jahr in Dorpat bleiben sollte, so hatte ich auch diese Vorlesungen zu belegen beschlossen. Er riet mir ab und sagte ganz offen, daß es sich einerseits für mich im zweiten Semester nicht lohne, solche Sachen zu hören, und andererseits sei er eben mit der Herausgabe seiner Moralstatistik so beschäftigt, daß er zu seinem Kolleg wenig arbeiten könne. Auch Professor Sttingen ist mir persönlich immer sehr freundlich gesinnt gewesen. Die Mittagsstunde in seinem Hause am Mittwoch war immer sehr nett. Seine bedeutend ältere Frau, eine feine, kluge Dame von größter Unmittelbarkeit, habe ich erst als Pastor recht schätzen gelernt.

Der vierte Professor, bei dem ich gehört habe, war der alte Heinrich K u r z, ein kleiner Mann mit großer Glaxe von der mächtig breiten, stark vorgewölbten Stirn bis zum Hinterkopf. Dünne weiß-graue Haare und ein ziemlich kurz gehaltener grauer Vollbart umgaben Haupt und Gesicht. Mit den Augen schielte er etwas unter den mächtigen buschigen Augenbrauen. Ein rechter Typus eines bedeutenden, aber trockenen Büchergelehrten. Der Inhalt seiner Vorlesungen war gut. Aber er las Wort für Wort sein Heft ab, ohne je in freier Rede etwas hinzuzufügen. Auch in seinem Hause, wenn man ihn am Sonntag Abend besuchte in der Familie, sprach



Blick auf die St. Olafkirche in Reval.

er selbst kaum ein Wort. Die Unterhaltung überließ er seiner Frau und seinen Töchtern. Die Frau war eine sehr wohlwollende Dame, die mir ihr Haus lieb und fast heimisch machte. Die Töchter, namentlich Else, waren kluge und anziehende Mädchen, mit denen man sich gut unterhalten konnte. Mit meinem Flausch Koch habe ich ziemlich fleißig im Kurkschen Hause verkehrt. Und als ich im Sommer 1868 den größten Teil der Ferien in Dorpat verbrachte, da bin ich fast täglich zum Abend dort gewesen, immer mit gleicher Freundlichkeit empfangen. Mit den Töchtern habe ich dann auch sehr fleißig Stachelbeeren vom Strauch im Garten gegessen.

Professor Wilhelm Bolck habe ich während meiner Studienzeit nur in einem Kolleg gehört: Biblische Theologie des Alten Testaments. In persönliche Berührung mit ihm bin ich aber reichlich getreten, als wir im Herbst 1867 den theologischen Verein gründeten (am 22. September). Er war der erste wissenschaftliche Beirat des Vereins und nahm regelmäßig an unseren Abenden teil im ersten Winter. Davon hernach.

Der Universitätspastor Mag. Johannes Lütken's war Dozent (deutscher Extraordinarius). Bei ihm habe ich nur den 1. Korintherbrief gehört, und ein dogmatisches Praktikum in seiner Wohnung bei ihm besucht. Exegese war offenbar nicht sein eigentliches Fach. Er las trocken und wenig anregend. Einen tiefer gehenden Eindruck von der Bedeutung und dem großen Inhalt des „Evangeliums des Paulus“ habe ich durch Lütken's absolut nicht bekommen. Ebenso wenig eine Ahnung von den Problemen des 1. Korintherbriefes speziell, oder von dem Leben einer apostolischen Gemeinde. Mir kam der 1. Korintherbrief uninteressant vor durch die Lütken'sche Exegese, während doch in Wirklichkeit gerade für jüngere Studenten kaum eine Schrift des Neuen Testaments so dankbar ist zu behandeln, um Lehre und Leben der apostolischen Zeit großartig konkret und plastisch kennen zu lernen. Dogmatik aber las Öttingen, daher konnte Lütken's nur im Praktikum dogmatische Fragen erörtern. Dabei wurde er ungleich lebendiger als bei der Exegese. Aber im eigentlichen Sinne seine Studenten packend, erwärmend, begeisternd wirkte er auch hier nicht. Er war zu sehr nüchterner Verstandesmensch. Damit will ich aber nur seine natürliche Be-anlagung, in keiner Weise sein persönliches Christentum charakterisieren. Das merkte man ihm an, daß er mit der größten Schärfe dogmatische Fragen zu behandeln und klarzulegen befähigt war.

Aber davon spürte man wenig, daß alle diese Fragen geistliche Lebensfragen waren. — Am meisten habe ich persönliche Wärme in seinen Predigten vermißt. Ich erinnere mich nicht einer einzigen Predigt, die mich warm gemacht, die mein Gewissen und Herz tiefer bewegt hätte. Es war eine Freude, wenn irgend einer der Professoren predigte. Sie alle miteinander boten der Gemeinde (wie es mir scheint) für das geistliche Leben unvergleichlich mehr als Lütkens, am allermeisten zweifellos Engelhardts Predigten. Aus ihnen konnte kein Mensch leer ausgehen ohne nachhaltige Erbauung durch Weckung, Schärfung und Tröstung des Gewissens. Doch muß ich hinzufügen, daß Lütkens doch von vielen Gemeindegliedern sehr geschätzt wurde.

Nun aber die Kollegia! — Zunächst machte ich eine unangenehme Erfahrung, als ich mich zur Immatrikulation meldete. Es wurde mir gesagt, daß eine Immatrikulation nur möglich sei, wenn auch in Rußland das Abiturium gemacht werde. Doch solle ich das Recht haben, als sogenannter „freier Zuhörer“ mich einschreiben zu lassen. Das war nun insofern sehr mißlich, als es zum mindesten höchst fraglich war, ob bei der Rückkehr nach Deutschland man dort die in Dorpat ohne Immatrikulation verbrachte Zeit als vollgültiges Studium anrechnen würde? Auch die Bemühungen der Professoren Harnack und Engelhardt, für mich die Wege zu ebnen zur Immatrikulation, blieben ohne Erfolg. Ich mußte mich also fügen und wurde „freier Zuhörer“ der kaiserlichen Universität Dorpat. Auch in anderer Hinsicht konnte dieser Zustand unangenehm werden. Ich besaß ja keinen Paß und bekam auch keinen aus Riga. Als „freier Zuhörer“ unterstand ich aber nicht dem Schutze der Universität, sondern der gewöhnlichen Zivilobrigkeit. Die konnte mich eventuell eines Tages als paßloses Individuum aus Dorpat ausweisen lassen.

Soviel ich mich erinnere, hörte ich im ersten Semester bei Professor Engelhardt Kirchengeschichte erster Teil, Einleitung ins Neue Testament und Enzyklopädie der theologischen Wissenschaften. Später habe ich bei ihm die Kirchengeschichte bis zu Ende gehört, außerdem das Leben Jesu. Alle seine Kollegia waren im wirklichen Sinne erbaulich, d. h. sie wirkten auf den ganzen Menschen, auf die geistliche Erkenntnis, auf den Glauben, den Willen, das Gemüt. Rein wissenschaftlich war keins seiner Kollegia, d. h. nur auf verstandesmäßige Untersuchung des Gegenstandes gerichtet. Freilich, nicht alles an

den Vorlesungen sagte mir zu. In der Einleitung in das Neue Testament gab er eine so eingehende Darstellung der negativen Kritik, damals der Baur'schen oder Tübinger Schule, — er versuchte sie so objektiv darzustellen, daß es mir zu viel wurde. Ich hätte gewünscht, daß er sie weniger hoch eingeschätzt hätte. Und ähnlich war es hier und da in der Kirchengeschichte. Seine Darstellung des Lebens und Wirkens Gregor VII. z. B. glich so sehr einer begeisterten Parteinahme für ihn, daß ich mich darüber ärgerte. Von der Schule her hatte ich gelernt diesen Papst zu hassen und nicht zu bewundern. Aber wunderschön war seine Darstellung der Reformation, vor allem die Entwicklung Luthers.

Den Schluß der Kirchengeschichte machte damals die Darstellung des Wiedererwachens des geistlichen und kirchlichen Lebens im 19. Jahrhundert, die Überwindung des Rationalismus. Engelhardt schloß mit dem Ausdruck der festen Zuversicht, daß nie mehr eine Zeit, wie das Zeitalter des Rationalismus wiederkehren werde. Das geistliche Leben der Gemeinde, die gläubige theologische Wissenschaft, die Betätigung des Glaubens in den großen Liebeswerken der Heidenmission, der Bibelverbreitung und der ganzen Inneren Mission seien durch die den Rationalismus überwindenden Kämpfe zu einer solchen Vertiefung erwacht, auch zu einem solchen Selbstbewußtsein aller Gläubigen durchgedrungen, daß es undenkbar sei, daß wieder ein neuer Rationalismus alles wegschwemmen könne! — Wir waren tief ergriffen von diesen Schlußworten der Kirchengeschichte! Und doch stieg schon ein neues Zeitalter der Menschheit heraus, ungleich radikaler und mächtiger als der alte Rationalismus! Wie wird der Kampf zwischen jenen von Engelhardt so begeistert begrüßten positiv christlichen Lebensmächten und diesen neuen destruktiven, immer bewußter antichristlich werdenden Kräften des Unglaubens enden? Der breite Abfall der Massen überall in der evangelischen Christenheit nicht nur von der Volks- und Staatskirche, sondern auch vom Christentum überhaupt in den nackten Materialismus hinein bei Gebildeten und Ungebildeten, in allen Ständen, läßt jene Schlußworte des Engelhardt'schen Kirchengeschichtskollegs doch als gar zu optimistisch erscheinen. In der kirchengeschichtlichen Entwicklung gehen wir wahrscheinlich einem noch größeren Abfall entgegen, als ihn die rationalistische Zeit darstellt. Der schließliche Sieg über das Antichristentum ist uns ja freilich nicht zweifelhaft. Aber diese Hoffnung ergibt sich aus den großen Verheißungen der heiligen Schrift.

Das weitaus schönste Kolleg Engelhardts war sein „Leben Jesu“, das er in zwei Semestern las, vierstündig. Es waren nicht die Einzelheiten, die uns ergriffen, sondern die heilige Pietät, mit der er selbst zur Person Jesu stand, und die Lebendigkeit, welche des Heilandes Gestalt für uns gewann. Es war für uns alle, die wir das Leben Jesu hörten, ganz zweifellos, daß wir für unser inneres Leben noch weit mehr gewannen, als für unsere theologische Bildung. Und gerade das machte uns dieses Kolleg so wertvoll.

Ich übergehe die Vorlesungen von Professor Alexander Sttingen über Prolegomena zur Dogmatik und Geschichte der Dogmatik. Die ganze Weise seines Vortrages sagte mir nicht zu. Eine Überfülle von Fremdwörtern brauchte er, und manches Mal hatte man den Eindruck, daß ein nicht klar durchdachter Gedanke sich hinter solchen Schlagworten verstecke. Außerdem war ich selbst noch viel zu unreif in meinem theologischen Denken, um diese Vorlesungen mit Nutzen hören zu können. — Die Dogmatik selbst habe ich überhaupt nicht gehört, — auch nicht die Ethik. Ich habe beides später nach Hefen und Büchern bearbeitet, — jedoch zum Schaden meiner theologischen Durchbildung. Eins muß ich Professor Sttingen hoch nachrühmen, und ebenso Professor Bold. Ich habe bei ihnen beiden nur äußerst wenig Kollegia gehört. Im Examen haben sie mich nicht davon merken lassen, sondern haben mich mit größter Freundlichkeit behandelt. — Daß ich im Alten Testament viel zu wenig Exegese gehört habe, ist einer der schwersten Fehler meines theologischen Studiums. Ich habe eigentlich nur die Genesis in Berlin gehört und den zweiten Teil des Jesajas bei Kurz, dem Inhalt nach ganz gut, der Form nach sehr trocken.

Sehr viel verdanke ich aber den Vorlesungen über die praktische Theologie von Professor Harnack. Von Natur und nach meiner ganzen Anlage und bisherigen Entwicklung war ich kein wissenschaftlich begabter und darauf gerichteter Mensch. Das Theologiestudium war mir nicht um der Wissenschaft willen wertvoll, sondern weil es helfen sollte, mich auszurüsten für den praktischen geistlichen Dienst der Kirche. Ich wünschte wesentlich etwas in mich aufzunehmen, um es anderen bringen und bieten zu können. Rein theoretisches Studium lag mir fern. Als daher einmal Professor Engelhardt mich fragte, ob ich mich nicht entschließen würde, eine wissenschaftliche Laufbahn zu wählen, da habe ich auch nicht eine Sekunde mit der Antwort gezögert. Nein! Ich wollte

Prediger und Seelsorger werden. — Und gerade darum war mir die praktische Theologie so wichtig und bedeutungsvoll. Sie bezog sich ganz auf das praktische Amt. Hier war alles wissenschaftliche Arbeiten und Denken durchaus auf praktische Ziele gerichtet. Ich habe nie die Wissenschaft rein theoretisch als „Erforschung und Darstellung der Wahrheit“ zu schätzen vermocht. Mir schwebte immer etwas noch Höheres für die Wissenschaft vor. Von den Höhen der erkannten Wahrheit muß sie beständig ins menschliche Leben mit seinen Fragen, Nöten, Aufgaben hinabsteigen, die Wahrheit in die einfachste, faßbarste, und daher allgemein beglückendste Form umsetzen, um sie den Menschen in ihrem täglichen Leben dienstbar und fruchtbar zu machen. Nur was dem Leben zugute kommt, und zwar dem Leben in seinen alltäglichsten Bedürfnissen, nur das ist volle Frucht, reife Frucht der Wissenschaft. Darum hat mir das praktische Predigtamt immer viel höher gestanden als das akademische Lehramt, weil viel tiefer ins Leben eingreifend. Und darum erschien mir die praktische Theologie immer als die Krone der theologischen Wissenschaft, wenn sie nur sich selbst als die Krone mit vollem Bewußtsein erkennt.

Alle Vorlesungen von Professor Harnack habe ich mit tiefster innerer Beteiligung gehört, so daß sie sich mir gleich einprägten. Unter allen am meisten sagten mir die kleinen Nebensächer zu: Seelsorge, Anleitung zur Bearbeitung der kirchlichen Perikopen für die Gemeindepredigt, Anleitung zur Auslegung des Katechismus und der Pastoralbriefe, dann auch die exegetisch-praktische Auslegung, eine Art Anleitung zum Halten von Bibelstunden. Aus allen diesen Vorlesungen habe ich sehr viel für mein eigenes Leben und für meine spätere Amtstätigkeit gelernt.

d) Der theologische Verein.

Schon zu Anfang der fünfziger Jahre hatte sich in Dorpat ein Verein der Theologiestudierenden gebildet, an welchem damals die bedeutendsten Theologen teilnahmen. Aus diesem Kreise war 1859 die Arminia Dorpatensis hervorgegangen. — Nun hatte die Arminia als Korporation sich aufgelöst. Aber gleich wieder trat das frühere Bedürfnis nach einem regeren Zusammenschluß der Theologen hervor. Die Anregung dazu ging nicht aus von den übriggebliebenen Arminen. Es zeigt, daß das Verlangen nach der Vereinigung der Theologen ein bleibendes und selbständiges ist. Es hängt mit

der Natur und dem Wesen des Theologiestudiums zusammen. In allen anderen Fakultäten fragen die in einem Hörsaal Sitzenden, in einer Klinik Arbeitenden nicht nach der Gesinnung und Weltanschauung, noch weniger nach dem Glauben des Nachbarn. Für sie ist das korporelle Leben eine mehr oder weniger als notwendig empfundene Ergänzung zu ihrem Studium. Die Theologen dagegen wissen sich (wenigstens in der großen Mehrheit) auf einem gleichen Grunde der Glaubens- und der Gewissensüberzeugung stehend. Ihre Lebensauffassung ist von dem Worte und den Geboten Gottes normiert. Glaube und Sittlichkeit ist von vornherein christlich bei ihnen — mag es auch die mannigfachsten Abstufungen des Ernstes und der Reife unter ihnen geben. Weil nun die Korporationen prinzipiell nicht sittliche Forderungen an ihre Glieder stellen, so werden immer eine ganze Reihe von Theologen sich finden, denen die sittliche Haltung des studentisch-korporellen Lebens entweder den Beitritt zu einer Korporation unmöglich macht, oder sie als Glieder einer Korporation keine volle Befriedigung finden läßt. Sie haben das Verlangen nach Zusammenschluß mit religiös und sittlich Gleichgesinnten. Dazu kommt noch, daß die Theologen für ihr späteres Leben und Wirken sich in den Dienst einer gemeinsamen Arbeit in einer Landeskirche stellen wollen. Sie bilden als Amtsträger dieser Landeskirche in Zukunft eine viel geschlossenere Körperschaft als alle in anderen Berufen Arbeitenden. Dieser Blick in die Zukunft muß notwendigerweise auch schon auf die Studienzeit wirken und zwar gemeinschaftsbildend. — Das zeigte sich wieder im Herbst 1867.

Bei Professor Alexander Ottingen wohnten in einem kleinen Nebenhause, dem sogenannten Schweizerhause, drei Theologen: Wilhelm Liling, Kurone, Steinmeyer aus Berlin und Doluchanzanz, ein Armenier, — die beiden letzteren freie Zuhörer der Universität. Liling war der erste, der den Gedanken der Stiftung eines theologischen Vereins anregte. Und weil er voraussetzte, bei den letzten Arminen am meisten Entgegenkommen zu finden, so wandte er sich an uns und zugleich an drei ältere Theologen der Estonia. An der Vorberatung, die Mitte September bei Liling stattfand, nahmen diese drei teil und außer ihnen Steinmeyer, Doluchanzanz, Lemm, Peters, Koch, Natty Bonwetsch und ich. Wir taten uns zu einem Verein zusammen, um wissenschaftlich und im geselligen Leben einander zu fördern. Der 22. September war der Stiftungstag dieses Vereins,

der bis heute noch besteht und für die Majorität der Theologiestudierenden eine große Bedeutung gewonnen hat.

Als wir am 22. September 1867 den theologischen Verein gründeten, beschlossen wir, unsere wissenschaftlichen Abende allwöchentlich vorherrschend der Exegese zu widmen, ohne aber andere Teile der Theologie auszuschließen. Einer der Professoren sollte zum Beirat erbeten werden. Zunächst wählten wir dazu Professor W. Volk. Auf seinen Vorschlag begannen wir mit der Exegese der Apostelgeschichte. Unsere Zusammenkünfte wurden abwechselnd in den Quartieren der Vereinsglieder gehalten. Gemeinsamer Tee mit Butterbrot und etwas Weißbrot, auch mit einigen Flaschen Bier, schloß den Abend. In unserem kleinen Kreise von zehn bis zwölf Personen fühlten wir uns so gemütlich, die Aussprachen über den Text waren so unbefangen und ohne Scheu, daß wir alle, auch unser Beirat, uns so wohl fühlten in den beiden ersten Semestern, wie es später wohl kaum je wieder der Fall hat sein können. Professor Volk hat es offen ausgesprochen, die beiden ersten Semester des theologischen Vereins seien ohne Zweifel die schönsten gewesen, die er miterlebt habe. Die Diskussionen waren dabei recht lebhaft und gelegentlich auch erregt, aber ohne Mißklang.

Zu unsern wissenschaftlichen Abenden hatte immer einer das Referat zu liefern, das er möglichst sorgfältig mit allen zu Gebote stehenden Kommentaren auszuarbeiten und dann frei vorzutragen (nicht abzulesen) hatte. Ich erinnere mich, daß ich unter andern ein Referat geben mußte über den scheinbaren Gegensatz zwischen Apostelgeschichte 15 und Galater I und II. Ich war nicht wenig stolz und froh, als Professor Volk mir sagte, das sei ja eine wirklich tüchtige Leistung.

Schon im dritten Semester (August 1868) meldeten sich so viele Teilnehmer zum theologischen Verein, daß die Zahl auf zwanzig und mehr stieg. Wir mußten nun, zu unserem sehr lebhaften Bedauern, das Abhalten der Abende in den einzelnen Quartieren der Vereinsglieder aufgeben, weil sie zu eng waren für eine so große Beteiligung. Nun wurde ein Vereinslokal gemietet, gegenüber der Universitätskirche in der Jakobstraße, im Hause des Tischlers Kienast. Die Unkosten des Vereins wurden dadurch kleiner, daß ein Vereinsmitglied im Vereinslokal lebte. Es war aber ein ödes Zimmer, dem die Gemütlichkeit unserer Studentenburgen gänzlich fehlte. Und der Zauber der harmlosen Vertraulichkeit des Um-

ganges in den beiden ersten Semestern war auch dahin. Gingen doch schon ein großer Teil der ersten Vereinsstifter aus Dorpat fort; z. B. Koch, Lemm, Peters, Tiling. Im dritten Semester, August 1868, traten auch eine Anzahl korporeller Theologen in den Verein, z. B. Theophil Gaehdgens, Paul Rügler, Freisfeldt. 7397-7398 8070.

Das Vereinsleben gestaltete sich nun wesentlich anders als in den beiden ersten Semestern. Die intime Vertraulichkeit sowohl der Vereinsmitglieder untereinander, als auch im Verhältnis zum Beirat verschwand naturgemäß mit dem Scheiden so mancher Stifter und dem Eintritt so vieler neuer Elemente. Wir waren aber doch Realisten genug, um einzusehen, daß es so kommen mußte, wenn der Verein mehr und mehr alle Theologen in sich aufnehmen sollte. War im ersten Jahre wissenschaftliche Arbeit, Erbaulichkeit und Geselligkeit alles vereint gewesen in unseren wöchentlichen Abenden, so fielen die drei Stücke nun mehr auseinander. Die Hauptabende nahmen mehr den Charakter strikt wissenschaftlicher Arbeit an. Für die Erbaulichkeit hielten wir besondere Zusammenkünfte, die aber schwächer besucht waren, meist am Sonntag Nachmittag, auch im Vereinslokal. Dort lasen wir zunächst Luthersche Predigten, um uns mit ihnen bekannt zu machen, auch wohl andere Schriften. Und die Geselligkeit betätigten wir in gemeinsamen Spaziergängen im Frühling am Sonntag Nachmittag oder im Zusammensein bei Bier oder Kaffee im Vereinslokal. Dabei wurden literarische Produktionen vorgetragen, die in einem „Anonymus“ genannten Blatte des Vereins gesammelt, und vom Redakteur vorgelesen wurden. Zum ersten Redakteur wurde ich gewählt, und habe als solcher freilich manchesmal den Hauptinhalt einer Nummer selbst schreiben müssen. Aber auch andere lieferten Beiträge; so z. B. Theophil Gaehdgens, ich glaube auch Natty Bonwetsch. Meine ersten Artikel waren: eine Reise im Ochsenwagen in Afrika; dann: ein Spaziergang im Frühling, — worin ich die Augen der Kommilitonen für die Schönheit des erwachenden Lebens in der Natur zu öffnen versuchte. Auch ein Verslein habe ich im Herbst gedichtet bei einem einsamen Spaziergang auf dem Dom, als die Ahornbäume wundervoll bunt gefärbt waren.

Golden färbt sich schon das Laub
In den Herbstesonnenstrahlen;
Rehret wieder bald in Staub
Mit dem Jahresblätterfallen.

Ewig ist es so der Lauf
Auf der wechselvollen Erden:
Steigt der Geist zum Himmel auf,
Muß der Leib zerstäubet werden. — —

Es ist auf viele Jahre hinaus das einzige Produkt meiner dichterischen Muse geblieben.

Wir haben weiter im theologischen Verein unter Professor Harnacks Leitung die symbolischen Bücher der lutherischen Kirche zu lesen angefangen.

Viel Freude und viel lebhaftere Anregung für wissenschaftliches Denken und Arbeiten habe ich aus dem theologischen Verein empfangen. Und daß seine Stiftung einem wirklichen Bedürfnisse entsprach, sieht man ja deutlich, daß er nun schon fünfzig Jahre weiter bestanden und fast alle tüchtigen Theologen dieser Jahre in sich vereinigt hat.

e) Die ersten Ferien; Weihnachten in Riga.

Das Semester ging zu Ende. Damals lasen die Professoren ausnahmslos bis in den Dezember hinein und fast alle Studenten hielten auch aus bis etwa zum 8. Dezember. Moritz von Engelhardt, den Stittingen treffend „das Gewissen der Fakultät“ nannte, gab es nicht zu, daß man von seiten der Professoren durch frühes Aufhören der Vorlesungen den Studenten Veranlassung gegeben hätte zum frühen Fortfahren. Die Examina wurden sämtlich erst nach dem 12. Dezember, dem Stiftungstage der Universität gehalten, so daß eigentlich erst der 12. Dezember als der wirkliche Schluß des Semesters galt. Und die Vorlesungen begannen sowohl im Januar als im August mit dem Zwanzigsten. So hielt ich denn gern in Dorpat aus bis zum 13. Dezember. Ich konnte auf diese Weise auch die ganze Feier des 12. Dezember mitmachen in der Universität. Der Abendfeier in der akademischen Muße blieb ich fern. Am Morgen des 13. Dezembers traten Koch und ich miteinander um neun Uhr die Reise nach Riga an. Es war schon einige Zeit schöner, beständiger Winter mit guter Schlittenbahn bei frischem Frost und etwa zehn Grad Kälte. In Dorpat habe ich den ganzen ersten Winter hindurch nur ein dünnes blaues Sommerpaletot getragen, unwattiert. Ich besaß kein anderes und mein Geld reichte nicht zu einem solchen Luxus,

mir noch ein Winterpaletot anzuschaffen. Wozu auch? Ich froh ja gar nicht, — obgleich ich unter meiner auch ziemlich dünnen Kleidung absolut keine Unterwäsche trug. Unterhosen waren mir bis dahin im Leben ein völlig unbekanntes Kleidungsstück und ich sah in meinen Burggenossen mit ziemlicher Verachtung Weichlinge und Verwöhnte, als ich bei ihnen Unterhosen entdeckte. — Für die Schlittenfahrt nach Riga, 240 Kilometer, — die bei ununterbrochener Reise doch gegen vierundzwanzig Stunden dauern konnte, wäre nun ein dünnes Sommerpaletot doch etwas zu wenig gewesen. Galoschen hatte ich auch noch nie an den Füßen gehabt. Aber bloße Stiefel hätten auf solch eine Strecke wohl auch nicht genügend Deckung geboten. Zu meinem Glück schickte mir Onkel Guido einen gebrauchten, aber noch sehr guten Schuppenpelz und für billiges Geld erstand ich mir in einer russischen Bude ein Paar Filzschuhe. So gegen Kälte geschützt konnte ich schon getrost die weite Reise machen. Unglaublich primitiv waren damals die Fuhrwerke der livländischen Post. Weder Schlitten noch Wagen hatten Sitzbretter. Dem Wagen fehlten oben drein die Federn. Wer genügend Gepäck hatte, benutzte es zum Sitzen; sonst wurde einfach Stroh in den großen Schlitten oder Wagen geschüttet, dahinein setzte man sich auf den Boden des Fuhrwerkes. Zwei kleine, magere, ununterbrochen trabende Pferdchen davor, — so ging es hinaus auf die Landstraße, durch die schönbeschnittene Winterlandschaft. Wir hielten auf keiner Station länger an, als nötig war zum Anspannen. Der Weg und das Wetter waren gut. So ging die Fahrt ohne Unfall von statten. Mir kam sie sehr lustig vor; — so weit und lang war ich seit meiner Kindheit (Februar 1855, als wir aus Riga nach Deutschland zurückkehrten) noch nie im Winter mit Pferden gefahren. Und damals saßen wir in der großen verdeckten Diligence, — jetzt aber frei offen in der frischen köstlichen Winterluft. Wunderbar schön waren die tiefbeschnittenen Tannen, im Sonnenlicht oder im Mondschein glitzernd. Zum ersten Mal im Leben habe ich damals diese Winterpracht des nordischen Tannenwaldes gesehen und genossen.

Am Morgen des 14. Dezember um neun Uhr langten wir in Riga an. Koch fuhr mit der Eisenbahn weiter nach Mitau; ich kehrte bei Onkel Georg ein. Er wohnte noch im selben Hause an der Nikolaistraße, in welchem auch wir vor dreizehn Jahren mit den Eltern gelebt hatten. Aber die Wohnung war umgebaut. Onkel Georg empfing mich sehr freundlich, auch Tante Olga, ebenso Rufine Marie

und die Bettern. Onkel Georg ging ganz in seiner Arbeit auf. Er war die Seele der Traktatgesellschaft zur Verbreitung christlicher Schriften. Außerdem hatte er aber sonntags Predigt im Gefängnis und mancherlei andere Arbeit. Ein eiserner Arbeiter. Gerade gegen Ende des Jahres wurden die Päckchen der im Laufe des Jahres gedruckten Schriften an die Pastoren versandt. Da mußte nun jeder einzelne Päckchen absolut genau ebenso verpackt sein, wie der andere. Aber das non plus ultra war die Herstellung und Verpackung der an die Kaiserin gehenden Schriften. Sie war die Protektrice des Traktatvereins. Jeden einzelnen Druckbogen sah Onkel Georg persönlich durch, ob da nicht ein Fleckchen daran wäre. Nur makellose Bogen durften benutzt werden. Das farbige Umschlagpapier wurde noch peinlicher revidiert.

Aber das waren ja freilich nur Außerlichkeiten. Das Wesentliche war doch der Inhalt der Traktate. Unter ihnen gab es sehr verschiedene an Wert. Die kleinen Kindererzählungen in je einem Heftchen mit zwei Bildern auf dem Umschlag haben mir schon als Kind sehr viel Freude gemacht. Sie waren durchaus kindlich und gut. Dann gab es lehrhafte Bücher: über die Buße und Bekehrung, die Auslegung des heiligen Vaterunsers aus Luthers Schriften zusammengestellt (sehr gut), während das erstere trocken war. Dann die Auslegung der zehn Gebote, die Leidensgeschichte mit Betrachtungen; alles gute Bücher, und durchaus auf lutherischem Bekenntnisboden stehend. Eins dieser Bücher wurde eben neu gedruckt und auf Onkel Georgs Bitte las ich die Korrektur für ihn, wobei ich natürlich sehr genau sein mußte. Aber er bevollmächtigte mich, den Stil des von ihm selbstgeschriebenen Buches dabei gründlich zu verbessern (vor dem Druck), durch Zerlegung der langen Sätze und Perioden. Ich mußte diese Arbeit noch nach Dorpat mitnehmen und sie dort vollenden, da es sich um ein Buch von hundert Seiten handelte. Eine zweite große Arbeit übertrug mir Onkel Georg, die mir sehr nützlich war. Es wurde eine neue Auflage des Neuen Testaments von der Bibelgesellschaft besorgt, und die vorbereitenden Arbeiten hatte Onkel Georg übernommen. Es fehlte ihm aber an Zeit, sie auszuführen. Nun bat er mich, ihm eine Arbeit abzunehmen. Es handelte sich um eine systematische Umarbeitung der Parallelstellen. Dadurch sollte Raum gewonnen werden beim Druck in der Weise, daß nach Möglichkeit sämtliche Parallelstellen, die einen gleichen Gedanken enthalten, nur dort angeführt werden, wo dieser Ge-

danke zum ersten Male im Neuen Testamente vorkommt. Bei den sämtlichen so angeführten Parallelstellen sollte dann weiterhin nur die einzige erste Stelle angeführt werden als Parallele. Schlag man die auf, dann hatte man dort alle übrigen Parallelstellen beisammen. Diese Arbeit war nicht ganz leicht, erforderte viel Aufmerksamkeit und Achten auf den Text und seinen Inhalt. Aber ich habe diese Arbeit mit großem Interesse getan und für mich selbst davon großen Gewinn gehabt. Ich bin Onkel Georg sehr dankbar dafür, daß er es wagte, mir, dem jungen Studenten, solch eine wichtige Arbeit anzuvertrauen.

Noch eines Wortes von Onkel Georg erinnere ich mich aus jenen Weihnachtsferien, das mir für mein persönliches Leben, aber auch für manche Predigt von Bedeutung geworden ist. Er machte mich darauf aufmerksam, daß die fünfte Bitte im Vaterunser als eine tägliche Bitte gemeint sei. Der Herr Jesus mache klar einen Unterschied zwischen der grundlegenden Sündenvergebung, durch welche ein Mensch aus seiner ganzen Sündenschuld herausgerettet und gänzlich, als ganze Person gereinigt werde, — und der täglichen Reinigung, welcher auch ein Kind Gottes noch bedürftig sei wegen der täglichen kleineren und größeren Verfehlungen, die es an sich findet. So sage der Herr zu Petrus bei der Fußwaschung, daß ein Gebadeter weiterhin am Tage nur der Abwaschung der Füße vom Staube des Weges bedürfe, nicht aber eines oftmaligen Bades im Laufe des Tages. So mußten wir zu dem fröhlichen Glauben kommen, daß wir es nach empfangener Vergebung nie wieder nötig haben, auf die einmal vergebenen Sünden zurückzukommen und nochmals um ihre Vergebung zu bitten. Habe Gott einmal vergeben, so habe er es so getan, daß diese Schuld und Verfehlung wirklich ein für allemal abgetan sei. Es sei Unglaube und Zweifel, wenn man Sünden, die man einmal aufrichtig und bußfertig bekannt habe, und für die wir dann auch wahrhaftig und gewiß Vergebung bekommen haben nach 1. Joh. 1, 9, — hernach wieder vor Gott bringe, klagend und um Vergebung bittend. Die fünfte Bitte handle also für Kinder Gottes nicht von gestrigen oder vorgestrigen oder noch früheren Sünden, die schon bekannt und vergeben seien, sondern von den Übertretungen des heutigen Tages. — Zum ersten Male ist es mir damals klar geworden, daß es nicht Demut und Buße ist, wenn man immer wieder über schon bekannte Sünden klagt, und nicht zur Gewißheit

der Vergebung kommt, — sondern ein Zeichen schwachen Glaubens und Zweifelns an Gottes Gnade, Zusage und Verheißung.

Ebenso hat mir der Aufenthalt in Onkel Georgs Haus damals noch etwas Wichtiges geboten. Onkel Georg hatte für sein geistliches Leben ein ausgesprochenes Bedürfnis nach möglichst häufigem Empfang des heiligen Abendmahls. Er würde ohne Zweifel sonntäglich in der Kirche zum heiligen Abendmahl gegangen sein. Aber dazu hatte er keine Möglichkeit. Eine eigene Gemeinde hatte er nicht. Fast jeden Sonntagvormittag hielt er aber in einem der Gefängnisse einen Gottesdienst. Wenn er dann nach Hause kam, oft erschöpft und ermüdet, dann war es seine Erquickung, mit Tante Olga und Marie das heilige Abendmahl in seinem Zimmer in einer ganz kurzen schlichten Feier zu genießen. Von seinen Söhnen nahm keiner daran teil. Mich fragte er am ersten Sonntage, ob ich auch in sein Zimmer kommen wolle? Ich tat es gern und bat auch an der Kommunion teilnehmen zu dürfen. Hatte ich doch schon in Gütersloh während der Schulzeit häufiger das heilige Abendmahl empfangen mit Bruder Hugo als die anderen Mitschüler.

Auch zu den Bibelabenden, die Onkel Georg jeden Montagabend, wenn ich mich erinnere, leitete, nahm er mich mit und ich ging gern hin. Es war ein kleiner Kreis von etwa fünfzehn bis zwanzig Männern aus verschiedenen Ständen und Berufen, die abwechselnd bei dem einen oder andern von ihnen zusammenkamen zur gemeinsamen Schriftforschung. Was gelesen wurde, weiß ich nicht mehr, — wohl aber, daß mir die schlichten, einfältig frommen Männer sehr gefielen. Nach dem erbaulichen Teile wurde noch Tee oder ein Glas Bier mit Butterbrotten gereicht.

Im Dezember, kurz nach meiner Ankunft, hatte Vetter Johannes Löfewig, Onkel Georgs vorletzter Sohn, sechzehn bis siebzehn Jahre alt, sein Abiturientenexamen beendet. Er war ein glänzend begabter Junge. Er wollte Philologie studieren. Dazu schickte ihn Onkel Georg nach Berlin. Dort kam er auf einem einsamen Spaziergange im Herbst 1868 im Tiergarten eines Abends, zur Zeit der Dämmerung, an einer sehr abgelegenen Stelle mit einem Herrn zusammen, welcher Johannes um den Weg fragte. Johannes begleitete ihn ein Stück Weges. Im Gespräch erfuhr der Fremde einiges über Johannes Studienpläne, fand Gefallen an ihm und fragte nach seiner Adresse. Bald besuchte er Johannes und machte ihm Vorschläge nach Spanien zu reisen. Er habe dort ausgezeichnete

Verbindungen in Klöstern, wo eine Menge uralter Handschriften lagen, vermutlich auch alte Klassiker. Wenn Johannes die finde und herausgebe, so könne er ein berühmter Mann werden. — Daß ein so junger Student zu solchen Dingen noch ganz unvorbereitet war, bedachte Johannes selbst nicht. Aber sein Freund wollte ihn nur in katholische Umgebung bringen. Es war ein Jesuit, wie sich später herausstellte. Bald schon hatte er Johannes ganz für die neuen Pläne gewonnen. Johannes schrieb aber noch nach Hause, um seines Vaters Zustimmung einzuholen. Onkel Georg merkte sofort, worauf es abgesehen war, fuhr sogleich nach Berlin und nahm Johannes mit nach Riga zurück, behielt ihn ein Semester dort und ließ ihn dann nach Heidelberg gehen. Kaum war Johannes dort angekommen, als auch sein Freund wieder da war und seine Lockungen erneuerte. Und dieses Mal mit Erfolg. Johannes schrieb seinem Vater erst, als er sich schon auf die Reise machte, zunächst nach Italien, mit Empfehlungsbriefen seines Freundes. In Italien, unterwegs noch, erkrankte er schwer, wurde auf Grund der Empfehlungsschreiben in ein Kloster zur Pflege aufgenommen und nach seiner Genesung zur Nachkur ins Kollegium Romanum, das große Zentrum des Jesuitenordens in Rom, gebracht. Dort trat er über zum Katholizismus und wurde Jesuitenschüler. Katholik ist er auch geblieben mit einer sehr wechselvollen Laufbahn.

Ich erinnere mich, daß damals das erste Wetterleuchten der Russifizierung das Land erschreckte. Gouverneur von Livland war damals August von Sttingen, von dem man wußte, daß er bis dahin in persönlicher Gunst Alexanders II. feststand. Aber plötzlich kam das Gerücht, dem auch sofort die Bestätigung folgte, daß Sttingen seine Stelle als Gouverneur verlassen müsse, um einem Russen Platz zu machen. Der erste Russe als Gouverneur in Livland! Dieser Schlag fiel gerade in die Tage meiner Abreise. Die Reise legte ich dieses Mal zurück in der sogenannten „livländischen Diligence“, einem mächtigen Wasock, gezogen von sechs Pferden. Die Reise war erheblich weniger schön als im Dezember. Eingeschlossen im schweren stoßenden Wasock sah man nichts von Wald und Weg. Dazu war es starkes Tauwetter, der Weg schlecht, der Wasock in Gruben stampfend, bei schrägen Gleisen schleudernd, hier und da war man in Gefahr, im Wasser an tiefliegenden Stellen die Füße naßzumachen. Wir waren froh, als wir in Dorpat ankamen.

Aus den Weihnachtsferien 1867/68 muß ich wenigstens kurz noch erwähnen einen Besuch, den ich in Mitau machte. Ich war in Dorpat im Kolleg bekannt geworden mit einem jungen Theologen aus Mitau, Emil Runkler, Better von Theodor Schiemann, den ich auch durch Runkler kennen lernte. Emil Runkler war ein sehr ernster, frommer junger Mensch. Manche ernste Frage aus unserem Kolleg haben wir miteinander durchgesprochen. Er erzählte mir auch viel von den starken Einflüssen, welche er für seine geistliche Entwicklung empfangen habe von seinem Religionslehrer Heinrich Seesemann in Mitau, und fast noch mehr von seinem Geschichtslehrer Oberlehrer Diedrichs. Am allermeisten aber verdankte er Seesemanns Frau, der ehemaligen Priorin von Stift Finn in Estland, eine geborene Baroness Ungern-Sternberg, Schwester des späteren Redakteurs der Kreuzzeitung in Berlin, Eduard Baron Ungern-Sternberg. Er wurde nicht müde, von dieser seiner mütterlichen Freundin zu erzählen. — In seinen Briefen an Seesemann hat er wohl auch von unserer Freundschaft erzählt und den Wunsch ausgesprochen, ich möge die Freude haben, Seesemanns kennen zu lernen. Da Heinrich Seesemann eine hervorragende Stellung im „theologischen Abend“ und bei Begründung der Arminia eingenommen hatte, so lag ja eine gewisse Anknüpfung vor. Und daraufhin wurde ich denn auch von Seesemann eingeladen, von Riga aus ihn zu besuchen. Gern folgte ich der Einladung, und brachte ein paar schöne Tage im Seesemannschen Hause zu. Heinrich Seesemann, eine große stattliche Persönlichkeit, mit mächtigem Haupthaar und sehr lebhaftem, ausdrucksvollem, energischem Gesichte, mit seiner freien, frischen wohlwollenden, zuweilen derben Art und der sehr anregenden Weise zu reden, gefiel mir außerordentlich; aber noch mehr seine Frau (an Jahren bedeutend älter als er). Immer ruhig, in fester Selbstzucht, geistvoll und klug, freundlich und gütig, machte sie den Eindruck einer hochbedeutenden Frau und es war mir sehr verständlich, daß Runkler mit so dankbarer Verehrung und Liebe an ihr hing.

III. Aus dem Jahre 1868.

a) Die ersten Geldsorgen meines Lebens.

Der Sommer 1868 brachte mir eine große Veränderung in mancher Hinsicht. Es war Ende Mai, als ich von Onkel Georg einen Brief erhielt, der mich zunächst in die tiefste Bestürzung versetzte. Er teilte

mir mit, daß Onkel Guido ihm geschrieben habe, er habe seine Stelle als Generalbevollmächtigter und Oberverwalter des Herrn von Ustinoff verloren durch böse Intriguen. Nun sei er selbst ohne Mittel und daher in der für ihn sehr peinlichen Lage, mir kein Geld mehr zum Studium geben zu können. Er hatte, indem er die Russen nicht stehlen ließ, die Ertragsfähigkeit der Güter in wenigen Jahren um das Sechsfache gesteigert. Aber jene Russen gewannen in einem Bruder Ustinoffs einen Bundesgenossen, und ihren vereinten Anstrengungen gelang es, Ustinoff zum Bruch mit Onkel Guido zu treiben. Onkel Guido mußte Knall und Fall seine Stelle verlassen.

In meiner ersten Bestürzung über diese Nachricht lief ich zu Professor Engelhardt und erzählte ihm mit Tränen in den Augen mein Leid. Er war sehr teilnehmend, sprach mir Mut zu und sagte: nun komme alles darauf an, ein Stipendium zu erlangen. Aber dazu müsse ich immatrikuliert werden. Das Abiturientenexamen am Dorpater Gymnasium beginne in den allernächsten Tagen. Ich möge doch zum Inspektor des Gymnasiums, dem alten Midawitz, gehen und mich darnach erkundigen, wenn ich es wagen könne, so ganz unvorbereitet zum Examen vorzugehen. Ich wandte ein, daß ich ja gar kein Russisch verstehe. Professor Engelhardt orientierte sich sofort bei dem langjährigen Sekretär der Universität, Herrn von Forestier, der die Auskunft gab, daß es allerdings möglich sei, das Abiturientenexamen zunächst ohne Russisch zu machen, als aus Deutschland kommend. Doch müsse ich später, um hier angestellt zu werden, ein russisches Examen nachholen. Mir lag nur am Immatrikuliertwerden, um ein Stipendium und damit freie Kollegia zu bekommen.

Nun ging ich zu Inspektor Midawitz, der mich sehr freundlich empfing und mit dem Direktor des Gymnasiums, Herrn von Schröder (Vater des späteren Professors in Innsbruck und Wien), sprach. Das Examen begann am nächsten oder übernächsten Tage. Ich ging hinein, obgleich ich mich gar nicht hatte vorbereiten können, mit dem Gebet um Gottes Hilfe. Und siehe es ging! In dem schriftlichen Mathematikerexamen löste ich von vier Aufgaben drei, und auch in den anderen Fächern ging es ganz genügend oder gut. Zum Schluß erhielt ich ein Zeugnis, daß ich das Abiturium in allen Fächern bestanden habe, außer der russischen Sprache. Damit war ich zufrieden und meine Sorgen vergingen wie der Nebel vor der Sonne. Gott hat mir, auch abgesehen vom Glauben an Seine Liebe und

Hilfe, ein solches Gemüt gegeben, daß ich nie zum Schwarzsehen geneigt gewesen bin. Ich bin sehr dankbar für diese Anlage.

Mit dem Ende des Semesters mußten wir umziehen. Von unserer ganzen Luiff'schen Burg blieben nur noch die beiden Bonwetsch, Lundmann und ich übrig. Lemm und Peters machten im Juni ihr Schlußexamen, Louis Schröder war schon Assistent an der Klinik, Koch wollte im August sein Schlußexamen machen. So suchten wir uns ein neues Quartier und fanden ein möglichst schönes in dem Schweizerhäuschen, einem Nebenhause von Professor Alexander von Ottingens Vatikan. Das Häuschen lag hoch über dem Domgraben, schräg gegenüber dem Anatomikum. Später hat Professor Mühlau das Häuschen gekauft und ausgebaut. Damals enthielt es im unteren Stock Waschküche, Holzschauer usw. und oben drauf war, ganz im Schweizerstil des Berner Oberlandes, mit Gallerie rund herum, eine Wohnung von drei Zimmern mit einer kleinen Küche gebaut. Dorthin zogen wir vier. Es war eine allerliebste gemütliche Wohnung, unvergleichlich hübscher als die Luiferei, auch netter eingerichtet, und dabei ganz billig. Ein Jahr haben wir dort zusammen einträchtig gehaust. Zwar eins fehlte uns: ein gemeinsames Mittagessen hatten wir nicht mehr. Am Sonntag aß ich beim alten Inspektor Midwiz, Dienstag bei Professor Harnack, Mittwoch bei Professor Ottingen und Freitag bei Professor Engelhardt. — Aber am Morgen und Abend hatten wir noch gemeinsam unseren Kaffee und Tee.

Als die Ferien vorüber waren, meldete ich mich zur Immatrikulation und erlebte eine große Enttäuschung. Ich wurde mit meinem Zeugnisse nicht angenommen. Der alte Sekretär von Forestier hatte während der Ferien seinen Abschied genommen, und war ins Ausland gezogen. Sein Nachfolger hatte keine Ahnung von der Verordnung, auf welche Herr von Forestier sich bezogen hatte bei seiner im Frühling erteilten Auskunft. So blieb ich auch vorläufig nicht immatrikuliert. Das war freilich des Stipendiums wegen sehr schmerzlich; ich bekam nun keines. Aber Onkel Georg sandte mir doch Geld, wahrscheinlich von Freunden meines Vaters in Riga gegeben. Auch Onkel Guido versuchte weiterhin, soviel er nur irgend konnte, mir zu geben. Und eines Tages erhielt ich ganz unerwartet die Aufforderung, mich zur Immatrikulation in die Universität zu begeben. Professor Engelhardts Schwager Gori von Ottingen war Rektor geworden, und hatte es wohl möglich gemacht,

auf seine eigene Verantwortung mich immatrikulieren zu lassen. Und dann bekam ich wenigstens zwei kleine Stipendien, etwa hundert Rubel im Jahr.

b) Pastorat Ceäts und die Familie Wegener.

In der Geschichte meines Lebens nimmt das Pastorat Ceäts und die Familie Wegener einen unvergeßlichen Platz ein. Von Ceäts aus bin ich zum ersten Mal in das Haus eurer teuren Großeltern gekommen. Durch die Beziehungen zwischen eurer Mama und Wegeners bin ich ihr nähergetreten.

Zum ersten Male kam ich nach Ceäts im Herbst 1867. An einem schönen Sonntag morgen machte Lundmann den Vorschlag: „Wollen wir doch eine Sprizfahrt machen nach Ceäts zum Bürgermeister!“ Diesen Beinamen hatte in der Arminia Emil Wegener gehabt. Seit dem Sommer 1867 war er Pastor in Ceäts. Nach dem Tode ihres Pastors Theol hatten die Ceätschen Bauern Pastor Jakob Hurt haben wollen, damals wohl der einzige estnische Kandidat. Die Deutschen im Kirchspiel stellten ihrerseits einen anderen Kandidaten auf. Da meldete sich selbst als dritter Kandidat Emil Wegener, — mit flachsblonden Haaren und rosenroten Wangen und blauen Augen. Das ist der Typus, der den Esten ideal schön erscheint. Alle Herzen der Esten flogen ihm zu, und um des Friedens willen wählten ihn auch die Deutschen. — Wir mieteten ein Pferdchen und einen federlosen kleinen Wagen für einen Rubel; in der Mitte des Wagens auf hochgestopftem Strohsack, überdeckt mit rot und schwarz gestrickter Wolldecke ein Wagenkissen. So zogen wir hinaus, vier Mann hoch: Lundmann, Koch, Peters und ich. Durch die Stadt kutscherte nur Lundmann. Wir anderen gingen voraus bis auf die Revalsche Landstraße. Dort stiegen wir alle auf und richteten uns ein so gut es ging, vier Mann auf einem Sitz! Der Wagen rüttelte gewaltig, der Strohsack sank zusammen wie schmelzender Schnee. Die Freude des Fahrens war mäßig, aber unser Gäulchen brachte uns doch die fast neunzehn Kilometer weite Strecke hin. — Es war das erste Landpastorat in den Ostseeprovinzen, das ich betrat. Die kleine Kirche, damals mit einem Dachreitertürmchen und dem heiligen Andreas, dem Patron der Kirche, als Wetterfahne auf dem Kirchturm (freilich vor kurzem mitten durchgebrochen), sah etwas ärmlich aus. Aber sie lag da freundlich umgeben von vielen hohen Birken, kaum hundert Schritt davon das Pastorat, ein Ziegelbau, aber blendend weiß getüncht

mit schwarzem Dache; ein neuerer Bau, helle, geräumige Zimmer aber mit einer öden Regelmäßigkeit gebaut. Hinter dem Hause ein Blumen-, Obst- und Gemüsegarten, neu angelegt, aber mit sehr schönem Obst. Viel weiß ich von jenem ersten Besuche nicht. Emil Wegener begrüßte uns mit seinem immer heiteren Wesen sehr fröhlich. Er lebte noch als Junggesell im Pastorat ganz allein. Eine alte Wirtin führte das Hauswesen. Nach dem Kaffee, der unsere erschütterten Leiber stärkte, machten wir einen Spaziergang zum See hinab, etwa drei- bis vierhundert Schritte vom Hause. Unterwegs zeigte uns der „Bürgermeister“ mit Stolz seine Pferde, von denen das eine wirklich wunderschön war. Der See ist prächtig, sieben Kilometer lang und etwa zwei Kilometer breit zieht er sich zwischen Hügeln hin, die auf der Ost- und Nordseite recht stattlich sind, zum Teil mit Feldern, zum Teil mit Wald bedeckt. Eeds liegt etwa an der Mitte des Südufers, der einen Langseite, auf flacherem Gelände, beim Ausfluß des Sees, einem Bache, an welchem eine zum Pastorat gehörige stattliche Wassermühle erbaut ist. — Dem Pastorat gegenüber, am Kirchenplatz, fünfzig Schritt von der Haustür, lag der ältere Obst- und Gemüsegarten mit schattigen Lauben.

Nach Eeds kam ich dann erst wieder im Sommer 1868. Ich hatte für diese Sommerferien keinen Verbleib. Nach Riga fahren wollte ich nicht. Auch war mir von den Philistern der Arminia der Auftrag gegeben, aus den Papieren des literarischen Abends der Arminia und des theologischen Abends Stücke in Prosa und Poesie auszuwählen und als eine Erinnerung für die Glieder der Arminia und des theologischen Abends drucken zu lassen. Es gab ein ganz stattliches Buchlein von acht Druckbogen oder etwas mehr. Als das Manuskript zum Zensur wanderte, mußte ich zunächst lange warten. Als ich es zurück bekam, war der Druck zwar gestattet, aber mit der konsequenten Streichung des Wortes „deutsch“ durch das ganze Buch hindurch. Ohne Sinn und Verstand war die Streichung durchgeführt. Wir ließen daher das Buch in Deutschland drucken.

Aber ganz in Dorpat zu sitzen war doch nicht angenehm und auch nicht ganz billig, da ich ja meine sämtlichen Freitische in der Ferienzeit nicht haben konnte. Ich lebte von süßer und saurer Milch, Brot, Butter und Käse. Es war mir aber sehr erwünscht, als ich aus Eeds eine Einladung für einige Wochen erhielt.

Die Angehörigen Emil Wegeners, die ich dort kennen lernte, waren sein Vater und seine Mutter, zwei Schwestern Minna und Adele,

und zwei Brüder Julius und Oskar. Der Vater, sehr hager, mit einer Perücke, war sehr still, weil er stark stotterte und sich genierte zu sprechen. Er diente in der Rassenführung der Universität als ein peinlich gewissenhafter Beamter. Er besaß ein Haus in der Ritterstraße, anstoßend an das Harnack'sche, hatte aber zu seinem Unglück noch ein anderes daran stoßendes Haus kaufen müssen und sich dadurch in große Sorgen gestürzt. Seine Frau, Doris, mittelgroß mit dunklem Haar und braunen Augen, war die verkörperte Herzensgüte. Sie schloß mich bald ganz in ihr Herz und liebte mich im weiteren Verlauf unserer Bekanntschaft wirklich fast wie einen leiblichen Sohn. Ihre ältere Tochter Minna war verlobt mit dem früheren Arminen Jascha Bahrdt, Theologe. Minna war durch Lebhaftigkeit, Fröhlichkeit, durchaus natürliches Wesen und Unbefangtheit der Liebling im ganzen Bekanntenkreise. Ihr Bräutigam, Jascha Bahrdt, aus Petersburg stammend, ein freundlich-gutmütiger Mensch von gutem Aussehen, besaß einen wunderschönen Tenor, für seine Studien eine gefährliche Klippe, an der er fast gestrandet war. Er war soviel zum Singen eingeladen worden, daß er, obwohl sehr solide, wenig Zeit zum Studium gehabt hatte. Nun hatte er im Januar 1867 die erste Hälfte seines theologischen Examens gemacht. Die zweite Hälfte mußte er also nach damaliger Ordnung bis zum Januar 1869 machen, sonst mußte er die erste Hälfte auch noch einmal machen. Das bedeutete für ihn das Aufgeben des Studiums. Drei Semester lang hatte er als Hauslehrer, um sich Mittel zu schaffen, verbracht. Da rückte unerbittlich die Notwendigkeit heran, sich zum zweiten Examen zu rüsten. Dazu war er nach Ceßs gekommen, wohin auch Koch für die Sommerferien gezogen war, um mit Jascha Bahrdt zusammen die Fächer der zweiten Hälfte zu bearbeiten. So lernte ich ihn auch in Ceßs kennen.

Minnas jüngere Schwester, Adele, war damals etwa 14—15 Jahr alt, der Liebling des Vaters. Noch netter als sie war aber ihre unzertrennliche Freundin Nadja Feodorow, Tochter des Postmeisters in Dorpat, 15—16 Jahr alt, ein nicht schönes, aber sehr liebenswertes Mädchen, ganz evangelisch erzogen von ihrer verstorbenen Mutter. Von den beiden jüngeren Brüdern Emil Wegeners studierte Julius Pharmazie, Oskar war noch Schüler.

Es war ein munteres fröhliches Leben im Pastorat Ceßs in jenem Sommer. Gerade als ich dort war, lebten als Gäste in Ceßs auch ein paar Bekannte von Minna, zwei Schwestern Jürgens, Töchter des

Kantors an der Johanniskirche in Dorpat, Leontine und Paula. Nicht lange darauf verlobte Emil Wegener sich mit der älteren von ihnen und heiratete sie im Sommer 1869. Noch ein Gast war gerade damals in Eckß, der Kandidat Wilhelm Eisenschmidt (jetzt Pastor an der Petrikirche in Dorpat). Er schlief für sein Leben gern am Morgen bis in den hellen Tag hinein und war auf keine Weise aus dem Bette zu kriegen. Da machten Julius Wegener und ich ein Komplott gegen ihn. Am Vormittag, bald nach dem Kaffee, gegen 9 Uhr gingen alle jungen Damen zum Bade im See und kamen gegen 10 Uhr zurück. Eines schönen Tages, es war herrlicher Sonnenschein, wie alle Tage in jenem Sommer, kurz vor 10 Uhr bemühten Julius und ich uns, Eisenschmidt zum Aufstehen zu bringen. Ohne Erfolg. Das war uns gerade recht. Als wir durchs Fenster von ferne die aus dem Bade heimkehrenden jungen Mädchen sahen, ergriffen wir sanft Eisenschmidts Bett und trugen ihn damit vorn auf die Treppe des Hauses und setzten ihn dort ganz still nieder. Eisenschmidt schlief. Dann, als die jungen Mädchen untereinander lachend und plaudernd auf etwa dreißig Schritt herangekommen waren, riefen wir: „Herr Kandidat, die Damen kommen aus dem Bade!“ Das erschreckte ihn, er erhob sein Haupt, sah die drohende Nähe der Damen und entsetzt sprang er aus dem Bett, ergriff die Bettdecke, hüllte sich dürftig hinein und stürmte ins Haus zurück unter der Heiterkeit der ganzen Gesellschaft.

Es war ein merkwürdiger Sommer 1868. Im April kam warmes Wetter, aber auch fast jede Nacht schöner Regen. Man fing an, sich Hoffnungen auf eine herrliche Ernte zu machen. Da hörte im Mai schon der Regen auf. Die Wärme stieg und hielt an bis Ende August, aber konsequent blieb der Regen aus. Alles Korn verdorrte auf den Feldern, und auf den Wiesen wuchs kein Gras. Die Brunnen, Bäche und Teiche vertrockneten. Im Juli begannen die Waldbrände im ganzen Lande. Kein Mensch vermochte sie zu löschen. Die ganze Luft im Lande war mit Rauch erfüllt. Selbst am hohen Mittag sah man die Sonne nur noch als dunkelroten Ball am Himmel. Glücklicher, wo man baden konnte wie in Eckß. Erst im September kam wieder Regen. Die Folge war eine große Mißernte im ganzen Lande und an vielen Orten trat schwere Teuerung ein.

Als im August Koch sein Examen machte und nun Dorpat verließ, entstand unter den Kameraden die Frage, mit wem nun Jascha Bahrdt werde arbeiten können. Er war des wissenschaftlichen Arbeitens doch recht entwöhnt und ein Zusammenarbeiten mit einem

Kommilitonen ihm daher Bedürfnis. Für das Alte Testament hatte er einen Kollegen. Da übernahm ich es, die übrigen Fächer mit ihm durchzuarbeiten. Professor Engelhardt freilich schüttelte den Kopf, als er davon hörte, und meinte, das komme ihm zum ersten Mal vor, daß ein junger Student erst die Fächer der zweiten Hälfte bearbeite, um hernach die erste Hälfte vorzunehmen. Aber da er wußte, wie wertvoll es für Bahrdt war, so ließ er mich gewähren. Genau 15 Wochen hatten wir Zeit bis zum Examentermine im Dezember. Hefte und Auszüge von vorzüglicher Güte bekamen wir von Koch, der sie sich für seine Arbeiten verschafft hatte. Der ganze Stoff wurde nun genau eingeteilt, so daß wir zum Dezember-Examentermine fertig werden und noch eine Woche zum Repetieren schwieriger Partien nachbehalten konnten. Allerdings mußten wir mit zirka fünfzehnstündiger Arbeitszeit am Tage rechnen. Früh morgens fünf Uhr mußte erbarmungslos aufgestanden und bis zwölf Uhr abends gelernt werden. Um die Mittagszeit wurde eine Ruhepause von eineinhalb Stunden gegeben, dann durfte Bahrdt zum Mittag zu Wegeners gehen. Für die übrigen Mahlzeiten (Morgenkaffee und Abendtee) gab es nur je eine Viertelstunde, zum An- und Auskleiden in Summa eine Viertelstunde.

Da wir nun des Morgens so früh anfangen mit dem Arbeiten, mußte Jascha Bahrdt bei uns im Schweizerhause wohnen. Mittel hatte er keine. Ich überließ ihm mein Bett und schlief selbst auf dem Sopha, über das ein Laken gebreitet wurde. Ans frühe Aufstehen war ich von Gütersloh her gewöhnt. So weckte ich ihn um 5 Uhr. Mit Seufzen stand er auf. Aber seine Braut unterstützte uns tapfer, indem sie ihm täglich Mut machte. Ohne diese Bundesgenossin wären wir wohl nicht mit unserer Aufgabe zustande gekommen. Mir kam es sehr zustatten, daß wir in Gütersloh gelernt hatten, konzentriert zu arbeiten. Die Liebe zu Bahrdt und zu seiner Braut stärkte mich. Aber dem armen Jascha, der nun schon seit eineinhalb Jahren aus allem theologischen Arbeiten herausgekommen war, wurde dieses forcierte Studieren sehr schwer. Aber es galt unbedingt das tägliche Pensum zu bewältigen. Zum nächsten Tage durfte nicht eine Zeile nachbleiben. Zuweilen wurde es Bahrdt doch zu viel. Da habe ich nun — leider muß ich es bekennen — ihn manchemal sehr hart angefaßt. Es war doch für mich leider nicht bloße Liebesarbeit. Ein Stück Ehrgeiz war auch dabei Triebfeder. Um jeden Preis wollte ich nicht mich dadurch blamieren, daß wir nicht zum

Ziele gekommen wären. Übrigens habe ich doch auch in jener Zeit gewußt, woher ich die beste Hilfe zu unserer Arbeit zu holen hatte und habe fleißig gebetet, Gott möge uns das Werk gelingen lassen. Am Sonntag Nachmittag oder Abend war ich in jenem Semester sehr oft im Wegenerschen Hause Gast. Ich brauchte selbst auch eine geistige Erholung im frischen fröhlichen Familienleben. Da sah ich erst recht, was für ein liebenswürdiger, lebendiger Mensch Minna Wegener war und wie unschätzbar für Jascha Wahrdt es war, daß er sie zur Seite hatte in dieser Arbeitszeit. Er selber war in der Familie und bei seiner Braut ein ganz anderer. Fröhlich, vergnügt, immer zu Heiterkeit aufgelegt. Und dann sang er uns immer wieder vor mit seiner wunderschönen Stimme, daß es uns allen das Herz bewegte. Von einem jeden solchen Abend kehrte ich wieder mit ihm nach Hause in unsere Burg zurück mit erneutem festem Entschlusse, alles, was in meinen Kräften stand, dazu zu tun, damit die beiden glücklich würden. Gegen Mitte November kam eine gefährliche Zeit für unser Arbeiten. Wir fingen an, das Nachlassen der Kräfte, wenigstens der Elastizität des Geistes, zu fühlen. Und nun fuhr noch die ganze Wegenersche Familie auf acht Tage fort zu einer Silberhochzeit aufs Land. Auf dem Gute Hollershof, achtzig Kilometer von Dorpat, lebte eine Familie Schwarz. Frau Schwarz und ihre jüngere Tochter und ihren einzigen, etwa sechzehnjährigen Sohn hatte ich bei Wegeners einige Male gesehen und wir hatten gegenseitig aneinander Gefallen gefunden. Nun feierte Frau Schwarz mit ihrem Manne Silberhochzeit und zugleich sollte am selben Tage die Trauung ihrer älteren Tochter mit einem Akzisebeamten aus Riga stattfinden. Es sollte ein Fest in großem landschem Stil werden, und Pferde aus Hollershof kamen nach Dorpat, um die ganze Familie Wegener abzuholen. Nur der alte Herr Wegener blieb zu Hause. Der arme Jascha wurde ganz trübselig, je näher die Abreise herankam. Und als sie fort waren, g i n g e s e i n f a c h n i c h t m e h r. Da kam mir der Gedanke, ob wir nicht wenigstens drei bis vier Tage Pause machen sollten. Und dann schoß mir der andere Gedanke in den Sinn, wenn wir doch auch in Hollersdorf sein könnten zur Hochzeit. Jascha war ja dringend eingeladen, ich freilich nicht. Aber ich hatte ein gutes Zutrauen zu Frau Schwarz. Am Ende konnte ich es doch wagen, auch uneingeladen ins Haus zu kommen. Aber nun die Mittel! Ein Fuhrmann nach Hollershof, der uns auch zurückbringen sollte, kostete 15 Rubel. Woher wir diese 15 Rubel nahmen, weiß ich nicht mehr genau. Als ich dann

Jascha den Plan mittheilte, leuchteten seine bekümmerten Augen hell auf. Langes Bedenken gab es nicht, denn die Hochzeit begann schon am nächsten Tage.

Am Abend schon setzten wir uns in den Schlitten, und am andern Vormittag waren wir in Hollershof. Mein Vertrauen zu Frau Schwarz ihrer Gastfreundschaft wurde glänzend gerechtfertigt. Sie rechnete es mir noch als eine gute That an, daß ich gekommen sei.

Nun gab es zwei oder drei fröhliche Tage in Hollershof. Zum ersten Mal im Leben machte ich eine Hochzeit und Silberhochzeit mit, und nun noch eine livländische landsche im breiten Zuschnitt eines wohlhabenden Hauses bürgerlichen Standes, also ohne beengende Förmlichkeiten. Am wenigsten angenehm in der ganzen Gesellschaft waren mir einige Rigasche junge Kaufleute, stark materialistisch denkende junge Männer von zirka 25 Jahren. Wir kamen bald aneinander in unseren Gesprächen, ohne Erbitterung, aber doch ganz ernstlich. Nun suchten sie sich dadurch an mir zu rächen, daß sie unter sich abmachten, sie wollten mich betrunken machen, natürlich in größter Liebenswürdigkeit. Ich hatte es aber gleich gemerkt und sagte ihnen ganz ruhig, sie möchten sich keine Mühe geben, es werde ihnen doch nicht gelingen, denn ich würde nicht einen Schluck mehr trinken, als ich gut vertragen könne. Obgleich das alles im Herrenzimmer sich abspielte, so wurde es doch in der Hochzeitsgesellschaft bekannt. Und als der Rotillon getanzt wurde, an dem ich natürlich ebensowenig beteiligt war, wie an anderen Tänzen, da ich ja nicht zu tanzen verstand, da kamen fast sämtliche junge Damen der Gesellschaft und hefteten ihre Orden mir an unter dem Beifall der älteren Damen und Herren. Ich hatte von da ab Ruhe.

Am andern Vormittag brachen Jascha und ich auf und waren am Abend in Dorpat, erfrischt und belebt von unserer Fahrt und Arbeitspause. Im Dezember ging es ins Examen. Mir zitterte das Herz jedenfalls mehr als Jascha. Aber auch die Professoren waren sehr freundlich. Sie wußten ja genau, daß gearbeitet war, soviel als nur irgend möglich. Das Examen gelang. Das war ein ungeheurer Jubel im Wegenerschen Hause. Und mir war es über genug für alle Mühe und Arbeit, diese Freude mit ansehen und mich mitfreuen zu dürfen im Bewußtsein, daß ich auch dazu mitgeholfen hätte. Jascha Bahrdt und Minna haben es mir nie vergessen.

IV. Aus dem Jahre 1869.

a) Auf der Suche nach Onkel Guido in Rußland.

Das erste Semester 1869 brachte mir nun die Frage, ob ich in Dorpat bleiben oder nach Deutschland zurückkehren sollte, wie es ursprünglich geplant war. Das letzte Semester hatte mich in Dorpat sehr heimisch gemacht. Freilich hatte ich oft große Sehnsucht nach meinen Brüdern Josi und Hugo. Hugo war nun auch schon seit Ostern 1868 Student in Erlangen. Ich hätte gern mit ihm zusammen noch einige Semester studiert. Aber andererseits mußte ich mir sagen, daß bei einem Wechsel der Universität fast die ganze mit Jascha geleistete Arbeit für mich wenigstens, für ein Kandidateneramen, verloren sein würde. Das war wohl der ausschlaggebende Gedanke, als ich Pastor Braun bat, in Dorpat bleiben zu dürfen, bis ich meine Examina gemacht hätte. Ich versprach ihm, bis zum Dezember 1869 damit fertig zu werden. So willigte er ein.

Nun mußte ich mit ganzem Ernst an mein eigenes Examen denken, und zwar zuerst an die erste Hälfte. Ich hatte dazu noch fast nichts gearbeitet. Das füllte, neben den Kollegien, das ganze erste Semester 1869 aus. Gegen Ende des Semesters erwachte in mir aber eine ganz unbezwingliche Sehnsucht nach eigenen Verwandten. Und zwar war es der dringende Wunsch, meinen Onkel Guido wiederzusehen, den ich vor allem empfand. Aber auch die Sehnsucht nach den Verwandten in Riga. Von Onkel Guido wußte ich damals nichts Sicheres. Ich kannte nicht seinen Aufenthaltsort. Ich wußte nur soviel, daß ein Augenarzt Dr. Braun in Moskau ihm die Verwaltung seines stark verwahrlosten Landgutes im Kalugaschen Gouvernement übertragen hatte. Wie das Gut hieß und wie man dahin kam, das wußte ich nicht. Aber ich war entschlossen es aufzusuchen. Ich nahm mein letztes Geld zusammen und fuhr zuerst über den Peipus nach Pleskau und von dort nach Petersburg. In der dritten Klasse, in der ich natürlich fuhr, saß ich in nächster Nähe von stark verlausten Juden. Platz zum Fortrücken war nicht vorhanden, bis ein anderer Platz durch Aussteigen eines Passagiers frei wurde. Endlich kam ich doch in Petersburg an und stieg ab beim Schwiegervater meiner Kousine Lisinka, dem alten Buchhändler Meyer. Er und seine alte Frau nahmen mich ungeheuer herzlich auf. Ein paar Tage blieb ich bei ihnen; Lemm, der in Petersburg bei seinen Eltern war, zeigte mir die Sehenswürdigkeiten Petersburgs. Am meisten imponierten mir

der Nemaquai, das Standbild Peters des Großen, die Isaakskirche und die Eremitage.

Aber dann ging es weiter nach Moskau, wohin der liebe, alte Herr Meyer an Pastor Fechner von der St. Michaeliskirche vorausgeschrieben hatte, um mich anzumelden. Auch die Reise nach Moskau bezahlte er mir. Da ich gar kein Russisch verstand, so suchte er mir einige Phrasen beizubringen, damit ich wenigstens eine Droschke annehmen könnte am Bahnhofe. Ich fuhr im Schlafwagen dritter Klasse, unendlich primitiver als heutzutage. Am Nikolaibahnhof in Moskau nannte ich einem Iswoschtschik die Adresse von Pastor Fechner und er forderte, wie es mir klang, drei Rubel. Das schien mir denn doch maßlos unverschämt, obgleich ich gehört hatte, es sei eine ziemlich weite Strecke. So stammelte ich denn heraus: „Einen Rubel“. Mit tiefster Unterwürfigkeit zog der Kutscher seine Müze vom Haupte und bat mich einzusteigen. Mir schien es, als ob über sein ernstes Gesicht ein Lächeln zog und mir ahnte, daß ich eine Dummheit losgelassen hatte aus Sprachunkenntnis. Aber was war zu machen? Ich mußte eben doch fahren. Im Pastorat erfuhr ich denn auch, daß der Mann „dreiviertel Rubel“ in einem speziell moskauerischen Ausdruck gefordert hatte.

Es war am Mittwoch, als ich in Moskau ankam, in der Woche nach Pfingsten. Pastor Fechner gab mir sofort die Adresse des Dr. Braun und stellte mir seinen Iswoschtschik zur Verfügung, mit dem er gewöhnlich fuhr. Der sollte so lange bei Dr. Braun warten, bis ich fertig war, um mich dann wieder nach Hause zurück zu bringen, damit ich nicht wieder solche Dummheiten mache, wie an der Bahn. Außerdem bezahlte Pastor Fechner selbst die Droschke. Dr. Brauns Sprechstunde war recht besetzt. Endlich kam doch die Reihe an mich. Er gab mir nun recht genau an, wie ich reisen sollte, bis ins Einzelne, in Berücksichtigung meiner Unkenntnis der russischen Sprache. So kam ich zu Pastor Fechner zurück. Es war Mittwoch Vormittag und ich hoffte, am selben Tage weiter fahren zu können, um möglichst lange beim Onkel zu bleiben. Ich mußte nämlich zum bestimmten Termin in Riga sein, zum Philistertage der Arminia, was ich fest zugesagt hatte. Und unterwegs dahin wollte ich im Petersburger Gouvernement Jascha Wahrdt auffuchen, der auf dem Lande, zirka zehn Werst von der Nikolaibahn, Hauslehrer war. Auch in Reval sollte ich bei den Söhnen Pastor Ripples einen Besuch von drei Tagen machen. So lag mir denn daran, so schnell als möglich zu Onkel Guido zu

kommen. Da war ich denn nicht sehr angenehm überrascht, als mir der alte Pastor Fechner vorschlug, noch drei Tage in Moskau zu bleiben und am Sonntag für ihn in der Michaeliskirche zu predigen. Ich suchte es abzulehnen mit Dank für die Ehre; umsonst. Ich bat zu bedenken, daß ich noch nie gepredigt habe und gar nicht imstande sei, eine ordentliche Predigt in so kurzer Zeit auszuarbeiten und zu memorieren. Aber es half keine Vorstellung. Und auf die Bemerkung, daß ich ihm, dem alten Pastor, einen Dienst damit erweisen würde, mußte ich ja freilich schweigen und einwilligen. Wie konnte ich denn anders für die freundliche Aufnahme danken? Am Sonnabend Nachmittag gab ich Pastor Fechner meine Predigt über die Epistel des Trinitatissonntags ab. Er las sie durch und erklärte seine Zufriedenheit. Nur müsse ich die Einleitung umarbeiten und auf das Trinitatisfest Bezug nehmen, das ja vollständig übergangen sei. Ich antwortete ganz bescheiden, das sei absichtlich geschehen, weil Professor Harnack in seinem Kolleg über das Kirchenjahr nachdrücklich betont habe, daß Trinitatis gar kein wirkliches Fest sei. Es ruhe auf keiner Heilstat, sondern sei nur zu Ehren eines Dogmas geschaffen und verdiene darum als Trinitatisfest keine kirchliche Feier. Pastor Fechner meinte, das sei ganz schön und gut, aber davon wisse die Gemeinde nichts. Sie wisse aber, daß das Trinitatisfest existiere und werde es nicht begreifen, wenn die Predigt an dieser Tatsache vorübergehe. So arbeitete ich die Einleitung seinem Wunsche gemäß gleich um. Dann memorierte ich, so gut es ging. Der alte Pastor Fechner sagte mir freilich, daß er für seine Person es als höchst unwürdig für die Verkündigung des Wortes Gottes finde, wenn ein Prediger seine Predigt ausgearbeitet habe und nun „fertig“ zu sein meine. „Fertig“ könne eine Predigt nie werden, wenn man auch noch so viel an ihr und für sie gearbeitet habe. Sie solle ein Zeugnis sein, und ein Zeugnis müsse (bei aller notwendigen sorgfältigen Vorarbeit) das Herz des Zeugnenden so bewegen, daß er noch in innerlicher Arbeit stehe, wenn er schon auf die Kanzel hinaufstiege. Aber freilich, ein junger Prädikant müsse ja wohl auch formell mit seiner Predigt zum Abschluß kommen. Mit einigem Herzklopfen bestieg ich am Sonntag Morgen die Kanzel, um meine erste Predigt zu halten. Das Kirchengebet hielt hernach Pastor Fechner, und es beschämte und erfreute mich zugleich, als er im Kirchengebet den Satz einschob: „Wir danken Dir, daß Du uns auch durch den Mund junger Zeugen Dein Wort so reichlich verkündigen lässest.“ Als ich von der Kanzel kam, umarmte und küßte er mich.

Am Nachmittag um vier Uhr ging mein Zug vom Kursker Bahnhof ab. Pastor Fechner instruierte mich nochmals, wie ich fahren sollte und schenkte mir dann noch vier Rubel Reisegeld. Fröhlich und erwartungsvoll bestieg ich den Zug, der dicht besetzt war. Um zehn Uhr erreichte ich die Eisenbahnstation, wo ich aussteigen sollte. Von dort aus hatte ich noch eine Postfahrt von drei Stationen. So wie mir von Dr. Braun empfohlen war, begab ich mich direkt hinter der Eisenbahnstation in stockfinsterner Nacht, ohne den geringsten Laternenschein, auf den freien Platz, wo ich ein paar Postarantasse stehend fand. Sie sollten angeblich von der zwei Werst entfernten Poststation im Städtchen sein und Reisende dorthin bringen zur Weiterbeförderung. Als ich ohne weiteres Fragen in den ersten Tarantaf einstieg, merkte ich, daß da schon ein anderes menschliches Wesen vor mir Platz genommen hatte. Die Stimme verriet sofort ein Weiblein. Daß sie redselig und freundlich gesinnt war, das merkte man an dem Schwall und dem Ton ihrer Rede. Der Tonfall deutete auf Fragen. Ich vermutete, daß sie wissen wolle, wer ich sei und wohin ich reise? Ich konnte ihr nur die Namen der beiden nachfolgenden Poststationen und das Gut von Dr. Braun nennen. Sie merkte, daß ich kein Russisch verstand und ging darum freundlichst auf Französisch über. Wie mußte ich jetzt meine Schultorheit bedauern, die mich aus törichtem „Patriotismus“ schlecht Französisch lernen ließ. Die Kenntnis einer jeden weiteren Sprache außer der Muttersprache bedeutet ein Stück Leben mehr. Ich kramte nun tief errötend, was leider meine lebenswürdige Begleiterin nicht sehen konnte, alle Brocken meiner französischen Kenntnisse zusammen und radebrechte eine Erklärung zurecht, daß ich meinen Onkel suche, welcher auf dem Gute des Dr. Braun lebe, und daß ich bis dorthin noch zwei weitere Poststationen passieren müsse. Ferner, daß ich aus Deutschland stamme, geboren in Afrika, und daher kein Russisch verstehe. Mit weiblichem Scharfsinn begriff sie sofort meine ganze Situation und übernahm sie meine Bevormundung. Wir kamen im Städtchen an, wo meine Dame sich als eine etwa 30—40 Jahre zählende brünette, gut und freundlich aussehende Frau erwies. Sie erklärte dem Posthalter sofort, wohin ich zu expedieren sei. Das merkte ich an den Namen meiner Poststationen und des Gutes, wo Onkel Guido wohnte. Daß dabei beide reichlich lachten, was zweifelsohne auf meine Kosten geschah, das konnte ich ihnen nicht übelnehmen. Dann explizierte mir meine Gönnerin, wieviel ich hier und auf den folgenden Stationen zu zahlen

habe. Das hatte sie für mich erfragt. Und kaum war sie damit fertig, so stand auch schon mein Tarantafß bereit. So gut ich es konnte, dankte ich und nahm Abschied, um nun allein in die dunkle Nacht hinauszu-
fahren. Es erwies sich, daß meine Freundin für mich vorausgesorgt hatte. Ohne weiteres wurden mir auf der nächsten Station Pferde angespannt und sogar auf der darnach folgenden Station erlebte ich daselbe. Ich wurde wie ein großes Kind von gutmütigen Menschen von Hand zu Hand befördert. Das Fahren im Tarantafß war herrlich. Auf der Vorder- und Hinterachse ruhen drei lange, tragkräftige, aber sehr elastische Stangen aus festestem Holze. In der Mitte der Stangen liegt auf ihnen der Wagenkorb mit Halbverdeck. Die Stangen federn so wunderbar, daß man wie in der sanftesten Wiege sitzt und im Fahren vortrefflich schlafen kann. Es war früher Morgen gegen halb acht Uhr, als ich auf dem Gute vorfuhr. Im Oberstocke des ziemlich kleinen Gutswohnhauses öffnete sich eine Balkontür und Onkel Guido trat auf den Balkon, um zu sehen, wer so früh da ankommt. Er war nicht wenig erstaunt, mich zu sehen, aber noch mehr erfreut. Ebenso Tante Malvine. Sie beide konnten sich nicht genug tun, mir es zu zeigen. Es waren leider nur ein paar kurze Tage, verkürzt durch den unfreiwilligen Aufenthalt in Moskau. Aber schön waren diese kurzen Tage, so daß ich mich heute noch daran freue, wenn ich zurückdenke an das köstliche Empfinden, nach so langer Zeit wieder bei allernächsten Blutsverwandten zu sein. Viel erleben konnte man ja nicht in dieser weltverlorenen Einsamkeit eines kleinen kalugaschen Landgutes. Aber alle freien Stunden, in denen Onkel Guido nicht in der Wirtschaft war, benutzten wir, um einander alles zu erzählen, was nur irgend von Interesse war aus unseren und unserer Lieben Erlebnissen. Von Onkel Guido hörte ich nun ganz eingehend alle seine Erfahrungen, die er mit Ustinoff gemacht hatte. Abgesehen von einem sehr deutlich durchklingenden autokratischen Tone, den Onkel Guido als „Generalbevollmächtigter“ auf Grund seines Kontraktes seinem Prinzipale gegenüber angeschlagen hatte, um ihn zu seinem eigenen Besten von Einmischungen in die Wirtschaft abzuhalten, war Onkel Guido zweifelsohne nur durch raffinierte Intriguen gestürzt worden. Es lag Onkel Guido daran, mir das klar zu machen, damit ich ihn nicht für wortbrüchig halten solle, weil er mir nicht den versprochenen Unterhalt für das Studium in Dorpat geben konnte. Mir waren solche Gedanken überhaupt nie aufgestiegen. Als es am Tage der Abreise zum Abschiede kam, war er so herzlich wie nur möglich.

Onkel Guido gab mir soviel Geld mit, als er überhaupt nur irgend zur Verfügung hatte. Mit seiner hübschen Troika fuhr ich dann zur Poststation, von wo aus ich auf Anordnung von Onkel Guido nun wieder ohne weiteres von Station zu Station bis zur Eisenbahn weiter geschickt wurde. Auf dieser Fahrt am Abend, ebenso wie am Morgen der Ankunft sah ich doch ein Stück des Kalugaschen Landes. Weite ebene Flächen. Schwach bewohnt, wie es mir schien. Und diese Landstraße! Einst von der Kaiserin Katharina angelegt als Heerstraße, hatte sie eine Breite von wohl über hundert Meter, so daß eine Menge von Gleisen nebeneinander her liefen. Auf beiden Seiten faßten mächtige breite Bäume, Pappeln, die Heerstraße ein. Es war schon heller Tag, als ich an der Bahn ankam und bald fuhr auch mein Zug vor. Ein Montag Morgen war es, und massenhaft fuhren die Menschen nach Moskau zu. Die dritte Klasse war dicht besetzt und wurde immer voller. Ein roher Russe, halb angetrunken, mit schmutzigen Fuchstiefeln an den Beinen, machte Anstalten sich hinzulegen auf der Bank, obgleich zum Liegen kein Platz da war. Da streckte er ohne die geringsten Bedenken seine Beine aus und legte sie mir auf meinen Rücken mit einer höhnischen Bemerkung über den „Deutschen“ und den „Varin“. Mir blieb nichts übrig, als mich auf den vorderen Rand der Bank zurückzuziehen und seine Beine hinter mir auf die Bank fallen zu lassen.

Am Nachmittag traf ich in Moskau ein und eilte zum Nikolaibahnhofe, um gleich weiter zu fahren, wieder die Nacht durch. Drei Nächte durchzufahren machte mir damals gar nichts aus. Ich kam auf Reisen mit einem sehr kleinen Maß von Schlaf aus. Am nächsten Morgen stieg ich etwa 100 Kilometer vor Petersburg aus dem Zuge, um Jascha Bahrdt zu besuchen. Er war Hauslehrer in einer russischen Familie. Ein gut deutsch sprechender Förster aus Lettland erwartete mich mit einem Karren auf zwei hohen Rädern und einem starkknöchigen Gaul an der Bahn, beschrieb mir den Weg, den ich fahren sollte und bat mich, allein zu fahren, da er noch zu tun habe. Da habe ich eine Vorstellung von russischen Gutswegen bekommen. Es ging durch einen schönen Wald, aber bald auf Knüppeldammwegen, bald auch ohne solche einfach durch Wasserlöcher und Moor. Zwei Mal mußte ich absteigen, um eine Pforte zu öffnen und zu schließen hinter dem Gaul. Der aber erkannte meine Autorität nicht an und fing an, allein weiter zu wandern, freilich Schritt. Zum Überfluß fing der höchst primitive Karren an, sich unter mir aufzulösen. Mehrere Bretter von Lehne

und Korb fielen ab in den Kot, aus dem ich sie nicht wieder auflesen konnte, da ich nicht Wasserstiefel anhatte. Gastfreundlich und liebenswürdig wurde ich aufgenommen und am anderen Morgen mit einem festeren Gefährt zur Bahn geschickt.

In Petersburg kaufte ich mir ein Paar neue Gamaschen im Gostinny Dwor, gut und stark aussehend und sehr billig. Aber schon in Reval brach dem einen der Hacken glatt ab. Zur Not brachte ein Schuster ihn wieder in Ordnung. Aus Petersburg fuhr ich am Morgen des nächsten Tages mit dem Rigaschen Dampfer nach Reval. Die Fahrt war schön und still. Sehr interessant war mir die Lage von Kronstadt mitten im Meere und am Abend spät gegen elf Uhr die Felseninsel Hogland mitten im Finnischen Meerbusen. Früh um fünf Uhr kam Reval in Sicht. Mein Vater liebte Reval sehr, das wußte ich. Er hatte auch ein großes schönes Bild von der Reval'schen Bucht, das uns Kindern immer sehr gefallen hatte. So machte die Einfahrt nach Reval, in Erinnerung an meinen Vater, einen großen Eindruck auf mich. Drei Tage verbrachte ich in Reval bei Oberpastor Ripke, dessen beide Söhne ich ja von Dorpat her gut kannte. Aus Reval ging es dann wieder mit dem Schiffe weiter nach Riga. Wie lange ich dort blieb, weiß ich nicht mehr; ich glaube einige Wochen. In den ersten Tagen fand der Philistertag der Arminia statt. Dort erneuerte ich meine Bekanntschaft mit Oberlehrer Seesemann und lernte andere Philister der Arminia kennen, unter denen mir am liebsten geworden ist der damalige Pastor zu Dickeln, Richard Vogel, ein wahrhaft frommer, geistlicher Mensch. Auch später habe ich ihm nahe gestanden, obgleich er viel älter war als ich. Und dann zurück nach Dorpat zum letzten Semester, das fünfte in Dorpat.

Auch äußerlich änderten sich im letzten Semester sehr meine Verhältnisse. Ich hatte Wegeners gebeten, ob sie mich in Pension nehmen könnten? Oben in ihrem Hause hatten sie zwei Studentenzimmer, in welchen ein aus Libau kommender Neffe der alten Wegeners, Emil Heß, als Student wohnen sollte. Wegeners gingen auf meine Bitte ein und berechneten mir außer der Wohnungsmiete eine sehr billige Pension. So zog ich denn im August 1869 in das Wegenersche Haus an der Ritterstraße, gerade hinter der JohannisKirche.

b) Das letzte Semester und die Familie Paling.

Kollegia habe ich nicht mehr viel gehört, eigentlich nur diejenigen, die Professor Harnack las. Außerdem besuchte ich seine Seminar-

übungen, hatte auch zu predigen und die Katechese zu halten. Danebenher gingen die Arbeiten zum Examen. Die führten mich zusammen mit anderen Theologen, die auch zum Examen arbeiteten. Schon im ersten Semester 1869 hatte ich einiges mit dem Rigenser Ferdinand Kolbe und anderes mit Konrad Freifeldt, dem Estonen, gearbeitet. Aber wesentlich mehr Nutzen hatte mir das Zusammenarbeiten mit Emil Kunkler gebracht, ein Durcharbeiten einiger Kollegia. So nett und kameradschaftlich Kolbe und Freifeldt auch waren und so gut wir auch zueinander standen, so kam es doch nicht zu jenem inneren Zusammenschluß, wie mit Kunkler, der alles tief und geistlich erfaßte. Beide, Kolbe und Freifeldt, obgleich sehr angesehen in ihren Kreisen, stellten sich zu mir dem „Wilden“ wirklich freundschaftlich, was sie auch damit bewiesen, daß sie mich jeder zum Kommerz ihrer Korporation einladen ließen. Es gelang mir, beide Kommerse mitzumachen, ohne mir einen Kausch anzulegen. Aber das ungewohnte Trinken verschiedener Getränke (Wein, Bier, Bowle) und dann das völlig ungewohnte Essen von allerlei Delikatessen verdarb mir auf dem Rigenser Kommerz total den Magen. Das alles war noch im ersten Semester 1869. Im selben Semester kam ich durch Freifeldts Vermittelung, aber auch durch Theodor Schiemann, Kunklers Vetter, einen jungen Kuronen, in einen sehr netten Kreis von Studenten hinein, der sich den „Literarischen Abend“ nannte. In demselben hatten sich aus allen Korporationen wissenschaftlich interessierte Studenten der verschiedenen Fakultäten zusammengefunden. Jeder trug, wenn die Reihe an ihn kam, die Bearbeitung einer Frage aus seinem Fache vor, und darüber wurde dann nachher auf Grund von aufgestellten Thesen debattiert. Natürlich wählte man solche Fragen, welche auch Angehörige anderer Fakultäten interessieren konnten und mußten. So habe ich einmal einen Vortrag gehalten über den „freien Willen“ des Menschen nach der heiligen Schrift und den bedeutendsten lutherischen Dogmatikern. Ich habe auf diesen Abenden besonders schätzen gelernt Paul von Rügelen (Historiker), Eduard von Zoepffel (Theologe), Gustav von Bunge (Naturwissenschaftler). Die Debatten waren meist sehr lebhaft und anregend, so auch als Bunge aus dem Darwinismus eine Spezialfrage behandelte. Natürlich prallten ganz verschiedene Weltanschauungen aneinander, biblisch-christliche und rein materialistische, christlich-liberale und orthodoxe; aber immer blieb man freundlich, höflich, nach Verständigungspunkten suchend und bemüht, den Gegner zu ver-

stehen. Unter uns Theologen allein im theologischen Abend kam es oft zu viel heftigeren Debatten.

Eine neue, mir sehr wertvolle Bekanntschaft, brachte mir das letzte Semester. Aus Deutschland kehrte heim Johannes von Huene, ein etwa im achten Semester stehender Theologe. Bei Professor Engelhardt traf ich mit ihm zum erstenmal zusammen. Johannes Huene war ein sehr stiller, ernster, schüchtern zurückhaltender Mensch. Aber wem es gelang, ihm näher zu kommen, der tat Blicke in ein tiefes, sehr ernstes geistliches Leben, und in ein reiches, ungewöhnliches theologisches Wissen. Er war eine selten abgeklärte, lautere Persönlichkeit mit einem so zarten Gewissen, daß es manchesmal ans Krankhafte grenzte. Einen sehr regen Verkehr haben wir nicht gehabt. Aber jedesmal hatte ich von dem Umgange mit ihm einen wirklichen geistlichen Gewinn. Jedes einzelne seiner sehr bedächtig und langsam-vorsichtig ausgesprochenen Worte ging aus tiefem, innerem Erleben hervor. Johannes von Huene machte seine Professoren, besonders Engelhardt, der ihn sehr hoch schätzte, ganz verzweifelt durch seine Examenfurcht. Er behauptete immer, unmöglich zum Examen vorgehen zu können, weil er noch lange nicht gründlich genug vorbereitet sei. Und in Wirklichkeit hatte er ganz ausgezeichnete Kenntnisse der ganzen Theologie. Später, nach dem Schlußexamen, ging er nach Deutschland und ist dort ordiniert worden. Es war ihm unmöglich, den hiesigen Amtseid abzulegen, weil das Kirchengesetz hinsichtlich der Privatandachts-Versammlungen und hinsichtlich der Ehescheidungen, aber auch hinsichtlich der Aufnahme griechischer Gemeindeglieder in die lutherische Kirche Paragraphen enthielt, die er nicht mit gutem Gewissen glaubte auf sich nehmen zu können. Später ist er in Basel Professor der Theologie geworden an dem Predigerseminar, welches eine Vereinigung in der Schweiz auf ihre Kosten errichtet hat, um gläubige Pastoren ausbilden zu lassen. Er hat dort im großen Segen gewirkt durch seine geistliche Persönlichkeit. Vor einigen Jahren ist er gestorben. Gesehen haben wir uns einigemal später in Reval für kurze Momente, aber jedesmal mit einem Segen für mich.

Ende August forderte mich Pastor Emil Wegener auf, für ihn in Gedß eine deutsche Predigt zu halten. Ich nahm die Aufforderung sehr gern an und der achte September, XV. p. Trin., wurde festgesetzt mit dem Evangelium Matthäi 6, 24—34, vom Zweiherrndienst und Sorgen. Pastor Wegener hatte mir gesagt, ich möge nur recht

einfach und praktisch zu predigen versuchen; beides für einen jungen Studenten nicht ganz leicht. Ich versuchte es, so gut als ich es verstand. Von meiner Predigt habe ich selbst nichts mehr behalten als nur einen kurzen Passus über das Wort: „Darum sollt ihr nicht sorgen für eure Kleidung. Seht die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen; sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht. Ich sage euch, daß auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen ist, als derselben eins usw.“ Ich sagte etwa: „Unter uns ist das *S o r g e n* für die Kleidung eben nicht vorhanden. Aber wohl oft etwas anderes, nämlich das *B e r s c h w e n d e n* für die Kleidung, die Puzsucht, wo man es den bunten Blumen und Salomos Herrlichkeit zuvor tun möchte.“ Eine brave Verwaltersfrau, die in der Kirche war, hat sich hernach bitter darüber beschwert, daß ich gegen sie anzüglich geworden sei wegen ihres roten Hutbandes. Aber noch jemand anderes hatte an der Predigt Anstoß genommen. Das war eure Mama. Auch sie hatte gemeint, daß ein so junger Mensch, wie ich, es sich nicht herausnehmen dürfte, in so ermahnendem Tone zu reden, wie es in dieser Predigt vielfach geschehen sei. Sie hatte darin durchaus recht.

Wir lernten einander gleich nach dem Gottesdienste kennen. Sie war mit ihren Eltern und ihrer jüngeren Schwester Lonny in der Kirche und alle wurden zum Mittagessen ins Pastorat eingeladen. Die Eltern lehnten dankend ab, sie mußten nach Hause fahren, aber die Töchter ließen sie gern im Pastorat. Als wir einander vorgestellt wurden, machten sie beide auf mich keinen besonderen Eindruck. Beide waren ja noch recht jung, eure Mama noch nicht neunzehn Jahr, ihre Schwester Lonny siebzehn dreiviertel Jahr. Beide aber gefielen mir nachher, als wir gleich nach dem Mittagessen im Garten saßen, durch ihr ganz natürliches, fröhlich lebhaftes Wesen. Besonders eure Mama. Sie war lebhaft gesprächig, Lonny schweigsamer, blieb keinem eine Antwort schuldig, ohne irgendwie herausfordernd zu sein oder auch nur im leisesten die Schranken weiblicher Zurückhaltung zu verletzen. Neben der Haustreppe, die in den Garten hinabführte, stand ein Apfelbaum mit prachtvollen rotstrahligen Äpfeln. Pastor Wegener fragte, ob jemand es wage auf den Baum zu steigen ohne Leiter (da eben keine zur Hand war), um einige schöne Äpfel herabzuholen. Sofort bestieg ich mit Leichtigkeit den Baum und den schönsten Apfel von allen überreichte ich eurer Mama. Ich empfand ja zunächst nur Wohlgefallen an ihrer natürlichen Art und ihrer lebhaften, treffenden Unterhaltung. Ihr Aussehen war ja auch sehr gewinnend, obwohl

beeinträchtigt durch das starke Hinken, um des verkürzten Fußes willen. Ich glaube, daß auch ich ihr durch Fröhlichkeit gefiel. Das war unser erstes Zusammentreffen. Erst später wurde es mir bewußt, daß ich mich in meinen Gedanken mehr mit ihr beschäftigte, als ich es selbst meinte. Und als eines Tages Julius Wegener mir den Vorschlag machte, wir wollten nach Ceßs hinausgehen und von dort aus einen Besuch in Sotaga machen, da war ich sofort einverstanden. An einem Nachmittage (Ende September oder Anfang Oktober) gingen wir zu Fuß hinaus. Wir hielten Schritt mit einem Bauern, der mit leerem Wagen heinwärts fuhr. Überholte er uns, wo der Weg bergab ging, so überholten wir ihn, wo es bergauf ging. Am folgenden Nachmittag, nachdem am Abend und Vormittag noch fleißig gelernt war, machten wir uns auf nach dem Dorpater Stadtgut Sotaga, wo Paling damals wohnten. Paling verwaltete das große Dorpater Stadtgut, das der Kreisfiskal Herr von Riekhoff in Arrende hatte. Jeder von uns hatte aus dem Pastoratsgarten sich einen stattlichen Blumenstrauß gebunden. Ich hatte etwas Bedenken, so ganz uneingeladen einen Besuch zu machen, aber Julius beruhigte mich vollständig, Frau Paling sei die Freundlichkeit selbst.

Als Julius und ich eintraten, wurden wir von Frau Paling mit größter Herzlichkeit begrüßt und gleich zum Kaffeetisch geführt. Unsere Blumensträuße übergaben wir, Julius an eure Tante Lonny, ich an eure Mama. Die unmittelbare, unbefangene und sehr gerade Weise eurer Mama nahm mich schon diesesmal ganz gefangen. Ein junges Mädchen in ihrer Art war mir noch nie begegnet. Gegen Abend kehrten wir nach Ceßs, und am folgenden Tage, einem Sonntage, nach Dorpat zurück.

Und ich muß hier noch einiges aus Sotaga erzählen, soviel ich damals davon sah. Herr Paling, ein stattlicher Mann, sechs Fuß hoch, damals 43 Jahr alt, trug nur einen Schnurrbart, der seinem schönen, ernstern Gesichte einen etwas martialischen Ausdruck gab. Aber der eigentliche Zug seines Gesichtes war bei allem Ernst, der es fast immer beherrschte, doch unendliche Güte und grundehrliche Offenheit. Diesen Augen, mit den starken Augenbrauen darüber, sah man es an, daß sie ein durch und durch wahres Wesen ausstrahlten. Er hatte viel in der großen Wirtschaft zu tun, so daß er nur kurze Zeit zum Kaffee im Hause war. Im starken, hausgewebten Anzuge und mit hohen Wasserstiefeln ging er in seiner Arbeit. Die Zigarre kam selten zum Auslöschchen. Seine Schweig-

samkeit war nicht das Zeichen von Verschlossenheit, sondern von großer Bescheidenheit. Man kann sich keinen lautereren Menschen denken als euren Großvater, ein Mensch ohne Falsch und voll Liebe. Eure Großmama, damals etwa 39 Jahre alt (sie hatten beide sehr jung geheiratet, er mit etwa 22 Jahren, sie mit 18—19 Jahren), schon zur Körperfülle neigend, muß als junges Mädchen eine ganz hervorragende Schönheit besessen haben. Ihre dunklen, fast schwarzen Haare, trug sie ganz glatt gescheitelt, was ihr sehr gut stand. Ihre Augen blickten immer hell und freundlich drein und man hörte oft ihr fröhliches Lachen, das aber nie laut wurde. Beide Großeltern waren Menschen von starker Selbstzucht, von feinem, natürlichem Takt im Benehmen. Beide hatten einen sehr guten natürlichen Verstand und hatten sich eine große Fülle von praktischen Kenntnissen und wirtschaftlicher ganz hervorragender Tüchtigkeit erworben. Ganz unvergleichlich war ihre pädagogische Begabung, obgleich sie nie ein pädagogisches Buch gesehen oder von pädagogischen Grundsätzen und Lehren etwas gehört hatten. Auf der Hochzeit eurer Tante Jutta sprach Pastor Masing-Neuhausen in einem ganz vorzüglichen Toast auf die Eltern der Braut es aus, sie hätten beide die Erziehung ihrer sämtlichen Kinder nicht nach Wissenschaft ausgeführt, sondern bloß nach „Augenmaß“, und darum sei sie so vorzüglich geraten. Das war treffendste Wahrheit.

Von den fünf Töchtern, Rosalie, Lonny, Marie, Emmy und Jutta, waren vier zu Hause. Marie war in Dorpat in der Schule, damals ein Mädchen von vierzehn Jahren, von großer Heiterkeit und Fröhlichkeit. Sie war in der Schule eine glänzende Schülerin. Wenn wir einander auf der Straße begegneten, sie war unzertrennlich von ihrer Freundin Louise Löwenberg, dann lachte sie mich jedesmal an als alten Bekannten, und wenn ich mich mal nach den beiden kleinen Backfischen umsah, so konnte ich sicher sein, daß sie sich ebenfalls nach mir umsahen mit lachendem Gesichte. Die beiden jungen Töchter, Emmy und Jutta, zehn und acht Jahre alt, waren sehr nette Kinder, Emmy etwas still und schüchtern, Jutta kräftiger als die Schwester, ein selten liebenswürdiges und begabtes Kind. Sie wurden von ihren beiden älteren Schwestern zu Hause unterrichtet.

Bei Wegeners hatte ich mich ganz vorzüglich eingelebt. Am intimsten stand ich mit der alten Mama Wegener und mit Minna, die mir eine wirkliche Freundin geworden war. Und dann stand mir bald sehr nahe mein Stubenflausch Emil Heß, der Wegenersche Nefte.

Er war ein kränklicher junger Mensch, der an Neigung zu Grübeleien litt, aber selbst sehr nach einer Aufrichtung verlangte. Da war ihm das Zusammenleben mit mir, der ich etwas älter war als er, und der ich eine viel fröhlichere Gemütsart hatte, sehr lieb. Wir haben auch manches ernste, geistliche Gespräch miteinander gehabt. Solch ein Leben in einer Familie, die in sich harmonisch war, war mir ein langentbehrter Genuß, besonders da ich von allen als wirkliches Familienglied angesehen wurde. Und dazu hob die immer klarer erwachende Neigung zu eurer Mama mein ganzes inneres Leben in eine Höhe, wie ich es noch nie gekannt hatte, auch in geistlicher Hinsicht.

So kam das nahe Examen heran, d. h. die erste Hälfte des theologischen Examens. Die kleinen Vorfächer hatte ich schon früher abgemacht, z. B. lateinische und griechische Klassiker bei Professor Leo Meyer, Logik und Geschichte der Philosophie bei Professor Strümpell. Dieser alte Herr lebte in seinem eigenen Hause neben dem jetzigen Universitätspastorat. Ich hatte ihn schon früher gesehen bei Oberlehrer Kornelius Treffner. Strümpell war ein sehr heiterer, zu Scherzen aufgelegter alter Herr. In der Jugend war er einfacher Tischler gewesen und hatte dann, seinem heißen Bildungsdrange folgend, mit viel Müß und Not kämpfend, sich emporgearbeitet zum Studium und war nun schon lange Jahre Professor. Als ich zu ihm kam, um die Geschichte der Philosophie abzumachen, lud er mich gleich zum Kaffee ein. „Na, sagen Sie mal, lieber Hahn, Sie wollen Missionar werden, habe ich gehört! Zu welchem Volke wollen Sie denn gehen?“ Ich sagte ihm, das hänge nicht von mir ab, aber am liebsten würde ich zu meinem Vater nach Süd-Afrika, zu den Herero gehen. „Hören Sie mal, dann brauchen Sie von Geschichte der Philosophie nicht besonders viel bei diesen Leuten. Aber Logik brauchen Sie auch für die Schwarzen.“ Er stellte mir für beide Fächer gut oder sehr gut.

In den theoretischen Fächern der ersten Hälfte bestand ich im Oktobertermin das ganze Examen. Aber freilich, sehr berühmt waren meine Leistungen nicht, namentlich in der alttestamentlichen Exegese war es knapp möglich, mir das Wort „gut“ zu geben. Professor Bold, bei dem ich nichts gehört hatte, examinierte mich und war sehr milde und liebenswürdig. Nun, ich war froh, nur durch zu sein. Ich habe nie den Ehrgeiz nach glänzenden Examennummern gehabt. Mir war immer das Examen nur Mittel zum Zweck, dem Ziele praktischer Arbeit im Reiche Gottes. Wie ich die Examina bestand, das hat mich nie in besonderer Weise erregt.

Und nun ging es sofort an die Arbeit zur zweiten Hälfte, wozu ich nur acht bis neun Wochen Zeit hatte, da ich im Dezember das Examen machen wollte.

Da kam etwas dazwischen, was meinen ganzen Plan über den Haufen zu werfen schien. Es war ein Brief von meinen Eltern aus Afrika. Ich hatte ihnen immer recht eingehend über mein ganzes Leben geschrieben. So auch über meine Beziehungen zu der Wegenerschen Familie, auch über meine Freundschaft mit Minna. Meine Eltern haben durch meine Briefe den Eindruck bekommen, daß diese Freundschaft eine zu weitgehende sei, ja daß sie die Liebe zwischen Jascha Bahrdt und Minna bedrohe. Das erfüllte ihre Herzen mit Sorge. Und so schrieben sie mir, ich solle s o f o r t nach Empfang des Briefes Dorpat verlassen und nach Deutschland zurückkehren.

Nun hätte ich diesem Befehl sofort Folge geleistet, wenn ich es nur mit meinen Studien zu tun gehabt hätte. Ich k o n n t e freilich dadurch alle Erfolge meines Studiums für Anstellungsfähigkeit sowohl in Rußland als auch in Deutschland mit einem Schlage verlieren. Aber dies allein hätte mich nicht abgehalten, sogleich nach Deutschland zurückzukehren. Was mich abhielt, war meine Liebe zu eurer Mutter. Ich mußte es mir ja klar sagen, daß eine Rückkehr nach Deutschland das Aufgeben meiner Liebe für immer bedeute. Denn bei meiner absoluten eigenen Mittellosigkeit war an eine Rückkehr nach Rußland kaum zu denken, und es war auch schwer denkbar, daß sie bei einer späteren brieflichen Frage mir ein Ja-Wort gegeben hätte. Verschwand ich jetzt einfach aus ihrem Gesichtskreise, so war es doch sehr wahrscheinlich, daß die Erinnerung an mich verblassen würde. I c h t aber schon eine Frage an sie zu richten, hielt ich für völlig unmöglich; erstens, weil ich prinzipiell gegen Studentenverlobungen war, und zweitens zweifelte ich noch sehr daran, daß eure Mutter schon mehr als allgemein freundliche Empfindungen für mich hegte. Da hätte eine vorschnelle Frage alles Entstehende vielleicht vernichten können. So beschloß ich, offen an Pastor Braun, als meinen Vormund, zu schreiben. Ich teilte ihm den ganzen Inhalt des Briefes meiner Eltern mit, sagte ihm auch klar heraus, daß gerade in dieser Zeit eine tiefe und starke Liebe in meinem Herzen entstanden sei. Und ich bäte ihn darum, kraft seiner Vollmacht als Vormund, es zu erlauben, meine Studien in Dorpat zu vollenden und mich d a n n zu verloben.

Auf diesen meinen Brief erhielt ich umgehende Antwort. Pastor Braun schrieb mir, der Inhalt meines Briefes habe ihn vollständig

davon überzeugt, daß die Befürchtungen meiner Eltern grundlos seien und darum glaube er als Vormund mir gestatten zu dürfen, in Dorpat zu bleiben und das Examen zu machen, ja auch dann das Konsistorialexamen in Riga zu absolvieren. Was aber die zweite Bitte betreffe, mir die Erlaubnis zur Verlobung zu geben, so glaube er, daß es über seine Vollmacht hinausgehe, einen „elterlichen Segen“ zu erteilen. Da müsse ich mich doch an meine Eltern selbst wenden. Ich konnte nichts anderes tun, als daß ich sogleich an meine Eltern schrieb, ihnen mein Bleiben in Dorpat nicht als Ungehorsam verständlich machend, und sie dann bat, mir ihren Segen und ihre Erlaubnis zur Verlobung zu geben. Schwere kriegerische Komplikationen im Hererolande verzögerten das Hingelangen dieses meines Briefes an sie und ihrer Antwort zu mir so sehr, daß volle acht Monate darüber vergingen.

Nun kam auch die Hochzeit für Jascha Bahrdt und Minna heran. Er hatte an der Wiedemannschen Knabenanstalt in St. Petersburg eine Anstellung erhalten, die es ihnen ermöglichte zu heiraten. Aber nun kam die Geldnot der Eltern Minnas ziemlich zum Vorschein. Der arme alte Wegener ging mit immer sorgenvollerer Miene umher, auch Mama Wegener sah oft so kummervoll aus, daß es einem ins Herz schnitt. Minna mit ihrem heiteren Sinn machte sich am wenigsten daraus, mit einer sehr kleinen Aussteuer zu heiraten. Wenn sie nur nach so vielen Jahren des Wartens endlich ihren Jascha bekam, dann war alles gut. Aber doch merkte man es auch ihr an, daß hin und wieder die Sorge sie beschlich beim Blick auf ihre bedrückten Eltern. Ich dachte manchesmal hin und her, ob und wie man den armen Menschen helfen könnte? Aber was konnte ich tun? Und schließlich tat ich doch etwas, was zum Glück keine üblen Folgen für mich hatte. Ich habe es noch nie jemandem erzählt. Anton Rubinstein konzertierte damals in Dorpat in der Aula zwei Mal. In der Zeitung las man von seinen fabelhaften Erfolgen in allen Städten und es war leicht zu berechnen, daß er im Laufe eines Jahres bis 50 000 Rubel Einnahmen hatte oder noch mehr. Da kam mir eines Abends vor dem Schlafengehen der Gedanke, ihn für ein armes Brautpaar zu ihrer Aussteuer und zur Ermöglichung ihrer Heirat um eine Gabe zu bitten. Ich wollte es ihm alles schildern mit recht beweglichen Worten und ich war vor dem Einschlafen schon fest davon überzeugt, daß mir dieser Gedanke (eigentlich war es ja nur der Einfall eines absolut welt-unerfahrenen Jünglings) von Gott gekommen sei. Als ich am anderen Morgen aufwachte, sah mir bei Tageslicht die ganze Expedition doch gar nicht

mehr so unbedingt hoffnungsvoll aus. Aber ich hatte mich am Abend zu sehr hineingeredet in die unumgängliche Notwendigkeit, etwas für Jascha und Minna und ihre Eltern zu tun, als daß ich die Flinte ins Korn hätte werfen können. Ich stieg also, mir selbst Mut zusprechend, zeitig um 9 Uhr ins Hotel London, wo Anton Rubenstein logierte, weil ich gehört hatte, daß er sehr früh empfangt. Ich wurde auch sofort eingelassen. Noch eben sehe ich den schönen Kopf mit den ihn umgebenden, etwas gelockten mittellangen schwarzen Haaren und den großen ernsten Augen, die fragend auf mich gerichtet waren. Weggeblasen waren alle meine schönen Sätze, die ich mir einstudiert hatte, und ich stammelte sehr verlegen und schüchtern: „Herr Professor, verzeihen Sie meine Bitte. Ein junges, mir sehr befreundetes Brautpaar kann kaum heiraten, weil es an Mitteln zur Aussteuer fehlt. Nun dachte ich: Gott hat Ihnen in diesen Tagen so große Mittel gegeben, dürfte ich Sie, Herr Professor, um eine Hilfe für dieses junge Paar bitten?“ Mehr bekam ich nicht über die Lippen, die Stimme versagte mir schon hierbei mehrmals fast ganz. Rubinstein mochte es mir anmerken, daß ich kein Schwindler oder gewöhnlicher Bettler sei, darum antwortete er mir wenigstens in ganz freundlichem Tone: „Ich bedaure, daß ich Ihnen hierin nicht helfen kann.“ Damit war ich entlassen. Ich war ganz gebrochen als ich hinausging. Was mir hätte geschehen können, daß nämlich Rubinstein hätte nach der Polizei schicken lassen können, das fiel mir zwar ein, aber das grämte mich nicht viel. Ich war nur tief betrübt, daß ich Jascha und Minna nicht hatte helfen können. In dieser Stimmung tat ich einen anderen leichtsinnigen, wenn auch gutgemeinten Schritt. Ich hatte mir kurz vorher von Onkel Georg Geld erbeten, und er hatte mir über 100 Rubel geschickt. Nun wußte ich, daß Minna einen Pelz für Petersburg dringend brauchte, und daß ihre Eltern ihr keinen geben konnten. Da schickte ich Jascha, der sich schon nach Pelzen erkundigt und geschrieben hatte, daß ein Pelzpaletot von einfachem Fuchsfell etwa 90 Rubel koste, diesen Betrag als geliehen und bat ihn, für Minna den Pelz zu besorgen. Er nahm das Geld mit großem Dank an und kaufte den Pelz. Es war von mir ein durchaus unrechter Schritt, da das Geld doch nicht mir gehörte und ich also kein Recht hatte, es jemandem anders auszuleihen, und noch dazu ohne alle Garantie es wiederbekommen zu können. Es war wohl Geld meines Vaters, welches Geld noch in Riga damals stand. Aber darüber hatte ich jedenfalls keine Verfügung.

Die Hochzeit war auf den elften Dezember festgesetzt, also ganz kurz vor dem Anfang meines Examens. Sehr gelegen war mir das nicht, aber ich hatte die Aussicht, am Hochzeitstage Lalla und Lonny zu sehen. Das war mir noch mehr, als die Freude an Jaschas und Minnas Glück. Da ich nicht tanzte (nur einmal ließ ich mich von Minna dazu verführen, mit ihr ein paar Schritte zu tanzen), so saß ich möglichst viel mit eurer Mama zusammen und freute mich an jedem ihrer Worte und an ihrem lieblichen Gesicht mit den lebhaften reinen Augen. Als nach der Trauung angestoßen wurde, trat ich auch zu ihr und sagte: „Sollen wir nicht auch miteinander anstoßen?“ „Zawohl,“ rief sie fröhlich, „herr Hahn, ich stoße mit Ihnen an auf baldige Nachfolge!“ Sie ahnte nicht, daß ihre Worte für mich wie eine Prophezeiung und Verheißung klang. Aber sie sah es mir an, daß mir ein ganz besonderer Gedanke durch Herz und Seele schoß und meinem Gesichte einen ungewohnten Ausdruck gab. „Was denken Sie eben, herr Hahn? Bitte, bitte sagen Sie es mir! Sie sahen so besonders aus!“ Als ich sagte, ich könne ihr den Gedanken eben nicht sagen, sah sie mich halb traurig an und fragte: „W a r u m können Sie es mir nicht sagen? Ich möchte es so furchtbar gern wissen, Sie hatten einen so ganz besonderen Ausdruck im Gesicht.“ Da antwortete ich ihr: „Fräulein Paling, ich werde es Ihnen ganz bestimmt sagen, aber heute geht es wirklich nicht. Aber sobald ich mein Examen gemacht habe, dann werde ich es Ihnen sagen, seien Sie ganz gewiß, daß ich es tun werde.“ „Nun gut,“ sagte sie, „vergessen Sie es nur nicht, was Sie gedacht haben.“ „Nein,“ antwortete ich, „ganz gewiß, d a s werde ich nicht vergessen, was ich eben gedacht habe, beim Anstoßen und bei Ihren Worten.“

Das Examen kam, und ich war nicht fertig geworden mit den Arbeiten. Namentlich in der alttestamentlichen Exegese hatte ich die kleinen Propheten noch so gut wie gar nicht angesehen. Ebenso auch die ganze Ethik nicht. Aber vorgehen mußte ich. Ich wollte um keinen Preis aufschieben. Am letzten Morgen, gerade ehe ich zum Examen gehen sollte, nahm ein Kamerad die biblische Theologie in die Hand und las mir den Abschnitt über den Propheten Haggai und den Propheten Sacharja vor. Letzteren konnte ich nicht mehr hören; nur etwa die Grundgedanken des Propheten und den Anfang vom ersten und zweiten Kapitel hörte ich, dann stürzte ich davon, um mich nicht zu verspäten. Das erste Fach war alttestamentliche Exegese. Mit mir ging ein Kurone R. vor. Bleich sah der Arme aus, halb krank. Professor Boldt sagte: „Bitte, schlagen Sie den Propheten

Sacharja auf. Herr R., bitte fangen Sie an.“ Mit bebender Stimme fing er an zu lesen, brach ab und stotterte: „Herr Professor, ich kann nicht, erlauben Sie, ich trete zurück.“ Volk sagte ganz ruhig: „Ja wissen Sie, das habe ich Ihnen gar nicht zu erlauben, das müssen Sie mit dem Herrn Dekan abmachen. Aber seien Sie mal jetzt ganz still, Ihr Kommilitone wird zunächst lesen und antworten.“ Nun las ich das erste Kapitel des Sacharja, übersehte mit Hilfe dessen, was ich vor einer Viertelstunde gehört hatte, ganz fließend und gab als Erklärung oder Exegese ganz genau wieder, was mir vorgelesen worden war. Das Ganze dauerte kaum länger als 10 Minuten. Da brach Professor Volk ab und sagte: „Es ist gut, ich freue mich, Sie haben seit der ersten Hälfte gute Fortschritte im Alten Testament gemacht.“ Dann wandte er sich wieder an R., der unterdessen etwas zu Atem gekommen war.

Auch die übrigen Fächer gingen im ganzen recht glücklich, nur bei der Ethik kam es doch recht durchsichtig heraus, daß ich eigentlich nichts verstand. Und doch stellte mir Professor Sttingen als Urteil dafür „gut“ aus, wohl ganz unverdient. Das war am 13. und 14. Dezember. Am 16. Dezember sollte ich bei Professor Harnack in seiner Wohnung die lateinische schriftliche Klausurarbeit machen. Als Thema bekam ich: „Der Unterschied in der Lehre von der Versöhnung zwischen Anselm von Canterbury und den lutherischen Bekenntnissen.“ Eigentlich kein schweres Thema. Der Professor wunderte sich denn auch, daß ich stugte und nicht zu schreiben anfing. Er fragte mich, was mir denn sei? Ich mußte zu meiner Schande gestehen, daß mir eben Anselms Versöhnungslehre nicht recht klar sei. Da schüttelte er etwas unzufrieden den Kopf, gab mir aber einige kurze Fingerzeige und so schrieb ich denn die Arbeit nieder, die er sofort durchlas und für genügend erklärte.

Damit war bis auf das Russische das ganze theologische Examen absolviert. Mit Pastor Braun war vereinbart worden, daß ich versuchen sollte, jedenfalls das ganze Examen zu machen, also auch das russische, falls es irgend möglich sei. Dann sollte auch das Konfistorialexamen folgen. Ging es aber mit dem Russischen nicht, dann sollte ich mir von der theologischen Fakultät ein Zeugnis über die volle Absolvierung der Prüfung in sämtlichen theologischen Fächern ausbitten und damit nach Deutschland zurückkehren. Hierüber konnte die Entscheidung allerdings erst im Januar, beim neuen Examenstermin, fallen. Bis dahin sollte ich versuchen, mir etwas russische Kenntnisse anzulegen. So hatte Professor Engelhardt mir gesagt.

Unsere Brautzeit.

16. Dezember 1869 bis 31. Dezember 1871.

a) Unsere Verlobung, der 16. Dezember 1869.

Und nun war ich soweit mit meinem Studium fertig, daß ich es mit gutem Gewissen wagen durfte nach meiner Überzeugung, eurer Mama meine Liebe zu bekennen und sie zu fragen, ob sie mich wiederliebe. Es war der 16. Dezember. Gleich nach dem Mittagessen brach ich auf nach Sotaga. Wegeners sagte ich, daß ich nach all der Examenarbeit und Anspannung das Bedürfnis habe, tüchtig zu laufen. So würde ich denn nach Sotaga und Ceßs gehen und in Ceßs wohl auch bleiben bis Weihnachten, wo ich am ersten Feiertage deutsch predigen sollte.

Ich kam in Sotaga an, als es schon sehr stark dunkelte. Es waren ja die kürzesten Tage des Jahres. Bald nach dem Kaffee, als die Eltern in ihrer Arbeit waren und die kleinen Schwestern unter Lonnys Aufsicht und Hilfe im Wohnzimmer ihre Schulaufgaben lernten, forderte mich Lalla auf, oben in ihr Zimmer zu kommen. Das hatte ihr Vater ihr ausbauen lassen im Bodenraum des Hauses während sie ihre Schulzeit vollendete und zum Schluß die Konfirmandenlehre in Dorpat bei Oberpastor Schwarz besuchte. Mitten durch das ziemlich geräumige, aber nicht hohe Zimmer ging ein Schornstein, an den ein Schrank und Bettschirm sich angeschlossen, hinter welchen Lallas und Lonnys Betten standen. Vorn im Zimmer, gerade der Tür gegenüber, stand das Sopha, das jetzt bei uns im oberen Zimmer ist. Davor stand der Sophatisch, der in meinem Zimmer vor dem Sopha steht. Die große Kommode mit dem großen Toilettenspiegel, die ich benutze im Schlafzimmer hinter meinen Vorhängen, waren auch in Lallas Zimmer. Alle diese Möbel hatte Papa ihr für ihr Zimmer zur Einrichtung angeschafft, nach der Konfirmation, und ihr geschenkt. Die sind noch alle die Zeugen der Augenblicke, die nun folgten. Wir setzten uns beide auf das Sopha. Lalla hatte ein hausgewebtes schwarzweiß quadriertes Kleid an, das ihr gut stand,

obgleich es sehr schlicht und einfach genäht war. Ihr volles dunkelbraunes Haar war hinten am Kopf zusammengefaßt, und ein etwa eineinhalb Finger breites Seidenband war von hinten bis auf den halben Kopf hinauf gebunden. Lalla hatte ein liebliches, außergewöhnlich lebendig sprechendes Gesicht. Ganz besonders mußte einem jeden, der sie damals ansah, der wunderbar feingeformte, fast kleine Mund mit den lebhaft roten Lippen auffallen.

Wir sprachen zuerst einige Worte über ihr Zimmer und ihre große Freude, die sie immer wieder daran habe, und dann über mein bestandenenes Examen und welche große Wandlung in meinem Leben vor mir liege, da ich nun bald die Ostseeprovinzen für immer verlasse, um nach Deutschland und vielleicht bald nach Afrika zu gehen. Dann fuhr ich weiter fort: „Fräulein Paling, erinnern Sie sich noch dessen, wie wir vor acht Tagen auf Minnas Hochzeit miteinander anstießen und Sie mir zuriefen: Auf baldige Nachfolge!“ „D ja, ich erinnere mich sehr gut, und Sie, Herr Hahn, machten solch ein merkwürdiges Gesicht dabei.“ „Nun? und Sie, Fräulein Paling, Sie wollten damals durchaus wissen, was ich eben denke, und ich konnte es Ihnen nicht sagen und versprach es Ihnen ein anderes Mal zu sagen. Jetzt könnte ich es Ihnen sagen, wenn Sie es noch hören wollen.“ „D ja, bitte, bitte, sagen Sie es mir, ich möchte es furchtbar gern wissen.“ „Nun, Fräulein Paling, ich dachte damals, daß wenn ich je Tasha und Minna folgen sollte, daß es dann nur, nur mit Ihnen allein sein könnte. Sie wissen es nun, wohin mein Leben geht, können Sie und wollen Sie sich mir geben, um mit mir solch einen Weg zu gehen, auch in die weite ferne Fremde hinaus? Das waren die Gedanken, die in jenem Augenblicke durch mein Herz gingen. Nun habe ich es Ihnen gesagt, mit niemand anders auf Erden kann ich zusammen meinen Lebensweg gehen, als mit Ihnen. Können Sie und wollen Sie mit mir gehen?“ Lalla war während dieser ihr völlig unerwarteten Worte tief ernst geworden. Aber mit vollen klaren Augen sah sie mich an. Sie hatte — wie sie mir später, gleich nachher, sagte — den Gedanken vollständig aufgegeben, daß je ein Mensch sie lieben könne bei ihrem körperlichen Gebrechen. So hatte sie auch bei unserem Verkehr nie entfernt an solch eine Möglichkeit gedacht. Und erst in diesem Augenblicke, als ich ihr die große Frage für ihr und für mein Leben vorlegte, da war es ihr plötzlich ganz klar geworden, daß sie zu mir anders stehe innerlich, als zu irgend einem andern jungen Manne, und daß sie mir sich selbst und ihr ganzes Leben hingeben könne und

hingeben wolle. Und dann sagte sie mit klarer Stimme, ohne alle Sentimentalität, ohne irgend etwas Gefühliges, mit derselben Klarheit und Wahrheit, die ihr Leben lang ihr schönster Schmuck war, ganz einfach: „Ja!“ und reichte mir ihre Hand, die ich küßte, und dann ließ sie sich umarmen und auf den Mund und die Augen küssen. Und wir wußten, daß wir zueinander gehörten für immer. Als verlobt wollten wir erst gelten, wenn die Zustimmung meiner Eltern eingetroffen. Ich hoffte, daß sie in ein bis eineinhalb Monaten eintreffen werde.

Als ich von Eels nach Sotaga zurückkehrte, nahmen Herr von Riedhoff und seine Frau es in ihre Hand, uns vor dem Gerede zu bewahren. Die ganze Familie Riedhoff war sich darüber klar, daß Lalla und ich verlobt seien. Und nun hielten sie es für besser, wenn ich nicht mehr dort wohnte. Sie luden mich in sehr freundlicher Weise, aber so, daß ich es nicht ablehnen konnte, ein, ins große Haus überzusiedeln und ihr Gast zu sein, solange ich mich in Sotaga aufzuhalten gedenke. Das konnte freilich Wochen lang dauern, da Lonny mir russische Stunden gab, um mich für mein Universitätsexamen im Russischen vorzubereiten. Ende Januar sollte dieses Examen stattfinden. So zog ich denn zu Riedhoffs hinüber, die mich den Tag über, außer den Mahlzeiten, ganz ungehindert drüben verkehren ließen.

In jener Zeit, gegen Ende Januar, erkrankte der deutsche Ziegler in Sotaga am Typhus. Ich schlug vor, Louis Schröder, Assistent an der Klinik, zum Kranken abholen zu lassen. So kam er auch nach Sotaga, und zwar meist zu Palings; zuerst, weil ich dort war, hernach zog ein anderer Magnet ihn nach Sotaga: Lonny. Bald erkrankte auch Cure Großmama, und wurde nun von Schröder behandelt, bis die Verlobung mit Lonny das Resultat war.

Nun kam das russische Examen. Mir war es doch recht unheimlich zu Mute, denn von der Grammatik kannte ich nur die Regeln, die Ausnahmen aber nicht. Und sie sollen im Russischen die Hauptrolle spielen. Lesen konnte ich auch zur Not, aber mit entsetzlicher Aussprache. Eine Reihe von Wokabeln hatte ich auswendig gelernt, aber irgend etwas übersetzen konnte ich nur aus dem Russischen ins Deutsche, wenn es leichte Prosa war und ich das Stück präpariert hatte mit Lonnys Hilfe. Das bot nun wenig Ausichten auf ein Bestehen des Examens. Der Tag des Examens war bestimmt, um den 20. Januar war es. Professor v. Engelhardt hatte mit dem russischen Professor Kotljarewsky meinethwegen gesprochen und ihm meine Absicht, nach Deutschland zu gehen und Missionar zu werden, mit-

geteilt — auch den Grund, warum ich hier zu einem offiziellen Abschluß mit meinem Studium kommen wolle. Dennoch war mir nicht ganz wohl zu Mute, als der Examentag da war. Die Prüfungen im Russischen wurden damals öffentlich in der Aula und vor einer Kommission vollzogen. — Da ließ mir Professor Engelhardt sagen, Professor Kotljarewsky sei unwohl geworden und werde die Prüfungen nicht halten, aber er wolle mit mir eine Ausnahme machen und mich in seiner Privatwohnung prüfen. So ging ich denn zu ihm. Er empfing mich höflich, fragte mich, was ich verstehe, und als ich mein Lehrbuch ihm zeigte, die Stücke aufgeschlagen, die ich am besten verstand, nahm er das Buch, schlug absichtlich ein ganz anderes Stück auf, wobei mir heiß und kalt wurde, sodaß ich Mühe hatte, ruhig zu bleiben. In wenigen Augenblicken überzeugte sich der Professor, daß ich nur äußerst geringe Kenntnisse hatte. „Geben Sie mir Ihr Belegbuch“, sagte er. Ich war überzeugt, daß mein Geschick nun besiegelt sei. Zu meinem sprachlosen Erstaunen schrieb er hin: „Übersetzung aus dem Russischen ins Deutsche: gut; aus dem Deutschen ins Russische: gut; schriftliche Arbeit: befriedigend; — aber nicht befähigt zur Geschäftsführung in russischer Sprache.“ Dann fragte er mich: „Haben Sie Ihr theologisches Examen als Kandidat gemacht?“ Als ich das bejahte, fuhr er fort: „Fragen Sie den Herrn Dekan, ob Sie müssen haben für russische Sprache als Urteil „sehr gut“, wie Sie sind Kandidat? Ich kann dann noch davor schreiben ein „sehr“. — Ich empfing mit dem Gefühl einer doch recht tiefen Beschämung mein Heft im Bewußtsein, daß der gute Professor es über sich gebracht hatte, meinerwegen eine Unwahrheit in das Belegheft zu schreiben. Da ich keine Absicht hatte, davon praktischen Gebrauch zu machen, außer um ein Diplom zu bekommen, so beruhigte ich mich ja wohl, weil ich niemanden damit einen Schaden zufügte. — Als ich dann später doch in Rußland blieb, hat es mich noch lange gedrückt, daß ich mit einem solchen unrechten Zeugnis über das russische Examen ins Amt getreten bin, und ich habe viele Jahre immer wieder mich mit dem Wunsche getragen, soviel russisch zu lernen, um nachträglich das Examen zu machen oder wenigstens es machen zu können. Es ist leider bei dem guten Willen und Vorsatze geblieben. Immer gab es so viel amtliche Arbeit, daß ich zu russischen Studien nicht kam. Noch bis heute bedauere ich es aber, daß ich nicht russisch gelernt habe, um es sprechen zu können. Wieviel Gelegenheiten, auch gerade für das Evangelium zu wirken, sind

mir im Leben ungenutzt vorübergegangen, weil ich kein Russisch verstehe.

Nun erhielt ich mein Diplom und meldete mich zum Konsistorial-examen, das im Februar in Riga stattfinden sollte. Die schriftlichen Arbeiten mußte ich sehr schnell ausarbeiten und einsenden. Damit vergingen die letzten Wochen in Sotaga und Dorpat. Nach ihrer Absendung hatte ich noch die Zeit zu zwei Fahrten; die eine nach Saddocküll von Sotaga aus mit der ganzen Familie Paling, — die andere mit Pastor Emil Wegener und seiner Frau nach den Pastoraten Lalkhof und St. Bartholomäi. Wegeners machten als junges Paar ihren ersten Besuch in diesen Nachbarpastoraten. Es war strenger, harter Winter mit zwanzig Grad Kälte, als wir diese Fahrt antraten. Ich war gerade in Cecks und Wegener bot mir an, mitzufahren, um einige livländische Pastorate kennen zu lernen. Ich hatte zwar nichts mehr auf dem Lande mit als einen Sommerpaletot und leichte Galoschen an den Füßen. Da wir in einem Wasok fuhren, glaubte ich es riskieren zu können. Freilich habe ich gründlich gefroren, besonders meine Füße, und ich kann froh sein, daß ich ohne Erkältung und Frostschaden an den Füßen abkam. Aber interessant war mir die Fahrt doch in hohem Maße. Zuerst ging es nach Lalkhof. Damals lernte ich Löpffer zum erstenmal kennen. Die Pastorin, etwas überschwänglich, aber sehr freundlich, gefiel mir noch mehr als der kleine, sehr kluge Pastor mit dem fast immer ganz unwillkürlich seinen Mund unspielenden etwas malitiosen Lächeln. Gerade dieser Zug hat es wohl verhindert, daß er in seiner Gemeinde je wirklichen Eingang gefunden hatte. Der Erste fürchtet nichts in der Welt so sehr als malitioses Wesen. Hestigkeit verträgt er hundertmal leichter. Der Erste ist selbst nicht malitios, darum fühlt er sich solchen Worten gegenüber wehrlos und umsomehr haßt er sie. Und Pastor Löpffer, ein so wohlwollender Mensch er war, hat mit seiner Malice, die fast in jedes Gespräch sich mischte, unzählige Gemeindeglieder von sich ferngehalten. Die Pastorin bewunderte an anderen Menschen alles, — aber neidlos. Diesem Schicksal entging ich junger Mensch auch nicht. Sie fragte mich in einem Gespräch, woher es doch komme, daß alle Menschen mich liebten. Ich glaube, ich gab keine sehr weise Antwort, fügte aber hinzu, daß ich die mir allerdings allerorten widerfahrende Freundlichkeit als ein Geschenk Gottes ansehe, das Er mir in mein Leben gelegt habe. Mir komme es so vor, daß ich es als einen Segen von meinen Eltern habe, daß ich es um ihretwillen

erfahre. — In St. Bartholomäi lebte der alte Pastor Hirsch, ein kleiner, sehr schlichter Mann, der auf mich aber in seiner großen Bescheidenheit einen tiefen Eindruck eines wahren Christen gemacht hat.

Aber unendlich viel schöner als diese Fahrt war die nach Saddoküll mit der ganzen Familie Paling. Lalla hatte den großen Wunsch, mir Saddoküll noch vor meiner Abreise zu zeigen, damit ich wüßte, wo und wie sie vom Frühling an wohnen würde.

Lallas Eltern erfüllten gern ihren Wunsch, und so wurde für einen Sonnabend Nachmittag und den Sonntag die Fahrt nach Saddoküll festgesetzt. Es war ein wunderschöner Winterabend, als wir in Sotaga die Fahrt antraten. Stille, klare Kälte. Der Mond leuchtete geradezu strahlend am wolkenlos reinen Sternenhimmel. Vor dem Verwalterhause in Sotaga fuhren eine ganze Reihe Schlitten auf: eine Ribitke (Halbverdeck aufgeschlagen) mit zwei Pferden lang gespannt, ein „Kanaform“ ebenso gespannt und eine Anzahl Einspanner. Am liebsten wäre ich ganz offen gefahren. Aber da Lalla hustete und sehr gehütet werden mußte, so wurde ich mit ihr in die Ribitke gesetzt. Als dritte kam zwischen uns, nicht sehr bequem für sie: Fräulein Emmy Koroll, eine sehr nette Bekannte des Palingschen Hauses. Lalla und ich saßen in den beiden Ecken soweit zurück, daß wir hinter Fräulein Korolls Rücken uns die Hände geben und halten konnten. Da Lalla wegen ihres Hustens auf keinen Fall in der Draußenluft sprechen sollte, so mußten Fräulein Koroll und ich die Kosten der Unterhaltung tragen. Wir waren aber vielfach schweigsam in stummer Bewunderung der Winterpracht des Waldes. Zum ersten Mal in meinem Leben fuhr ich eigentlich Winterwege, d. h. Wege durch gefrorenen Morast und Wald, wo der Weg oft so schmal war, daß die von der Schneelast und dem Reiffrost gebeugten schlanken Birken wie Lorbogen sich über uns wölbten und die mit glitzerndem Schnee dick bedeckten Äste der Lannen mit ihren Spitzen das Verdeck der Ribitke streiften. Ich konnte mich gar nicht sattsehen an den Tausenden von flimmernden Schneekristallen, an denen sich die Mondstrahlen brachen. Lallas warme Hand in der meinen haltend und die Augen von immer neuer Schönheit des Winterwaldes geblendet, so hätte ich wohl viele Stunden fahren mögen ohne Aufhören. Durch die Wonne dieses einzig schönen Abends zog nur immer wieder uns beiden, ohne daß wir es einander zu sagen brauchten, ein leises, tiefes Weh: das Bewußtsein, daß wir ganz nahe vor dem Abschied voneinander standen, ohne alle Möglichkeit, irgend welche



Pastor Traugott Hahn mit seiner jungen Frau Rosalie geb. Pasing.

Pläne zu machen, wann und wie wir uns wiedersehen würden. Aber wir kämpften solche Gedanken nieder, um uns ganz daran zu freuen, was wir eben miteinander erlebten und aneinander hatten.

Drei Stunden dauerte die Fahrt, — da hielten wir vor dem Gutshause in Saddocküll. Es war damals noch das alte Haus, das gleich nach unserer Hochzeit niedergerissen wurde, um für das neue Haus Platz zu machen. Damals wohnte in Saddocküll als Verwalter der alte Kolberg mit seiner Frau, — Urtypen der sogenannten „Klein-deutschen“. Goldene Menschen, diese alten Kolbergs! Sie sprachen (namentlich er) ein wunderbares Deutsch voll von unwiderstehlich komischen Fehlern und Redewendungen. Aber so wenig W i s s e n s - bildung sie hatten, so durch und durch rechtschaffene, anständige Gesinnung besaßen sie. Mit verehrender Liebe hingen sie an Lallas Eltern und haben sie auch auf uns Kinder alle übertragen. Und wir unsererseits haben die beiden Alten von Anfang an und bis an ihr Lebensende geachtet und geliebt.

Gleich wurden wir (nach der langen Fahrt) zum Abendbrot gebeten: Frische gebratene Fische, Keepse, dampfende Kartoffeln, Spiegeleier, Schinken, heißer Tee. Alles schmeckte herrlich. Am andern Morgen ging ich nach dem Kaffee mit Lallas Vater, dem alten Kolberg und einem jungen früheren Eleven aus Sotaga, Johann Post, durch die Wirtschafft: Brennerei, Brauerei, Pferde-, Rüge- und Schweineställe; das erstemal in meinem Leben, daß ich in eine ländische Wirtschafft blickte. Alles interessierte mich aufs lebhafteste; zugleich ging mir eine ganz neue Seite des Lebens auf, für welche all mein Studium mir nichts nützte. Das alte Haus war sehr eng und einfach. Die Zimmer und Fenster niedrig, zirka neun Fuß hoch, die Wände bloß weiß getüncht, die Außenwände mit recht verwitterten, ungestrichenen Brettern bekleidet. Vor der Haustür, unter drei bis vier alten mächtigen Birken eine kleine, nach beiden Seiten offene Veranda. Und doch hat die Familie Paling, als sie im April 1870 hinzog, noch drei Jahre sich dort behelfen müssen: Eltern, fünf Töchter und eine Gouvernante, und im Sommer noch eine M e n g e B e s u c h .

Als wir wieder nach Sotaga zurückkehrten, fuhr ich bald nach Dorpat, um meine bißchen Habseligkeiten zu packen, zum letzten Aufbruch aus Dorpat. Ich hatte meine Arbeiten zum Konsistorial-examen schon nach Riga abgeschickt. Um die sehr teure Reise mit Postpferden nach Riga billiger zu haben, entschloß ich mich zu Propst

Willigerode (Pastor an St. Marien in Dorpat) zu gehen, der als Konsistorialassessor auch zur Juridik des Konsistoriums nach Riga fuhr. Ich bat ihn, ob ich die Reise mit ihm machen dürfe. Bei den Professoren machte ich meine Abschiedsbesuche und wurde wirklich sehr, sehr freundlich von ihnen behandelt. Der alte Professor Harnack umarmte und küßte mich. Professor Engelhardt sprach nochmals sein Bedauern aus, daß ich nicht im Lande bleibe und nicht die akademische Laufbahn einschlagen wolle. Professor v. Öttingen rührte mich aufs tiefste, indem er mir als Abschiedsgeschenk zur Erinnerung an Dorpat seine Zither schenkte, die ihm selbst besonders wertvoll war dadurch, daß die kleine evangelische Gemeinde in Meran, welche er gegründet hatte, sie ihm zum Abschied geschenkt.

Beim Abschied aus Sotaga mußten wir beide, Lalla und ich, uns stark machen und ganz beherrschen. Es war in den letzten Tagen Januar. Die Zukunft lag völlig dunkel vor uns. Wann wir uns wiedersehen würden, darüber konnten wir uns nicht die leisesten Berechnungen machen. Nach dem Konsistorialexamen in Riga sollte ein kurzer Abschiedsbesuch in Petersburg folgen bei Wahrdrts und bei meiner Kusine Lisinka Meyer und ihrem Manne. Dann wollte ich nach Deutschland hinaus und ins Missionshaus in Warmen eintreten, um für den Missionsdienst noch die letzte Vorbereitung zu empfangen. — Aber unser beider Beanlagung war es nicht, mit Klagen und Trauern es einander schwerer zu machen, als es ohnehin schon war. Wir hatten auch beide die volle Gewißheit, daß unser Leben und unsere Zukunft in Gottes Hand stand. So nahmen wir Abschied voneinander ohne eine Träne, so schwer uns das Herz war. Vorher hatten wir noch miteinander gebetet. — Aber der Mensch denkt und Gott lenkt!

b) Die Zeit der Trennung und das Wiedersehen.

Dann ging es im Schlitten nach Riga. Propst Willigerode, als älterer Mann, fuhr im halbverdeckten Postschlitten. Es lag sehr tiefer Schnee, froh stark und stürmte zugleich mächtig. Von Onkel Guido hatte ich einen Schuppenpelz schon früher bekommen, Filzstiefel kaufte ich mir zur Fahrt in einer russischen Bude im Kaufhause, ganz einfache; so war ich gut verwahrt. — In Walk war großer Vieh- und Pferdemarkt. Hunderte von Schlitten begegneten uns vor Walk am Abend, und hinter Walk mußten wir an vielen vorüberzufahren versuchen. Es war eine mühsame, schwere Fahrt für die Post-

perdchen, bis wir aus dem Marktbereiche herauskamen. Wir fuhrten die Nacht durch, ohne auf einer Station zu nächtigen. Hinter den Wolken stand der Vollmond und machte die Nacht hell, trotz Sturm und Schneegestöber. Bei Wolmar ereilte uns das Schicksal, — unsere Kibitze kippte um. Wahrscheinlich war der Postjunge eingeschlafen. Auf der Seite des Propstes lagen wir, er seufzend und ächzend unter mir. Ich mußte versuchen hinauszuklettern. Im dicken Pelz eingehüllt, die Schlittenschürze hoch befestigt, war das eine schwierige Aufgabe. Kopf und Schultern zwängte ich zuerst hinaus, zog die Arme nach, arbeitete mit Händen und Füßen, um hinauszukommen. Mit schwerer Mühe richtete der Postknecht und ich den Schlitten wieder auf, packten die Sachen wieder auf, und uns hinein, — und dann ging die Fahrt ohne weiteren Unfall bis nach Riga.

Das Konfistorialexamen machte ich mit einem meiner Mitstudierenden, Fanthänel, und mit einem älteren Theologen, der Hauslehrer gewesen war, Burchard Sielmann. Haben es damals beide nicht geahnt, daß unsere Lebenswege im Alter uns einander so nahe bringen würden. (Sielmanns Sohn heiratete Hahns älteste Tochter, wurde sein Adjunkt und auch mit ihm nach Sibirien verbannt.) Das Examen verlief sehr einfach, und am Nachmittag des zweiten Examentages waren wir Kandidaten ministerii und erhielten unsere Diplome darüber nach abgelegtem Gelübde.

Da kam aber für mich ein entscheidungsvolles Ereignis, ohne daß ich es damals freilich erkannt hätte, wie tief mein Leben dadurch beeinflusst werden sollte. Es war ein Brief von Pastor Th. Braun, meinem Vormund, aus Gütersloh, der in Riga eintraf. Er hatte für mich und in meinem Namen nach Barmen an den Missionsdirektor Dr. Fabri geschrieben und mich formell zum Missionsdienste angemeldet. Das wußte ich. — Nun teilte mir Pastor Braun die für ihn und für mich gleich überraschende Antwort Dr. Fabri mit. Fabri schrieb: er habe meine Meldung der Deputation der Rheinischen Mission nicht übergeben und möchte es auch nicht tun. Denn da ich auf einer ganz ausgesprochen konfessionell-lutherischen Universität meine theologische Ausbildung empfangen habe, so würde meine Ausendung als Missionar ins Hereroland bedeuten, daß der durch meinen Vater vertretene streng lutherische Charakter der Herero-Mission nur noch mehr verstärkt werde, was Dr. Fabri auf jeden Fall vermeiden wollte. Und mich auf ein anderes Missionsgebiet der Rheinischen Mission zu senden (wozu ich vollkommen willig gewesen

wäre), hielt er offenbar auch nicht für geraten, damit ich nicht vielleicht dort auch in Zukunft die konfessionelle Frage in die Missionsarbeit hineintrüge. Dr. Fabri riet daher Pastor Braun, meine Meldung zurückzuziehen, da er, Dr. Fabri, sie auf jeden Fall bekämpfen werde. Pastor Braun zog die Meldung natürlich nicht zurück. Aber er teilte mir die Tatsache sofort mit, damit ich bis zur Rückkehr nach Deutschland überlegen könne, was zu tun ich für richtig hielte. Wir wollten dann mündlich das Weitere besprechen. Das konnte Pastor Braun mir freilich nicht verschweigen, daß er bei Dr. Fabris Einfluß in der „Deputation“ (der Versammlung der Deputierten der verschiedenen Missionskreise der „Rheinischen Mission“) wenig Hoffnung habe. — Natürlich schrieb ich auch meinen Eltern und teilte ihnen den Inhalt von Pastor Brauns Brief mit. Merkwürdigerweise ist dieser Brief verloren gegangen und nie in ihre Hände gekommen.

Ich eilte nun mit dem Abschiedsbesuche in Petersburg bei Bahrds, um möglichst bald zu Pastor Braun zu kommen und Klarheit in meine nun völlig ungewiß gewordene Zukunft zu bekommen.

In Petersburg wohnten Bahrds auf Wassili=Strow, gegenüber der Wiedemannschen Privatlehranstalt. Es war ein kleines, niedriges Holzhaus, in welchem sie zwei Zimmerchen, sehr bescheiden möbliert, hatten. Das vordere war Wohn- und Speisezimmer zugleich, das hintere Schlafzimmer. Ich mußte auf dem Sofa im vorderen Zimmer schlafen. Aber wir freuten uns alle drei wirklich von Herzen, daß ich bei ihnen auf etwa 2—3 Wochen hausen sollte. Dann sollte ich noch vor der Abreise nach Deutschland einige Tage bei Meyer wohnen, dem alten Schwiegervater von Rusine Lisinka. Meine sehr ältliche Kopfbedeckung erregte sein Mißfallen. Er führte mich also in einen Hutladen und kaufte mir einen Seiden=Zylinderhut, den ich zu meinem großen Kummer wenigstens am Sonntag zu tragen ihm fest versprechen mußte. Aber mein Kopf war so dick und mein Haarwuchs damals noch so üppig, daß nur der allergrößte Hut im Laden auf mein Haupt paßte, und auch er nur mühsam, wenn ich mit beiden Händen, von beiden Seiten ihn aufdrückte. Also würdig geschmückt wandelte ich am ersten Sonntage mit Tasha Bahrdt, Tische Lemm und noch einem dritten nach dem Gottesdienste in der Petrifirche über den Newsky dem Winterpalais zu. Festgezwängt auf meinem Kopfe saß der Zylinderhut. Da plötzlich riefen die anderen: „Der Kaiser kommt! Hut ab!“ Einer hatte sich umgewandt und ihn herankommen gesehn. Ich griff nach meinem Hute, um ihn zu lüften.

Aber er wankte und wich nicht, so fest hatte ich ihn des scharfen Windes wegen auf den Kopf gedrückt. Ich mußte die linke Hand zu Hilfe nehmen. Endlich gelang es mit Mühe ihn herunterzureißen. Aber den Kaiserschlitten sah man schon in weiter Ferne dem Winterpalais zueilen.

In der zweiten Woche, als ich bei Bahrtdts war, erkrankte Minna an leichtem Fieber. Nach zwei Tagen war der Typhus klar konstatirt. Nun hätte ich ja sofort zu Meyers ziehen können, aber Jascha hatte gerade seine Dejourwoche in der Schule, wo er fast vollständig, Tag und Nacht, in der Anstalt sein mußte. Aus Dorpat konnte auch niemand zu Hilfe kommen. So baten mich Jascha und Minna bei ihnen zu bleiben, damit Minna nicht ganz allein liegen bliebe. Soweit ich konnte, habe ich sie gepflegt und ihr geholfen wie ein Bruder seiner Schwester; denn so standen wir wirklich zueinander. Aber von Desinfektion der Hände sagte mir kein Mensch etwas, auch der Arzt nicht. Also kein Wunder, daß ich nach neun Tagen mich selbst hinlegen mußte. — Nun war es mein Glück, daß Lemm eben in Petersburg war. Sehr energisch verschaffte er mir durch Dr. Masing, einen der ordinierenden Ärzte im Marien-Magdalenen-Hospital auf Wassili-Dstrow, Aufnahme daselbst. War es auch eigentlich ein Hospital für einfachere Patienten, so hatte ich doch dort einen deutschen Arzt, Dr. Masing, der sich meiner sehr freundlich annahm. Mein Typhus nahm einen etwas ungewöhnlichen Verlauf darin, daß ich sehr stark schwitzte, Tag und Nacht, so daß ich wohl drei- bis viermal die Wäsche wechseln mußte. Da ich kein Russisch sprach, so war es allerdings nicht leicht, mich verständlich zu machen. — In diesem luftig und gut gebauten Hospital lernte ich, daß in einem Hospital wohl noch mehr gelegen ist an gutem Pflegepersonal als an einem guten Arzte. Mein Arzt war sehr gut, aber das Pflegepersonal war sehr minderwertig. Der Feldscher, der mir gleich bei der Aufnahme eine Dosis Rizinus gegeben hatte, legte den Suppenlöffel unabgewaschen auf den Tisch hin und stellte ihn ebenso einfach in den Teller Lammsuppe, der mir gebracht wurde. — Die Ökonomin, welche die Wäsche auszugeben hatte, weigerte sich, mir Hemden zum Wechseln zu geben. Und als Lemm sie am nächsten Tage darum bat, erklärte sie, ich solle selbst hübsch darum bitten. Auf Lemms Einwand, ich spreche ja kein Russisch, k ö n n e also nicht selbst bitten, antwortete sie: „Laß ihn drei Tage liegen, dann wird er schon verstehen zu bitten.“ Und als nach zwei Tagen auf der Bett-

deckte sich ein weißes Ungeziefer fand, da wurde die Sache so ungemüthlich, daß Lemm zu Dr. Bauer, einem Wingolfsphilister, ging, und ihm alles erzählte. Dr. Bauer fuhr sofort zu Pastor Nöltingk an der Annenkirche und Pastor Findeisen an der Petrikirche, erzählte ihnen von meiner Situation und daß ich völlig mittellos sei, und bat sie um Hilfe, damit er mich ins Marienhospital, damals das beste in Petersburg, bringen könne. Beide Pastoren sagten ihm sofort aufs freundlichste zu, sie würden alle erforderlichen Mittel beschaffen, er möge nur tun, was er für nötig halte. — Nun nahm Dr. Bauer sofort eine geschlossene Kutsche, fuhr vor das Marien-Magdalenen-Hospital, sagte dem Pflegepersonal einige kraftvolle Wahrheiten über ihre Unsauberkeit und schlechte Behandlung, packte mich auf und brachte mich in der Kutsche ins Marienhospital an der Liteinaja und dort in ein schönes, großes Zimmer erster Klasse. O, war das eine Wohltat, allein und still liegen zu dürfen! Im Marien-Magdalenen-Hospital lagen etwa zehn bis zwölf andere Kranke mit mir zusammen in einem Saale. Von denen hatten zwei die Lungenentzündung und husteten ununterbrochen Tag und Nacht. Auch sonst war beständige Unruhe im Saale, — die Umgebung, aus sehr einfachen Leuten bestehend, war wenig angenehm. — Nun konnte ich ganz still liegen und ausruhen. Die pflegende Schwester, eine Russin (mit der ich also auch nicht sprechen konnte), war rührend aufmerksam für jedes geringste Bedürfnis. Zimmer, Bett und Wäsche waren herrlich sauber. Kurz ich war wie in Abrahams Schoß. — Lemm hatte ich gebeten, gleich an Lalla zu schreiben und ihr immer wieder kurze Nachrichten zu geben. Er tat es treulich und bewährte sich als ein guter treuer Freund.

Ende März war ich erkrankt und dann ins Marienhospital übergeführt worden. Damals lag noch überall Schnee in Petersburg, als ich im festen Wagen durch die Straßen fuhr. Die Krankheit zog sich von Woche zu Woche hin. Obgleich es kein schwerer Typhus war und durch das unaufhörliche Schwitzen das Fieber nicht sehr hoch stieg, so wollte es doch auch nicht weichen. Der Arzt konnte keine Ursache finden. Endlich ordnete er mir ein Bad an, wofür ich sehr dankbar war. Aber vorher sollte ich durchaus einen Versuch machen, aufzustehen. Dazu hatte ich noch gar kein Verlangen. Aber der Arzt bestand darauf. Als ich das Bett verließ und auf meine Füße treten wollte, versagte das linke Bein mit einem ziemlich heftigen Schmerz, so daß ich — zum Ärger des Doktors — wieder

ins Bett zurückging. Er untersuchte das Bein aber nicht. Am andern Tage wurde ich gebadet und in ein anderes Zimmer erster Klasse, eine Treppe hoch, übergeführt. Dieses Zimmer lag nach vorn hinaus, das frühere parterre zum Hofe hin. Es war schon dunkel, als ich in mein neues Zimmer kam. Anfang Mai war es schon geworden und ein sonniger, warmer Frühling war gekommen, wie man mir erzählt hatte. Gesehen oder bemerkt hatte ich selbst noch nichts davon. Als ich am andern Morgen aufwachte und mich aufrichtete, um aus dem Fenster mir gegenüber hinauszublicken, — da war es mir wie ein wunderbarer Traum, wie eine Erscheinung, als hellgrüne Birkenwipfel sich leise vor meinem Fenster im Winde wiegten. Ich glaube, von diesem Moment an begann meine eigentliche Genesung, mit der brennenden Sehnsucht, bald aus dem Krankenhause hinaus zu können und gesund zu werden. — Mit dem Wechseln des Zimmers war ich in die Behandlung eines andern Arztes gekommen, und der hatte sofort konstatiert, daß eine Trombose im linken Bein die Ursache des anhaltenden Fiebers war. Er ließ das Bein mit Salbe einreiben und bandagieren, — meinte aber auch, ein weiterer Aufenthalt im teuren Hospital sei nicht nötig.

So wurde ich zu Meyers gebracht, bis sich eine Möglichkeit fände, mich aus Petersburg aufs Land zu bringen. Freilich wohin? — Das wußte ich selbst nicht. Lag doch meine ganze Zukunft seit jenem Briefe von Pastor Braun vollständig dunkel vor mir, — und während der Krankheit hatte ich nicht darüber nachdenken können. Dr. Bauer hatte von dem Pflegegeld, welches die Pastoren Nötingk und Findeisen für mich aufgebracht hatten, noch dreißig bis vierzig Rubel nachbehalten. Mit Genehmigung der Geber wurde mir das Geld übergeben. Eine sehr willkommene Gabe, — denn ich selbst besaß kaum mehr einen Heller. — Bei Meyers kam ich in die Hände ihres Hausarztes Dr. Albanus, eines ganz ausgezeichneten Arztes und Menschen, der mit der teilnehmendsten Freundlichkeit mich behandelte, bandagierte, Bäder (im Hause) nehmen ließ, — aber auch eine mögliche baldige Überführung aufs Land wünschte. Mein linkes Bein war vollständig lahm und kraftlos durch die Trombose. Es mußten mir Krücken angeschafft werden, und als Jascha Bahrdt Ferien bekam, Ende Mai, wollte er mich nach Dorpat bringen, wohin Minna schon zu ihren Eltern längst abgereist war.

Mein Weg ging nach Dorpat, weil Lallas Eltern, sobald sie von meiner Krankheit gehört hatten und namentlich davon, daß die Ärzte

eine Rekonvaleszenz auf dem Lande wünschten, mich hatten einladen lassen, nach Saddoküll zu ihnen zu kommen. Das war für mich eine unsagbare Freude, daß mein Weg so bald wieder zu meiner Lalla zurückführen sollte. Mit Wonne verließ ich Petersburg mit Tasha zusammen, um in der dritten Klasse nach Pleskau zu fahren und von dort mit dem Dampfer über den Peipus nach Dorpat. Bei Wegeners blieb ich einige Tage, um eine Nachricht aus Saddoküll abzuwarten. — In diesen Tagen sah ich auch Professor Engelhardt auf dem Dom. Mit einem Rollstuhl wurde ich auf den Dom geschoben bis gegenüber dem Engelhardtschen Hause. Auf meine Bitte kam er selbst gleich auf den Dom und begrüßte mich außerordentlich herzlich. Er war nun der erste, dem ich über meine veränderten Lebensausichten durch die Entscheidung Fabris Mitteilung machte und ihn um Rat fragte. Er legte es mir wieder nahe, hier im Lande zu bleiben und versprach mir alles zu tun, um mir, wegen meiner Unbekanntschaft mit den Landessprachen, eine Anstellung im Schulfache als Religionslehrer zu ermöglichen.

Aus Saddoküll kam von Lalla die Nachricht, ihr Vater werde am Sonnabend in Dorpat sein und am Sonntag Morgen frühzeitig mit einem eigenen bequemen Korbwagen und mit gemieteten Fuhrmannspferden nach Saddoküll zurückkehren. Da sei auch Platz für mich.

Es war der 7. Juni 1870, ein schöner, warmer Tag mit halb-bewölktem Himmel und weicher, milder Luft. Um acht Uhr früh fuhren wir aus. Lallas Vater war sehr besorgt, mich möglichst bequem zu setzen, mit Kissen den kranken, lahmen Fuß zu unterstützen. Er war bei all seiner großen Freundlichkeit immer ein mehr schweigsamer Mann. So haben wir unterwegs auch nicht allzuviel gesprochen, wenn ich ihm auch aus den letzten Monaten erzählen mußte und er mir auf meine Fragen nach Gütern usw. am Wege antwortete. Im ganzen war es mir aber sehr lieb, daß ich schweigen durfte, um meinen Gedanken nachzugehen und der Erwartung des Wiedersehens mit Lalla entgegen zu sinnern. Auch die Fahrt durch das in voller Frühlingspracht in Wald und Feld stehende Land machte mich froh. Hin und wieder zogen warme Regenschauer über die Felder. Es sei ein sehr fruchtbares Wetter, erklärte Lallas Vater, und ich freute mich mit ihm. Wir selbst wurden kaum einmal vom Regen berührt. Noch steht mir klar vor Augen der Blick weit über das Land hin von den verschiedenen Höhen, über die der Weg führte. Ein wunder-

barer Tag war es, voll Frühlings- und Lebenswonne in der Natur, voll Sonnenschein und Freude im Herzen. Allmählich nickte Lallas Vater im Schlummer. Ich konnte nicht schläfrig werden.

Und bald waren wir in Saddoküll. Auf die Treppe kamen sie alle hinausgeeilt, um uns zu begrüßen. Nur Lalla war im Zimmer geblieben, um mich nicht mit allen anderen zugleich zu empfangen. Als ich hineintrat und sie sah, war ich erschreckt über ihr Aussehen, — so abgemagert und bleich war ihr Gesicht. Ich ahnte nicht, daß sie selbst und auch alle die anderen noch viel erschrockener waren bei meinem Anblick, als ich auf beiden Krücken mich fortbewegte, wobei ich den einen Fuß gar nicht auf die Erde setzen konnte. Mein dichtes, volles Haar war stark ausgefallen und kurz geschoren dazu. Eben erst fing es wieder an zu wachsen. — Aber glücklich, unaussprechlich glücklich und dankbar waren wir doch, wieder beieinander zu sein. Und die Eltern und Lonny ließen uns auch zuerst allein, damit wir im ersten Wiedersehen ungestört seien. Und nun kamen wunderwunderschöne Tage!

Die herrliche Landluft, die ich seit Jahren nicht mehr so frei und sorgenlos genossen hatte, — die schöne Milch, süß und sauer, in ungemessener Fülle, das schmackhafte hausgebackene Brot in vielen Formen, der Aufenthalt den ganzen Tag im Freien, im Garten, lauter fröhliche, glückliche Menschen beieinander (Louis Schröder und Lonny waren deklariertes Brautpaar), — und nun dazu unser eigenes Glück, nach so schweren Monaten wieder beisammen sein und alles aussprechen zu können, was unsere Herzen bewegt hatte und noch erfüllte, — das alles wirkte so wunderbar belebend auf uns beide, daß ich nach genau acht Tagen meine Krücken in den Winkel stellen und allein auf meinen Füßen gehen konnte, und daß Lalla wieder Farbe bekam und anfang zuzunehmen.

e) Der Sommer 1870 in Saddoküll.

1. Die Lebensentscheidung. Lallas Vater sagte mir, beide Eltern hätten mich lieb und gäben mir gern ihre Tochter; aber eins müsse er mir offen erklären: beide Eltern seien sich darüber vollständig gewiß, daß Lallas Gesundheit für den Missionsberuf nicht stark genug sei. Und darum bänden sie ihre Zustimmung zu unserer Ehe an die Bedingung, daß sie Lalla nicht erlauben könnten, in ein fremdes Land zu ziehen. — Ich mußte nun innerlich gewiß werden über meine Stellung zu meinem Berufe, in die Mission zu gehen.

Auch die Abweisung meiner Meldung durch Dr. Fabri hatte mir den Glauben an meinen Missionsberuf noch in keiner Weise erschüttert.

Über diese Frage konnte ich allein nur von Gott Klarheit bekommen. Ich mußte Gott darum bitten, daß er mir zur Klarheit und Gewißheit helfe. Nun habe ich es oft im Leben erfahren, daß wir unfähig sind, große schwere Lebensfragen und Entscheidungen in kurzer Zeit wirklich bis zur völligen Klarheit durchzudenken. Aber unsere noch unklaren Ideen müssen in Gottes Hand dazu dienen, uns in der Richtung weiter zu bringen, in welcher Er uns führen will. So ging es mir damals. Auf der einen Seite schien es mir gewiß zu sein, daß ich berufen sei, gerade in der Mission dem Reiche Gottes zu dienen. Sie erschien mir als die herrlichste unter allen Arbeiten im Reich Gottes, und noch heute denke ich nicht anders. Auf der anderen Seite war es mir undenkbar, daß Gott Lalla und mich sollte zusammengeführt haben, um uns wieder für immer zu trennen. — Da stieg mir die Erinnerung daran auf, daß sieben Jahre früher in den Ostseeprovinzen ein Kreis von Männern sich vereinigt hatte, um eine eigene baltische Mission zu gründen, und daß sie meinen Vater berufen hatten zum Organisator der zu begründenden Mission. Nun kam mir der Gedanke: daß möge Gottes Weg und Wille mit mir sein, daß Er jetzt durch Lalla mich in der alten Heimat festhalte, um hier eine neue Missionsarbeit ins Leben zu rufen! — So legte ich es mir zurecht, daß auf diese Weise die beiden Verpflichtungen in eine zusammen sich vereinigten. Aber sehr schwer wurde es mir, meinen Eltern die Entscheidung mitzuteilen, daß ich in Europa, und speziell in Livland bleiben werde, dabei aber hoffe, der Mission von ganzem Herzen und mit allen Kräften auch dienen zu können.

Mein Lebensweg und Lebensberuf hat sich anders gestaltet, als ich damals es mir zurechtlegte. Gott der Herr hat mich mit meiner Arbeit in eine andere Bahn gewiesen und getrieben, als ich sie mir ausgemalt hatte. Seine Wege sind ohne Zweifel die richtigen gewesen. Und doch hat Er jene Missionsgedanken gewiß zugelassen — wenn es auch meine und nicht seine gewesen sind —, um mir leichter über den inneren Konflikt zwischen Aufgeben der Missionsarbeit oder Aufgeben Lallas hinüberzuhelfen. Aber in Wirklichkeit habe ich erlebt Gottes Wort: „Denn Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und eure Wege sind nicht Meine Wege usw.“ (Jes. 55, 8. 9).

2. Das Haus in Saddoküll und unser Leben. Die nächsten Wochen vergingen nun still und schön. Innerlich waren

wir still und glücklich im Zusammensein mit den lieben Eltern und Geschwistern. Seit sieben Jahren hatte ich zum erstenmale wieder das wonnesame Empfinden, ein Heim zu haben, von Eltern- und Geschwisterliebe erfüllt. Wie mein Leben sich weiter gestalten sollte, das wußte ich ja noch gar nicht. Aber ich habe nie im Leben mich in Sorgen für die Zukunft versenkt. Das mag zum Teil natürliche Anlage sein, zum Teil aber hatte ich es auch von meinen Eltern gelernt, daß bei dem Sorgen nichts herauskommt, als Herzbeschwer. Klüger ist es, Gott sorgen zu lassen und es Ihm zuzutrauen, daß Er uns schon nicht wird stecken lassen und daß Er für uns vorgesorgt hat, wo wir noch keinen Ausweg sahen. — In diese Woche fiel der Anfang des großen deutsch-französischen Krieges 1870. Die große Begeisterung jener Tage ergriff auch uns in unserem weltfernen, stillen Saddoküll und warf ihren Glanz auch in unser Leben. Doch davon hernach mehr vielleicht! — Anfang Juli mußte Louis Schröder nach Petersburg fahren. Er wollte, um heiraten zu können, seine Assistentenstelle in Dorpat aufgeben und sich eine andere Kronsstelle suchen, um in Petersburg womöglich Fuß fassen zu können. Louis war ja Kronsstipendiat gewesen; mußte also sechs Jahre im Kronsdienste stehen. Davon hatte er nun seit August 1867 drei Jahre abgedient, und es galt, einen Dienst in Petersburg zu finden für die noch übrigen drei Jahre. Unser Papa hatte auch in Petersburg Geschäfte und fuhr darum mit Louis zusammen, in Begleitung von Johann Post. Etwa um den 11. oder 12. Juli hofften sie wieder in Saddoküll zu sein; nicht später, weil unsere Mama in der zweiten Hälfte des Juli ein Kindchen erwartete.

So kam der 12. Juli heran. Es war ein Sonntag, sonnig und warm. Im Saal hatten wir zusammen eine Predigt gelesen etwa um zehn Uhr. Dann zog sich Mama zurück in ihr Schlafzimmer; wir glaubten, sie sei in die Wirtschaft gegangen. Gegen zwölf Uhr mittags kam die Posttasche an und brachte mir den seit acht Monaten erwarteten Brief meiner Eltern. Da sie Lalla gar nicht kannten (ich hatte ja mit ihr selbst noch gar nicht mich ausgesprochen, als ich meinen Eltern schrieb), so konnte ich mich nicht wundern, daß kein freudiger, sondern eher ein etwas sorgenvoller Ton durch den Brief klang. Ich war ja doch auch eben erst einundzwanzig Jahre alt geworden. — Dennoch gaben sie ihre Einwilligung und Segen und begrüßten Lalla als ihr Kind. Wir waren froh und dankbar, daß nun auch von seiten meiner Eltern alles klar war. Aber mitten in diese Freude kam ein

Sorgenschatten! Unserer Mama war ihre Stunde gekommen, — und unser Papa und Onkel Louis waren fern. Kein Arzt, nicht einmal eine geschulte Pflegerin waren zu haben. Nur ein altes, estnisches Weib war zur Hilfe gekommen. Diese Sorge drückte uns erwachsene Kinder doch sehr; wir konnten nur zusammen beten, — setzten uns dazu zusammen und die kleinen Geschwister, die unsere Sorge merkten, drängten sich ängstlich um uns. Es war zwei Uhr mittags geworden. An Essen hatte niemand von uns denken können. Da kam plötzlich die Nachricht: ein kleines Schwesterlein sei geboren. alles sei gut und glücklich gegangen. Das war eine Freude, als wir nun ins Schlafzimmer gehen durften, um das kleine Schwesterchen zu besuchen. Lalla und Lonny wußten es zwar, daß Papa und Mama auf einen Sohn gehofft hatten, aber das trübte die Freude nicht. Wir konnten unserer Mama auch kurz von dem Briefe aus Afrika erzählen, über den sie sich freute. Als aber die kleinen Schwestern Emmy und Jutta davon hörten und erfuhren, daß jetzt ihre Schwester Lalla als meine Braut sollte deklariert werden, da plötzlich ging ihnen ein Licht auf, daß Lalla wohl auch einst aus dem Hause gehen werde. Und nun erhoben sie (vorn auf der Veranda war es) ein lautes Weinen und klammerten sich schluchzend an Lalla an. Ich nahm sie beide auf den Schoß, denn wir waren gute Freunde, und tröstete sie. Bald waren sie, wie rechte Kinder, wieder froh.

Gegen Abend konnten wir Papas und Louis Rückkehr erwarten, wenn das Schiff aus Petersburg rechtzeitig um vier Uhr eingetroffen war. So beschloßen Lalla und ich ihnen ein Stück Weges entgegen zu gehen, um ihnen die große Nachricht von der Geburt der kleinen Schwester zu bringen. Vor allem aber hatten Lalla und ich das Bedürfnis, ein paar Stunden ganz allein miteinander zu sein an diesem Tage, an welchem (so wie wir es empfanden) unsere Verlobung nun zum großen Abschluß gekommen war. Der kleine Korbwagen wurde uns angespannt mit einem Pferde, — ich kutschte, — und so fuhren wir langsam und mit unaussprechlichen Empfindungen des Dankes für diesen ganzen Tag und dafür, daß wir nun auch offen vor der Welt einander gehören sollten, in den schönen Sommerabend hinaus. Von unserer Zukunft plauderten wir, ohne uns irgend ein bestimmtes Bild noch machen zu können. Nur eins war gewiß und klar, daß wir einander gehörten und das ganze Leben miteinander leben und arbeiten wollten. Die Zügel lagen in der rechten Hand, die linke lag in Lallas Händen. Der helle Sonnen-

schein des Sommerabends, die warme, köstliche Luft, die schönen, vollen Saatenfelder, die Blumen an den Begrändern, und wir zwei glückselige Menschen auf der stillen Landstraße miteinander dahinfahrend, — das alles stimmte so wunderschön zusammen und schien uns ein Bild unseres vor uns liegenden Lebens zu sein. Unvergeßlich schöner Abend, schöne Stunden!

Bis zu einem Hügel fuhren wir. Dort hielten wir eine Zeitlang auf der kleinen Höhe mit dem weiten Überblick über die Landstraße an. Als aber kein Wagen zu sehen war, gaben wir es auf, unseren Papa zu erwarten, um nicht Mama zu beunruhigen. So kehrten wir heim, wo man schon mit dem Abendessen auf uns wartete.

In der Nacht kamen unsere Reisenden zurück, während wir alle schliefen. Sie hatten aus Dorpat nicht so früh ausfahren können, wie wir dachten. Louis erzählte mir, als sie angekommen seien und von der Geburt eines Töchterchens gehört hätten, da sei unser Papa doch einen Moment sehr still geworden, als ob er eine getäuschte Hoffnung habe aus dem Herzen tilgen müssen. Aber er war nicht der Mann, um lange solchen Gedanken nachzuhängen. Er war voll Dank, daß alles gut gegangen war, und nahm sein kleines Töchterchen auf mit derselben großen, rührenden Liebe, mit der er alle seine Kinder liebte. Ein wunderbarer Mensch, voll zartester, feinsten Liebe.

Es wurde nun von unseren Eltern gleich beschlossen, daß die Taufe schon am nächsten Sonntag gefeiert werden und daß durchaus ich sie vollziehen sollte. Das war der bestimmte Wunsch beider Eltern, — zugleich sollte ich auch Taufpate sein; ich glaube auch Louis. Zur Taufe mußte nun die Erlaubnis von Pastor Töpffer eingeholt werden. Da aber fast alle Bauernkinder im Kirchspiele von Schulmeistern und Kirchenvormündern getauft werden, — die wenigsten vom Pastor in der Kirche, so war es ja zweifellos, daß Pastor Töpffer nichts dagegen einwenden konnte, daß ich als fertiger Predigtamtskandidat an seiner Statt taufte. Und dennoch, als wir beiden Brautpaare zum Besuch ins Pastorat fuhren und ich bei dieser Gelegenheit um die Erlaubnis zur Taufe bat, merkte man es Pastor Töpffer deutlich an, daß er ungern die Einwilligung gab. Ich war deswegen bereit, zurückzutreten, aber unsere Eltern bestanden so bestimmt darauf, daß ich ihren Wunsch erfüllen mußte.

Aber nun stand noch, gleich nach der Taufe, eine Fahrt bevor nach Dorpat. In Dorpat gab es allerlei zu besorgen, auch Besuche mußten gemacht werden, wenigstens bei Wegeners. Die Verlobungs-

karten sollten gedruckt und wir beide photographirt werden, um meinen Eltern nach Afrika ein Bild schicken zu können. — Eines kleinen Zuges von der Fahrt nach Dorpat entfinne ich mich. Wir fuhren wieder mit dem großen Korbwagen, wir beide und Conny als Ehrendame mit uns. Auf dem Boß saß der Hoffschmied von Saddoküll, ein fröhlicher Mann. Während des Rutschens schaute er sich immer wieder nach uns beiden um und lachte dann still für sich. Endlich fragte ihn Lalla, worüber er sich freue? „Ja,“ sagte er, „wie soll ich mich denn nicht freuen und lachen? Das Fräulein und der Jungherr sehen ja einander so ähnlich, wie ein Bruder und eine Schwester, sie haben ja ganz gleiche Gesichter, und nun sind sie Braut und Bräutigam! Das ist doch ganz klar, — daß die beiden füreinander geschaffen sind!“ Merkwürdig, auch manche andere Leute haben es uns damals gesagt, wir hätten große Ähnlichkeit miteinander.

Gleich nachher bekamen wir viel Besuch. Jascha und Minna Bahrdt kamen, Natty Bonwetsch, zwei intimste Freundinnen von Lalla und Conny, Emmy Riehoff und Therese Jessen. Wie wir alle plaziert waren, das weiß ich nicht mehr. Eng genug muß es ja gewesen sein. Aber unserer Fröhlichkeit tat das keinen Eintrag. — Lalla und ich standen am Morgen ziemlich als die ersten auf. Dann gingen wir in den alten Garten mit den hohen, uralten Lindensäulen. Im unteren Teil war die Lindenlaube, ein Kreis von mächtigen Säulen. Dort auf einer stillen Bank saßen wir zusammen jeden Morgen, ehe die anderen herauskamen, lasen miteinander einen Abschnitt aus der Bibel und beteten miteinander. Das waren die schönsten Augenblicke des Tages, und wertvoll sind sie uns für unser ganzes Leben geblieben. Aus diesen stillen, ernstesten, schönen Minuten floß für uns die Weihe für den ganzen Tag im Zusammensein mit all den anderen, für die überströmende harmlose Fröhlichkeit, Heiterkeit und Scherz, die den übrigen Tag ausfüllte. Kamen wir zurück aus der Lindenlaube, dann sammelten sich auch bald die anderen um den Kaffeetisch auf der alten Veranda, die so wunderbar gemütlich war unter den hohen Birken. Täglich fast gab es frisches Brot, frische Butter. Wir schwelgten in diesen Genüssen. Und am Nachmittag wurden öfters Vidniads in dem sogenannten Batuschkawald, am Ende der Felder neben der griechischen Kirche veranstaltet. Und wir alle fühlten uns so eins in Freundschaft und Liebe und Glück, daß wir allesamt Duzbrüderschaft miteinander schlossen. Diese warme Jugendfreundschaft zwischen uns allen ist bis heute noch unverändert geblieben.

Und nun noch ein kurzes Wort von der großen, herrlichen deutschen Freudenzeit, die auch wir mit durchlebten. Zweimal in der Woche war freilich nur Posttag. Aber jede irgend mögliche Gelegenheit zur Stadt wurde doch benutzt, um neue Zeitungen zu bekommen. O, noch wie ein gestern Durchlebtes steht es mir im Gedächtnis, wie die großen Nachrichten vom Anfang des Krieges, von den ersten großen Schlachten und Siegen bei Spichern, Weißenburg und Wörth kamen. Irgend ein in einer Nacht aus Dorpat angekommener Besuch hatte das Zeitungs-Extrablatt mit der Siegesbotschaft von Rezonville, Marslatour und Gravelotte gebracht. Louis hatte das Blatt zuerst bekommen, am Sonntag morgen war es, und stürzte zu uns herein mit der großen Nachricht, die mit hellem Jubel aufgenommen wurde. Louis wäre am liebsten gleich hinausgeeilt, um als freiwilliger Feldarzt sich der deutschen Armee zur Verfügung zu stellen, und ich hätte ihn gern als Felddiakon und Krankenwärter begleitet. Aber beides ging nicht.

Eine große Zeit war es, — und etwas Großes ist es, als junger, begeisterter Mensch solch eine große Zeit mit durchlebt zu haben.

3. Die Zukunft. Vor der wunderschönen Gegenwart dieser ersten anderthalb bis zwei Monate unserer Brautzeit war das Nachdenken über die Zukunft zunächst zurückgetreten. Auch hatte ich es erst innerlich ganz zu verarbeiten, daß alle meine früheren Gedanken über meine Lebenszukunft als Missionar aufgegeben waren, ehe ich wirklich imstande war, an die Erwählung eines neuen Lebensberufes zu schreiten. Aber nun trat doch unabweisbar die Notwendigkeit an mich heran, in die Zukunft zu schauen und den Weg zu suchen, den ich zu gehen hatte. — Es lag ja nahe, ans Lehrfach zu denken, sei es als Religionslehrer, wo ich wohl am allerehesten selbständige Arbeit hätte finden können, — sei es in der akademischen Karriere. Aber ich war ein zu stark praktisch beanlagter Mensch, um mein Leben wesentlich am Studiertisch und im Lehrsaal zuzubringen. Und eine Arbeit als Religionslehrer hätte mich ganz in die Stadt hineingeführt. Die paar Monate in Saddoküll hatten in mir eine so entschiedene Liebe für das Land geweckt, daß ich es mir gar nicht ausdenken konnte, in Zukunft in einer Stadt leben zu sollen. Und Lalla, die von klein auf ein echtes landsches Kind gewesen war, ging es erst recht so. Meine ganze Neigung, — und ich glaubte auch Begabung, — lag auf dem Gebiete des praktischen Predigtamtes. Und unter den Ersten zu arbeiten, das kam mir vor,

wie ein Stück Missionsarbeit, so daß ich bald fest entschlossen war, ich wollte landscher Pastor im estnischen Teile Livlands oder in Estland werden.

Dann mußte ich aber mit aller Energie daran gehen, estnisch sprechen zu lernen. Und weiter mußte ich mich nach einem Pastor umsehen, bei welchem ich das praktische Probejahr halten konnte. — Ein Onkel von Lalla, der ihrer Mutter jüngere Schwester Marie geheiratet hatte, Alexander Rose, ein sehr sympathischer Mann, riet mir bei einem Besuche in Saddoküll dringend dazu, nach Jennern zu Pastor Emil Sokolowsky zu gehen. Der sei ein Volkskenner, wie kaum ein anderer Pastor, spreche das Estnische noch viel besser als Deutsch und sei ein frischer energischer Mann, bei dem ich sehr viel in seinem riesig großen Kirchspiele, mit der Taubstummenanstalt zusammen, würde lernen können. Diese Empfehlung lockte mich sehr. Nur die große Entfernung von Saddoküll machte mich unglücklich dorthin zu gehen. Dann riet mir Onkel Alexander Rose nach Oberpahlen zu Pastor Maurach, 23 Kilometer von Saddoküll im Sommer, — und im Winter nur 13 Kilometer weit — zu gehen. Der sei auch ein tüchtiger und energischer Pastor, von dem man viel lernen könne, wenn auch nicht in dem Maße, wie bei Pastor Sokolowsky.

Ehe ich zu einer Entscheidung kam, fing ich schon in Saddoküll an mit dem Erlernen des Estnischen. Lalla war meine Lehrmeisterin. Lehrmittel hatten wir allerdings so gut wie keine. Ich kaufte mir die estnische Grammatik von Ahrens, — damals die einzige wissenschaftlich gute. Aber ohne Anleitung konnte ich mit ihr wenig anfangen. Ich nahm also zunächst ein lateinisches Vokabularium, in welchem die Haupt-, Zeit- und Eigenschaftswörter nach bestimmten Gruppen zusammengestellt waren. Wir übertrugen das Vokabularium ins Estnische miteinander und ich lernte die Wörter auswendig. Sobald ich eine kleine Zahl eingeprägt hatte, begann Lalla mit mir täglich am Nachmittag von vier bis fünf Uhr eine estnische Konversationsstunde zu halten, in welcher sie mit unerbittlicher Konsequenz nur Estnisch mit mir sprach. Das waren harte Stunden! wollte ich ihr irgend etwas Liebes sagen, deutsch nahm sie es nicht an und wehrte es lachend nur estnisch sprechend ab. Nun ein wenig fing ich doch schon an auf diese Weise zu lernen.

In den Augustmonat fiel die livländische Provinzialsynode in Walk. Pastor Emil Wegener lud mich ein, mit ihm zusammen hin-

zufahren. Da er die Fahrt bis Walk mit eigenen Pferden machte, ebenso zurück, so hatte ich für die Reise keine Unkosten. Gern nahm ich also die Einladung an. — Meine Schwiegereltern hatten sehr schnell gemerkt, daß ich total mittellos war. Und ohne ein Wort mit mir zu sprechen, haben sie von da an in jeder Weise für meine ganze Kleidung vollständig gesorgt, bis auf das letzte Stück Wäsche, und außerdem gaben sie mir immer wieder, sobald sie merkten, daß es nöthig war, bares Geld. Zu meinem und Louis Geburtstagen, die so nah beieinander lagen, daß sie zusammen gefeiert wurden, bekamen wir beide jeder einen vollständigen neuen Anzug, so elegant, wie ich noch keinen besessen hatte, schon fertig gemacht. Woher der Schneider das Maß bekommen, und wie er ohne Anprobe einen vollkommen tadellos sitzenden Anzug mit Taillenrock hatte arbeiten können, das weiß ich nicht. Ich kam mir fast wie ein Stutzer vor. — Die Zartheit und Herzlichkeit, womit meine teuren Schwiegereltern so natürlich und mütterlich für mich sorgten, so daß es mir nie drückend geworden ist, von ihnen all diese vielen Wohlthaten anzunehmen, war ein Ausfluß einer ganz seltenen Herzensgüte und einer Vornehmheit der Gesinnung, wie ich sie später im Leben kaum je wiedergesehen habe. Nicht den leisesten Zug von Kleinlichkeit in materiellen Dingen habe ich je an ihnen gesehen, selbst ganz fremden Menschen gegenüber. I m m e r uneigennützig, i m m e r hilfsbereit und zu jedem Opfer fertig, und dabei so unsagbar anspruchslos für sich selbst und ohne auf Dank zu rechnen, — das war das Wesen dieser beiden seltenen Menschen, deren Sohn zu werden ich das Glück hatte. Ich werde ihnen all die große Liebe und Hilfe nicht vergessen, die ich von ihnen erfahren habe in einer Weise, daß ich nicht ein einziges Mal mich gedrückt, sondern nur immer b e g l ü c k t gefühlt habe. Mit tiefer Verehrung habe ich schon damals gelernt, zu ihnen aufzuschauen, und von Jahr zu Jahr hat dieses Empfinden immer zugenommen und ist mir, nicht ein einziges Mal, durch den leisesten Schatten getrübt worden.

Nach Cecks brachten mich Saddoküllsche Pferde, von Cecks aus fuhr ich mit Pastor Wegener. Es war ein gemüthliches Fahren die hundert Kilometer bis Walk, bei schönem, warmem Wetter. Wegener war ja ein sehr mittheilsamer Mensch und unterhielt mich den ganzen Weg. Nur eines einzigen Wortes erinnere ich mich freilich von der ganzen Fahrt genau. Wir fuhren über die Bodenhoffschen Höhen, von wo aus man nach beiden Seiten einen weiten, freien Ausblick

über das Land hat. Wegener nannte mir verschiedene Orte; dann streckte er die linke Hand aus und wies seitwärts mit den Worten: „Und dort ungefähr liegt das Kirchspiel Kannapäh, wo Pastor Georg von Holst wohnt. Das ist ein Pastor und ein Christ vom Scheitel bis zur Fußsohle.“ — Es ist merkwürdig, wie solch ein Wort haften bleibt. Erst nach viereinhalb Jahren etwa habe ich Holst kennen gelernt und Wegeners Wort im vollen Maße bestätigt gefunden.

In Walf lehrten wir ein im Sprengelsquartier der Pastoren des Dorpater Sprengels. An einer Promenade lag das Schulhaus, welches von der Lehrerin, Fräulein Adele Wechterstein, einer Freundin von Minna Bahrdt, eingeräumt war zum Sprengelsquartier. Es war ein ungemein gemüthliches Leben bei der livländischen Synode, dieses Zusammenwohnen der Sprengelsbrüder. Zum Abendtee besuchte man wohl auch als freundlich eingeladener Gast andere Sprengelsquartiere oder blieb mit den Sprengelsgenossen und eingeladenen Gästen in der eigenen Burg. So traten sich die livländischen Pastoren näher, als es in Estland, in Reval, je möglich ist, wo man einzeln wohnt. Zu Mittag gab es eine einzige große Mittagstafel, an der wohl ausnahmslos alle teilnahmen in fröhlichem Beisammensein. Auch das fehlt der estländischen Synode ganz. Nach den Nachmittagsitzungen oder auch in der Mittagspause machten kleinere Gruppen Spaziergänge hinaus aus der Stadt, in ernsten oder heiteren Gesprächen die Gedanken austauschend. Ich fürchte freilich, daß auch in Livland die schöne alte Weise des Zusammenwohnens in Sprengelsquartieren stark in Abnahme gekommen ist, seitdem einzelne Stadtpastoren der kleineren Städte es zur Ehrenpflicht ihrer Gemeinden gemacht haben, den zur Synode kommenden Pastoren freies Quartier und freien Morgentaffee gastfreundschaftlich zu gewähren. Naturgemäß können die Gemeindeglieder nur je einen bis zwei Pastoren in der Regel aufnehmen. Das ist sehr freundlich, aber die alten großen Sprengelsquartiere mit ihrem gemüthlichen brüderlichen Leben und Zusammenschluß verschwinden allmählich.

Von den Verhandlungen jener Synode in Walf 1870 habe ich wenig behalten, wohl auch, weil ich die Verhältnisse in Livland noch so gut wie gar nicht kannte. Von den Persönlichkeiten, welche auf mich einen tieferen Eindruck machten, weiß ich eigentlich nur zu nennen den alten Generalsuperintendenten Dr. A. Christiani, ein kleines Männchen, in der äußeren Erscheinung wenig bedeutend, mit weißem schlichtem Haar unter einem schwarzen Sammetkäppchen,

das Kinn umrahmt von einem weißen Barte, etwas stoßend redend, die Hände so zitternd, daß er mühsam ein Glas oder einen Löffel zum Munde führen konnte. Aber diese zitternden Hände hielten die Zügel der Synode sehr fest und stramm und er leitete die Verhandlungen sehr gut und genau nach seinem Willen. Ob sein Wille immer der richtige war, das konnte ich ja nicht beurteilen. Damals bewegte die sogenannte *res graeca*, das Verhältnis zur griechischen Kirche, und die Frage, ob man die damals aus der griechischen Kirche in die lutherische zurückströmenden Esten und Letten wieder aufnehmen solle und unter welchen Bedingungen, die Gemüther aufstießte. Die Praxis war unter den Pastoren eine sehr verschiedene, so daß jüngere, ins Amt eben eingetretene Pastoren oft in schweren Zweifeln standen, was sie tun sollten; umsomehr beunruhigt, je ernster sie es mit ihrer Amtsführung nahmen. Das Kirchengesetz und der Amtseid verbot die Aufnahme der „Rekonvertiten“ (so wurden sie genannt), die Landes- und Kirchenpolitik bewog viele Pastoren zur ausgedehntesten Aufnahmep Praxis, um das ganze Land und die ganzen Gemeinden wieder lutherisch zu machen. Wieder andere Pastoren standen so, daß sie nur dann meinten Griechen aufnehmen zu dürfen, wenn diese Leute sich wirklich in Gewissensnot befanden. Und noch andere Pastoren wiesen strikt um des Gesetzes und des Amtseides willen alle um Aufnahme Bittenden ab. — Christiani war entschlossen, die Behandlung der *res graeca* auf der großen Synode unter keiner Bedingung zuzulassen, in der Besorgnis, es könne das zu einer Maßregelung der Synode führen. Vielleicht fürchtete er auch, daß gewisse Heißsporne die ganze Synode zu unbedachten Schritten hinreißen könnten. Er setzte jedenfalls seinen Willen in aller Ruhe und Entschlossenheit durch, Beschlußfassungen in der griechischen Frage (ja auch fast Besprechungen) nicht zuzulassen. Ernste jüngere Pastoren waren tiefunglücklich darüber. Ich erinnere mich noch, wie der junge Pastor Auning tief erregt aufstand und den Generalsuperintendenten darum anflehte, eine Besprechung wenigstens zur Klärung und Orientierung für die Gewissen der jüngeren Amtsbrüder zu gestatten. Und als der Generalsuperintendent unerschütterlich fest blieb, — da sehe ich noch vor mir Auning, wie er die Hände zusammenschlagend und den Kopf schüttelnd mit dem Ausdruck tiefer Niedergeschlagenheit sich niedersetzte. — Diese Szene hat ein für alle Male ein tiefes Interesse für Aunings Persönlichkeit mir eingepflanzt. Von dem Eröffnungsgottesdienste her ist mir

in der Erinnerung die tiefbewegte und ergreifende Altarrede, mit welcher Pastor John Holst, damals Stadtpastor in Wenden, die Synode eröffnete. Der schöne geistvolle Kopf des Redners mit dem dunkelbraunen wolligen Haare, dem schwarzseidenen Käppchen darauf, mit der wohl lautenden, bewegten Stimme und der offenbar ganz hervorragenden Rednergabe, steht noch eben lebendig vor meinen Augen. Wie erstaunt war ich hernach zu hören, daß der vom General-superintendenten bestimmte Altarredner in allerletzter Stunde ausgeblieben war, so daß Holst erst am Morgen früh von Christiani hatte willig gemacht werden müssen, die Rede zu halten, die doch so formvollendet war, als wäre sie längst sorgfältig ausgearbeitet gewesen. — Dann habe ich bei einem Mittagessen in nächster Nähe bei dem damaligen Fellingener Pastor Ferdinand Hörshelmann (später Professor der praktischen Theologie in Dorpat) gegessen, der in liebenswürdigster freundlichster Weise auch mich grünen Kandidaten in die Unterhaltung zog und durch seine ganze wohlwollende Persönlichkeit mein Herz gewann. — Das sind die wesentlichsten Erinnerungen von jener Synode. Sehr froh war ich, als es dann wieder, — nach dieser ersten Trennung von Lalla, — heimwärts ging und ich nach Saddoküll zurückkehrte, das mir nun schon ganz zur zweiten Heimat geworden war. —

Nun aber mußte die Frage wegen des Probejahres zur Entscheidung gebracht werden. Pastor Maurach war mit seiner erkrankten Frau verreist gewesen. Als wir erfuhren, daß er wieder in Oberpahlen sei, fuhren Lallas Vater und ich an einem Sonntage nach Oberpahlen zum deutschen Gottesdienste. Wir wollten erst Maurach predigen hören, ehe ich mich definitiv entschloß. Er predigte über Röm. 8, 14—16. Wenn er auch nicht den Eindruck eines großen Redners machte, so war doch das, was er sagte, gut. Nach einundvierzig Jahren weiß ich noch eben Gedanken aus jener Predigt. So sagte er zu dem Worte: „Denn welche der Geist Gottes treibt, die sind Gottes Kinder“ etwa folgendes: Für das natürliche Leben sei das Blut der Träger des Lebens, nicht bloß physisch, sondern auch psychisch. Mit dem Blute seines Vaters, seiner Mutter habe der Mensch nicht nur das Leben im Sinne des einfachen Daseins auf der Erde, sondern die bewegende treibende Kraft dieses ganzen Daseins. Tausendfache Taten, Worte, Gedanken des Menschen gingen — dem einzelnen Menschen vielleicht unbewußt — auf seinen Lebenszusammenhang mit seinen Eltern zurück. So könne und müsse man sagen:

wessen Blut ich habe, dessen Leben treibt mich, — dessen Kind bin ich. — Und nun müsse das nach des Apostels Wort auf unser Verhältnis zu Gott angewendet werden. Es sei nicht genug ein G e s c h ö p f Gottes zu sein und durch Sein Machtwort und Machtwillen das Dasein zu haben, — wie ein Menschenkunstwerk dem L u n, der H a n d des Menschen sein Dasein verdanke. Wir seien bestimmt, Gottes Geist zu empfangen, durch den wir Gottes K i n d e r werden, sobald S e i n Geist anfängt, die treibende Macht unseres Lebens zu werden usw. Die Predigt war wohl berechtigt, mich zu dem definitiven Entschlusse zu bringen, gleich nach dem Gottesdienste in die Sakristei zu gehen, mich Maurach vorzustellen und ihn zu bitten, mich als Probejahrskandidaten anzunehmen.

Es war kein Wunder, daß er erst stutzte und diese Bitte eines absolut fremden Menschen ihn nicht gleich mit Freudigkeit zum Zusage erfüllt. Er bat mich aber, ihn ins Pastorat zu begleiten, da er doch mit seiner Frau, die sehr leidend sei, die Angelegenheit erst besprechen müsse. Auf eins müsse er mich aber von vornherein ehrlich aufmerksam machen, daß er nämlich nicht die Gabe der Mitteilung und der Unterweisung habe. Er sei ein verschlossener Mensch, und wenn ich hoffe, viel von ihm zu lernen, so könnte ich mich vielleicht bitter täuschen. Wolle ich ihn f r a g e n, so werde er mir immer Rede und Antwort stehen. Aber er selbst habe nicht die Art, aus sich heraus Anleitung zu geben. So stand er vor mir, noch im Talar, das volle, lange, kastanienbraune Haar glattgescheitelt, Wangen und Kinn (glatt ausgerasiert) von einem dichten, aber nicht langen braunen Barte umfaßt, eine Brille auf den Augen, — ein kluges, s e h r energisches Gesicht mit ernstem, aber freundlichem Ausdruck. — Einige Kirchenvormünder, die im deutschen Gottesdienste auch zu amtieren hatten, standen neben ihm. Nachdem ich meinem Schwiegervater gesagt, wohin ich gehe, und er, wo ich ihn wieder treffen werde, ging ich mit Pastor Maurach ins Pastorat. Nach einem kurzen Gespräche mit seiner Frau gab er mir eine zusagende Antwort, doch solle ich mich noch einmal bedenken, che ich mich für gebunden halte. Dazu komme, daß er häuslicher Verhältnisse wegen mich nicht gleich aufnehmen könne, sondern erst etwa am 20. September.

In diese Zeit fiel auch ein Ereignis, das mich tief erschütterte. Es war schon ganz still in Saddoküll geworden. An einem Regentage saßen wir am Nachmittage im Speisezimmer beieinander, Lalla, Conny, Emmy, Jutta und ich. Eine las vor, die anderen hatten

Handarbeiten vor. Auch ich hatte mir eine gesucht. Unser Papa hatte laut Pachtkontrakt für Saddoküll auch sämtliche Bauerlandpachten zu empfangen und zum bestimmten Termine nach Dorpat zu bringen in die Stadtkasse. Er mußte dann mit vielen tausend Rubeln fahren. Das war immer eine unheimliche Zeit. Papa hatte sich für alle Fälle einen Revolver angeschafft mit den dazu gehörigen Patronen. Als der Revolver zum erstenmal geladen werden sollte, stellte es sich heraus, daß die Patronen ein klein wenig zu groß waren, und in keiner Weise in den Revolver hineinpasteten. Die Kupferhülse war zu dick. Sie mußte durch Abfeilen etwas dünner gemacht werden. Ein Umtauschen war nicht mehr möglich. Ich übernahm das Abfeilen und hatte mich der Sicherheit wegen ganz allein ins Speisezimmer gesetzt. Aber die anderen waren nachgekommen und hatten sich zum Teil neben mich, zum Teil mir gegenüber an den Speisetisch gesetzt. Eben hatte ich die letzte, zur Füllung nötige Patrone abgeseilt, hineingesetzt und wollte die Arbeit beenden. Ich hatte es alles unter dem Tische getan, mit der Richtung des Laufes zur Diele. Da, — mit einem Male geht ein Schuß los! wie es gekommen, das habe ich nie verstanden. Mir zitterten die Hände und Kniee. Aber in der Diele war kein Loch, keine Kugel zu finden. Als ich dann genauer nachforschte, da wollte mir vor Schrecken das Herz stehen bleiben. Ich fand nämlich, daß der Schuß nach oben hin losgegangen war und zwar so, daß er von unten her schräg in die Tischplatte gedrungen war, fast wagerecht der Länge nach in das dicke Brett hinein. Dadurch war die Kugel, — zum unsagbaren Glück, — im Brette stecken geblieben. Wäre der Schuß etwas mehr aufwärts gegangen und hätte er dann das Brett durchschlagen, so hätte die Kugel ganz genau Lalla getroffen, die ganz gerade in der Richtung des Schußkanals an der andern Seite des Tisches saß. — Ich war furchtbar erschüttert, — dann aber tief, tief dankbar für diese Bewahrung. Aber gegen Schießwaffen habe ich von da an einen Haß gefaßt.

d) Das Probejahr. September 1870 bis September 1871.

Und nun ging es in das praktische Probejahr des Kandidaten hinein, in die letzte Vorbereitung für das Predigtamt in einer eigenen Gemeinde.

Das Pastorat Oberpahlen liegt mitten im Flecken Oberpahlen und doch wunderschön isoliert. Von der Landstraße liegt es etwa 150—200 Schritte zurück, durch einen Vorgarten gedeckt. Nach

Westen zu ist das Pastoratsgrundstück in seiner ganzen Länge begrenzt durch den breiten, reißenden, aber flachen Pale- oder Podjasfluß mit steinig, ganz hübschen Ufern. Links vom Hause, so weit entfernt, daß sie nicht störten, lagen Pferde- und Viehställe, Kleeten, Wagenschauer und Scheunen. Das langgestreckte, einstöckige, steinerne Pastoratswohnhaus, mit Stroh gedeckt, war weiß getüncht. Es sah nicht hervorragend gemütlich aus, hatte aber eine große Menge von Zimmern, deren Mittelpunkt der stattlich große Saal war. Über dem Speisezimmer waren im Bodenraum noch zwei Zimmerchen nebeneinander ausgebaut, von denen das eine mir als Kandidatenstübchen angewiesen wurde. Das andere bewohnten die beiden ältesten Söhne von Pastor Maurach, Martin und Friedel. — Aus dem Saal führte eine Treppe in den herrlichen Obst- und Blumen-garten, an welchen sich weiter der ausgedehnte Gemüsegarten an-schloß; alles in ausgezeichnete Ordnung und Pflege gehalten. Durch den Garten floß, von der großen Podjamühle hergeleitet, ein schöner Bach, hinter hohen dichten Hecken, eine Insel mit einem Badehaufe bildend. Der Bach war tief genug auch für Erwachsene zum Bade. — Die innere Einrichtung des Hauses war schlicht, aber solide und ganz gemütlich. Das Speisezimmer mit Küche und Leutezimmer lagen an dem einen Ende des Hauses, am entgegengesetzten das Schlaf- und Wohnzimmer der Pastorin, nebenan das Zimmerchen ihrer Schwiegermutter, der alten Pastorin Maurach.

Damit komme ich auf die zahlreiche Familie. Vom Pastor habe ich schon früher gesprochen. Er war ein rechter Hausvater, aber auch Hausherr, — bestimmt, fest, aber immer freundlich. Ich er-innere mich nicht, während meines ganzen Aufenthaltes im Pastorat ihn je verdrießlich oder ärgerlich gesehen zu haben gegen ein Glied der Familie oder auch der Dienstabotenschar. Freilich war er aber auch so mächtig, daß niemand es gewagt hätte, mit ihm in Konflikt zu geraten. Gegen seine Frau war er durchaus ritterlich und erkannte ihre volle Autorität im ganzen Hauswesen und in der Erziehung der Kinder an. Sie, die Pastorin, war eine kluge, feingebildete und mir durchaus sympathische Frau. Sie hatte eine große Schar von Kindern, von Elisabeth, der ältesten an, etwa zwanzig Jahre alt, die mehr von einer Knabennatur an sich hatte als von einem Mädchen, bis hinab zum kleinen Nesthäkchen von ca. zwei Jahren. Soviel ich mich erinnere, waren im Hause sechs Töchter und drei Söhne: Els-beth, Mathilde (ein nettes, sanftes Mädchen von 18—19 Jahren),

Hannchen ca. 14 Jahre; dann kam eine kleine Käte, eine kleine dreieinhalb- bis vierjährige Agnes, bald mein erklärter Liebling und intime Freundin. Ihr Vorrecht war es, mich zum Essen zu rufen. Dann erschien sie unten an meiner Treppe und rief eifrig: „Kannst dat, komm essen!“ Dann noch ein Kleinstes. Die drei Söhne waren Martin, ca. 15—16 Jahre alt, noch in seinen blühendsten Flegeljahren. Sein jüngerer Bruder, Friedel, 13—14 Jahre alt, hoch begabt, ein äußerst sympathischer, liebenswürdiger Junge von sehr angenehmem Außern, der Sohn seiner Mutter, während Martin seinem Vater ähnelte. Paulchen, der Jüngste, ca. neun Jahre alt, ein netter, blonder Junge. Die alte Pastorin in weißem Haare, mit einer weißen, gefalteten Haube um den ganzen Kopf, mochte es vielleicht ihrer Schwiegertochter, der Pastorin, nicht immer leicht machen. Die alte Mutter der Pastorin wohnte zwei Häuser entfernt vom Pastorat in einem Stübchen, dessen Licht nicht durch die beiden hellen Fenster hereinleuchtete, sondern aus den überaus freundlichen Augen der lieben guten Alten jedem Eintretenden entgegenstrahlte. Gern habe ich sie manches Mal besucht, um bei ihr zu sitzen und zu plaudern.

Meine ersten Schritte im Probejahr bestanden darin, daß mich Pastor Maurach zu den Herbst-Schulprüfungen mitnahm. Sie galten nur den kleinen Kindern unter neun Jahren, den Hauschülern, und den großen, den Repetitionsschülern, die mit etwa 13—14 Jahren die Stammschule, die tägliche, verlassen. Das mußte sich für manche nun entscheiden, ob sie noch zum täglichen Schulbesuch verurteilt wurden, oder nur zu zwei Tagen monatlich (zur Repetition) freikamen. Auch die Konfirmanden und Konfirmandinnen der nächsten Lehre wurden besonders beachtet. In der Hoffschule von Pajus waren wir zuerst. Viel verstanden habe ich zunächst vom Examen noch nicht. Nachher ging's zum Mittag aufs Gut, zu Wahl's. Herr Nikolai von Wahl war damals Kirchenvorsteher in Oberpahlen und zwar ein wirklich guter. Zum erstenmale betrat ich ein baltisches adeliges Haus, und einen besseren Typus eines adeligen Hauses im Baltenlande hätte ich allerdings kaum finden können als das Pajus'sche Haus der Familie Nikolai von Wahl. — Bald darauf lernte ich ein ganz anderes adeliges Haus kennen; Pastor Maurach nahm mich mit zur Prüfung der Uddaferschen Gemeindeschule. Er sagte mir voraus, es werde einen harten Tag geben. Der Schulmeister gehöre zu den tüchtigsten im ganzen Kirchspiele, aber ihm sei feind

der Besitzer von Uddasfer, Baron Bernhard Stadelberg oder richtiger dessen Vater. Beide, Vater und Sohn, wollten den Schulmeister aus seiner Stelle drängen. Infolgedessen habe er, Maurach, zur heutigen Prüfung auch den Kirchenvorsteher Nikolai von Wahl als Zeugen erbeten, um eine Hilfe gegen die beiden jedenfalls auch anwesenden Barone Stadelberg zu haben. — Wir fanden die beiden schon in der Schule, offenbar in erregter Stimmung, der ältere Herr ganz rot von Aufregung. Herr von Wahl erschien auch. Der Schulmeister, der es wußte, daß es um seine Stelle heute ging, beherrschte sich dennoch dermaßen, daß man ihm keine Erregung anmerkte. Verstehen konnte ich ja nicht viel. Nach der Prüfung gab es einen harten Kampf zwischen den beiden Stadelbergs einerseits und dem Kirchenvorsteher und Pastor andererseits. Da die Angreifer nichts von Bedeutung gegen den Schulmeister an Klage vorzubringen hatten und seine Schulkinder gut waren, so wurden sie vom Kirchenvorsteher und Pastor abgewiesen. Der Schulmeister blieb im Amte.

Außer den Schulprüfungen, zu denen mich Pastor Maurach mitnahm, und kurzen Gesprächen während der Fahrten, die wir doch meist schweigend zurücklegten, gab er mir keine Unterweisungen für das Amt. Er saß den ganzen Tag über meist in seinem Zimmer (wenn er nicht hin und wieder eine Krankenfahrt zu machen hatte), beschäftigt mit schriftlichen Arbeiten oder Lektüre. Er hätte mir gewiß gern Fragen beantwortet, aber ich wußte nicht, worum ich ihn fragen sollte. Er gab mir zwar Arbeit, die ich ihm abnehmen konnte, aber für mein Probejahr trug mir diese Arbeit nichts ein. Etwa anderthalb Kilometer von Oberpahlen entfernt befand sich das Progymnasium des Direktors Feriéri, in welchem Pastor Maurach in einigen Klassen die Religionsstunden zu geben hatte. Diese Stunden übergab er mir. — Die Pastorin bot mir freundlich an, sie wolle täglich mit mir wenigstens eine Stunde lang das estnische Neue Testament lesen, um meine Aussprache zu bilden und meinen Wortschatz zu vergrößern. Ich durfte also jeden Morgen in ihr Zimmer kommen und las ihr dann aus den Evangelien zuerst vor, und so allmählich weiter. Von diesen Stunden hatte ich großen Nutzen und lernte auch ein wenig sprechen.

Inzwischen machten mir die Religionsstunden in der Schule nur teilweise Freude. Einige Schüler, unter ihnen auch Martin Fürmann, ein ganz allerliebster Mensch (später Pastor in Rüggen, dann Larwast), wo er eben noch arbeitet, zugleich Propst des Fellinschen

Sprengels, machten mir durch Fleiß und Eifer große Freude. Andere in der obersten Klasse zeichneten sich aus durch Trägheit und offen zutage getragene Gleichgültigkeit.

In eine große amtliche Arbeit führte Pastor Maurach mich doch noch ein, in die Konfirmandenlehre. Wenn ich mich recht erinnere, war im Herbst die Mädchenlehre. Das an die Parochialschule angebaute Lehrlokal faßte kaum die etwa neunzig Mädchen. Maurach hielt nur drei Wochen Konfirmandenlehre, gab allerdings vormittags und nachmittags Stunden. Seinen Stoff hatte er nach ganz festem Programm bis auf halbe Stunden genau eingeteilt, die Lieder zum Anfang und Ende der täglichen Stunden genau festgestellt. Er hielt die Lehre, halb vortragend, halb katechetisch, beides ineinander verwoben. Ich konnte noch lange nicht alles verstehen, wenn ich auch schon dem Gange einigermaßen folgen konnte. Die Behandlung des Stoffes war knapp, praktisch, aber doch — wie mir schien — etwas trocken. An jedem Morgen wurde kurz repetiert der Stoff des vorigen Tages. Der Sonnabend Vormittag wurde zur Repetition des ganzen Wochenstoffes verwandt. Für den zweiten Sonnabend trug Maurach mir die Repetition auf. Ich wollte umfallen vor Schrecken. Denn wenn ich mir auch Notizen gemacht hatte, so gut als ich konnte, so war es doch ein ganz erdrückender Gedanke, drei Stunden lang katechesieren zu müssen bei meiner gänzlichen Unbeholfenheit im Sprechen. Auch wenn ich mir am Freitag abend bis tief in die Nacht hinein die Fragen zurechtlegte, so half mir das noch wenig, denn erstens konnte ich sehr häufig nicht verstehen, was die Kinder antworteten, selbst wenn es i h r e m Scharffinn gelang, den Sinn meiner Fragen zu erraten. Und wenn sie etwas ganz anderes antworteten als ich mir gedacht hatte als Antwort, so war ich völlig außerstande, durch eine neu zu bildende Frage sie in die Bahn zurückzulenken, die i ch gehen wollte. Das waren schwere Stunden! Nicht nur wie einem des Schwimmens Unkundigen, der plötzlich ins Wasser geworfen wird, um schwimmen zu m ü s s e n, war mir zu Mute, sondern wie einem, dem ununterbrochen die Wellen über dem Kopfe zusammenschlagen, so daß er das Gefühl hat, überhaupt nicht mehr atmen zu können. Aber da half nun nichts, — ich mußte eben hinein, mochte es gehen wie es ging. Und es ging! Freilich so, daß über meinen, wahrscheinlich ganz unmöglichen Ausdrücken, Sätzen und Fehlern, immer wieder stille, aber deutlich wahrnehmbare Heiterkeit und leises Lächeln unter den Kindern ausbrach.

Aber sie waren doch nett genug, sich wirklich Mühe zu geben, mich zu verstehen und mir zu helfen. — In gehobener Stimmung war ich aber nicht, als ich die letzten entließ.

Noch im Herbst kam eines Tages ein Brief von meinen Eltern, der mir für lange das Herz schwer machte. Sie hatten meinen Brief erhalten, in welchem ich ihnen schrieb, daß ich in Europa bleiben werde, weil Lallas Eltern es ihrer Gesundheit wegen für unmöglich hielten, daß sie in die Mission gehen dürfe, daß ich aber die Hoffnung im Herzen trage, auch hier im Lande der Mission dienen zu können, wenn es mir gelänge, dazu mitzuwirken, daß eine baltische Missionsanstalt entstehe. — Daß es schon vorher definitiv entschieden war, daß ich ins Hereroland nicht kommen werde, durch Fabris Ablehnung meiner Meldung, das wußten sie nicht, — und ich wieder wußte es nicht, daß mein Brief, der ihnen das meldete, verloren gegangen war. So waren mir die Worte des Schmerzes meiner Eltern, die von meinem Vater ernste, von meiner Mutter milde, aber tiefkummervolle Vorwürfe wegen meiner Wankelmütigkeit enthielten, zum Teil ganz unverständlich. Mein Vater schrieb unsagbar traurig, wie er sich in seiner schweren Arbeit immer wieder aufgerichtet habe an der Hoffnung, bald mit seinem Sohne zusammen arbeiten zu können, ein Herz und eine Seele, um einst seine ganze Lebensarbeit meinen Händen zu übergeben. Nun werde ich ja ein bequemeres Leben haben in der baltischen Kirche, woder Pastor der „Kirchenherr“ sei. Meine Vorsätze auch wegen Gründung einer baltischen Mission würden sich nie erfüllen. — Meine Mutter schrieb milder, aber auch voll tiefsten Schmerzes, nicht um ihrer selbst willen, oder meines Vaters willen, sondern daß ich der Mission untreu geworden sei. Ihr bedeutete das eine tiefe Enttäuschung über mein geistliches Leben.

Als ich die Briefe gelesen hatte, war ich innerlich zerrissen. Ich liebte meine Eltern unsagbar und hing an ihnen mit dem ganzen Herzen. Daß sie gerade mich so beurteilten und daß ich ihnen gerade solchen Kummer machte, das wollte mir das Herz brechen. Tränenlos saß ich da, die Briefe vor mir. Die völlige Unmöglichkeit, mich mit meinen Eltern aussprechen, verständigen zu können, schnürte mir das Herz zusammen. Ich fühlte mich so namenlos unglücklich, wie vielleicht noch nie in meinem Leben. Ich konnte es nicht ertragen, zu denken, daß ein Riß zwischen meinen Eltern und mir bestehe, und doch empfand ich ganz deutlich: ihr Vertrauen zu mir war tief erschüttert, wenn auch ihre Liebe gewiß

noch mir gehörte. — Wie lange ich so gefessen, das weiß ich nicht. Allmählich flossen die Tränen. Aber dann raffte ich mich auf, betete um Hilfe und faßte den Entschluß, um jeden Preis nach Saddoküll zu fahren oder zu gehen, um mit Lalla alles durchzusprechen und zusammen zu tragen. Ich konnte in diesem Zustande doch nicht arbeiten. Ich ging also zuerst zur Pastorin, zu der ich am meisten Vertrauen hatte, und erzählte ihr soweit von meinem Kummer, als ich es tun konnte, ohne meinen Eltern zu nahe zu treten, und fragte dann, ob ich wohl ihren Mann um ein paar Tage Urlaub bitten dürfe? — Sie übernahm es selbst mit ihm zu sprechen und brachte mir rasch die Antwort, daß Pastor Maurach mir die Fahrt gern gestatte und mich mit seinem Kutscher und zwei Pferden, des schlechten Weges halber, nach Saddoküll schicken wolle, da an ein Gehen zu Fuß gar nicht zu denken sei. — Es war schon dunkel, tiefe Dämmerung, als ich so ganz unerwartet in Saddoküll ankam. — Für Lalla war es nun auch ein schmerzlicher Abend. Ohne daß sie es aussprach, empfand sie es doch, daß meine Eltern ihr und ihrem Einflusse auf mich es wesentlich zuschrieben, daß ich nicht nach Afrika komme, und daß es ihnen daher ganz unmöglich sei, ihr mit Liebe entgegen zu kommen und sie mit elterlicher Liebe aufzunehmen. Wie es kam, daß ich in meiner Antwort an meine Eltern nicht auf Dr. Fabris Eingreifen in meinen Lebensweg gekommen und nicht von da aus alles erklärt habe, das weiß ich nicht. Jedenfalls haben meine Eltern erst vier Jahre später die Lösung erfahren!

Nach einigen Tagen kehrte ich zurück nach Oberpahlen. Es muß schon im November gewesen sein. Bald darauf trug mir Pastor Maurach auf, meine erste estnische Predigt in der Weihnachtszeit, und zwar am Sonntag nach Weihnachten, zu halten über die Epistel des Sonntags Galat. 4, 4—7: „Da aber die Zeit erfüllet ward, sandte Gott seinen Sohn“. Ich arbeitete nun die Predigt erst deutsch aus, denn daran war ja gar nicht zu denken, daß ich schon eine Predigt hätte gleich estnisch niederschreiben können. Als ich damit fertig war, erlaubte mir Pastor Maurach nach Saddoküll zu fahren (es war schon Anfang Dezember), um mit Lallas Hilfe die Predigt ins Estnische zu übersetzen. Nun trat aber eine unerwartete Schwierigkeit ein. Lalla sprach fließend estnisch, — aber die kirchliche, religiöse estnische Sprache war ihr ganz fremd. Es fehlten ihr eine Menge Ausdrücke. Ein Lexikon hatte ich nicht (es gab damals kein deutsch-estnisches Wörterbuch), eine Konkordanz zum Auffuchen von Bibel-

Sprüchen hatte ich auch nicht. Ich mußte also, wenn ein Wort fehlte, nachdenken, wo in der Bibel das Wort vorkommt und es dann aufsuchen, oft mit großer Mühe, wenn mir die Stelle nicht genau bekannt war. Und doch machte uns dieses gemeinsame Arbeiten an der ersten eifrigen Predigt große Freude. Ich fuhr dann nach Oberpahlen, um Pastor Maurach die Predigt vorzulesen. Er war mit dem Eifrigen, nach einigen Korrekturen, ganz zufrieden, auch mit dem Inhalte.

Zu Weihnachten sollte ich in Saddoküll bleiben und gleich nach Neujahr ganz nach Oberpahlen zurückkehren. Es kam aber ganz anders. Unsere kleine Schwester Elsa erkrankte am Scharlach, freilich sehr leicht, so daß das Fest dadurch kaum gestört wurde. — Es war ein wunderschönes Weihnachtsfest so ganz still auf dem Lande, nur in engstem Familienkreise. Ich bekam von den Eltern einen Pelz von schwarzem Schaffell mit unechtem Biberkragen, herrlich warm, von Lalla einen aus Perlen gestickten, in Leder gefaßten Pelzgurt. Das Schönste aber war, nach so vielen Jahren wieder ein Weihnachtsfest zu erleben mit dem Gefühl, zu Hause zu sein. Freilich, der Gedanke an meine Eltern und ihren Kummer fiel immer wieder wie ein dunkler Schatten in all meine Freude hinein.

Am Sonntag nach Weihnachten fuhr ich zum Gottesdienst nach Oberpahlen, ganz früh am Morgen. Maurachs, denen ich vom Scharlach in Saddoküll geschrieben hatte, wünschten natürlich ihrer Kleinen wegen, daß ich nicht ins Pastorat komme, und so fuhr ich gleich nach der Kirche mit Lalla nach Saddoküll zurück. Gleich darauf erkrankte ich selbst am Scharlach, zum Glück auch recht leicht und ohne Komplikationen. Aber eine Folge blieb doch von dieser Krankheit, die mir oft genug im Leben unangenehm geworden ist. Mein Gedächtnis für Namen blieb ein geschwächtes vom Scharlach an.

Aus der Frühlings-Konfirmandenlehre habe ich keine Erinnerungen, auch von den Frühlings-Schulprüfungen nicht. Ich weiß nur, daß Pastor Maurach zu meinem Erstaunen eine Anzahl Schüler, selbst ziemlich entfernt gelegene, nach Oberpahlen kommen ließ, um sie dort zu prüfen. Es machte mir den Eindruck, daß die Kinder gern kamen, — sie bekamen alle nach der Prüfung einen Krug Kaffee und hausbackenen Kuchen; die besseren Schulkinder auch kleine Prämien; das große Schulfest im Sommer habe ich leider nicht erlebt. Nach allem, was ich davon gehört habe, muß Maurach verstanden haben, es zu einem großen, kirchlichen und doch recht fröhlichen Volksfeste zu gestalten.

Den Eindruck habe ich von Maurach gehabt, daß er einen mächtigen Einfluß auf sein ganzes Kirchspiel hatte. Tüchtige Kirchenvormünder und Schulmeister hatte er zur Seite, auch einen tüchtigen Kirchenvorsteher. Aber die Hauptsache war seine Persönlichkeit. Er war ein geborener Herrscher. Worin die Macht seiner Persönlichkeit bestand, kann ich nicht sagen. Er hat mich nie zu einer Schulmeister- oder Kirchenvormünder-Konferenz hinzugezogen; ich weiß eigentlich nicht, ob solche in Oberpahlen existierten; glaube es aber bestimmt, da Maurach offenbar in einem wirklich persönlichen Verhältnis zu seinen Kirchenbeamten stand und sie augenscheinlich zu ihm Vertrauen hatten und ihm ergeben waren. Er muß die Schulen im Kirchspiel stark gehoben haben; eine (nach damaligen Verhältnissen) großartig organisierte Armenpflege hat er eingerichtet mit freiwilligen Armenpflegern, welche im Herbst im ganzen Kirchspiel die Gaben von Haus zu Haus einsammelten und dann gemeinsam mit dem Pastor verwalteten. Aber von alledem erfuhr ich erst am Schluß meines Probejahres, weil Maurach mir keine Silbe davon gesagt hatte, obgleich er gerade auf seine Armenpflege stolz war. Er warf es mir auch sehr ernst vor, daß ich ihn nie nach seiner Stellung zur griechischen Frage, zur Aufnahme von Griechen, gefragt habe. Hätte ich es geahnt, daß Maurach der erste Märtyrer der griechischen Sache gewesen ist, der erste, der mit dem alten Mikawiz in Pllistfer auf ein halbes Jahr, wegen der ganz öffentlichen Aufnahme von Griechen vor versammelter Gemeinde in der Kirche, vom Amte suspendiert gewesen ist, so hätte ich ihn natürlich gefragt. Aber kein Mensch hatte mir je davon etwas gesagt. Nun hörte ich erst ganz zuletzt etwas davon. Auch von seinen großen Arbeiten am estnischen Gesangbuche erfuhr ich nun erst etwas.

Und doch möchte ich mit dem allen Maurach keine Vorwürfe machen. Nur war es wohl nicht ganz recht von ihm, daß er zum Abschluß der Probezeit dem Konsistorium in seinem Bericht über mich kurz summarisch urteilte: „Kandidat Hahn ist ein Mensch, der nicht den Wunsch hat, etwas zu lernen, und daher auch nichts mehr zulernt. Vielleicht hält er sich für reif genug.“ So ungefähr lautete das Urteil, wie ich erst später erfuhr.

Zunächst sorgte noch Maurach für die Verbesserung meiner estnischen Kenntnisse. Er rief mich eines Tages in sein Zimmer und sagte mir, er halte es für nötig, daß ich auf einige Zeit zu einem Schulmeister, der kein Deutsch verstehe, in Pension komme, damit

ich gezwungen werde, ins fließende Estnischsprechen zu kommen. Er habe daher mit dem Loppifischen Schulmeister W. in der äußersten Ecke des Kirchspiels nach Nordosten gesprochen. Das Schulhaus sei eins der neuesten, daher noch recht sauber und hell. Er werde dem Schulmeister für mich die nötige Pensionszahlung leisten. — Das war doch ein Zeichen wirklicher Freundlichkeit und Interesse für mich.

Es war schon Frühling, nach Ostern, als ich ins Schulhaus zog. Mich interessierte es mächtig, einmal so recht ins Leben einer rein estnischen Familie zu blicken und daran teilzunehmen. W., ein langer, hagerer Mann von etwa fünfzig Jahren, war ein biederer, redseliger Mensch. Durch meine Zuweisung zu ihm fühlte er sich sehr gehoben. Die Familie, aus seiner Frau und einigen Töchtern bestehend, waren nette, anständige Menschen, sehr bescheiden. Mein Zimmerchen sah freundlich und sauber aus, die Dielen waren frisch geschauert, Birkenzweige schmückten Fenster und Wände. Daß ich auch stille, aber zudringliche Miteinwohner im Zimmer hatte, merkte ich bald deutlich an meinem Leibe. Ich ertrug es erst in stoischer Ruhe. W. bemühte sich redlich, mich zum Sprechen zu bringen. Und nun merkte ich, wie wenig Estnisch ich doch erst verstand. Es war ein drückendes Gefühl, oft nicht sagen zu können, was ich wollte in den Dingen des alltäglichen Lebens, während ich in der religiösen Sprache mich schon freier bewegen konnte.

Von Loppif aus machte ich zu Fuß einige Besuche in Saddoküll, das etwa 18 Kilometer entfernt war in geradester Linie. In Oberpahlen predigte ich am zweiten Pfingsttage von Loppif aus estnisch und im Schulhause mußte ich versuchen, am Sonntag nachmittag Bibelstunden zu halten. Das war leichter, als die daran sich anschließende Unterhaltung mit den Bauern draußen vor dem Schulhause.

Nach etwa fünf Wochen kam außer den Wanzen eine neue ägyptische Plage über mich, die meinen Gleichmut stürzte. Es fanden sich leibhaftige Läuse wiederholt auf meinem Bettzeuge. Das war mir denn doch zu ungemütlich bei Tag und Nacht. Ich bat Pastor Maurach, meine Lernzeit in Loppif beenden zu dürfen. Und auf den Rat meiner Schwiegereltern fügte ich die zweite Bitte dazu, Pastor Maurach möge mir erlauben, zur weiteren Übung im Estnischsprechen nach Talkhof zum dortigen Küster Lampson zu ziehen. Lampson war weithin bekannt als ein vorzüglicher Kenner der estnischen

Sprache und zugleich als ein sehr frommer, geistlich hervorragender Mensch. Ich wünschte, als Probejahrskandidat in Oberpahlen angeschlossen zu bleiben. Pastor Maurach ging auf meine Bitten ein, und so siedelte ich im Sommer in das Rusterat Talkhof über, wo mein guter Schwiegervater wieder — als scheinbar ganz selbstverständlich — die Pensionszahlung übernahm. Etwa sechs Wochen habe ich bei Lampsons gewohnt. Das waren die schönsten und gewinnreichsten Wochen des ganzen Probejahres. Lampson und seine Frau, besonders er, waren echte Christen, geistig sehr begabt und von einer rührenden Freundlichkeit. Er war schon ein älterer Mann von etwa sechzig Jahren oder mehr. Sein Sohn war schon sein Gehilfe in der Parochialschule. Lampson war der eigentliche geistliche Mittelpunkt des Kirchspiels. Sonntags am frühen Morgen kamen die Kirchgänger, denen es auf geistliche Nahrung ankam, zu Lampson in die Parochialschule, wo er ihnen eine Bibelstunde hielt. Pastor Löffler mußte es und trug daran, — aber er achtete Lampson zu hoch, um ihm Hindernisse zu bereiten. Die Unterhaltungen, die der alte Lampson in seinem volkstümlichen Estnisch mit mir hielt, waren formal und inhaltlich für mich ein großer Gewinn und Genuß. Ich bin ihm bis an sein Ende eng befreundet geblieben. Später wurde Lampson blind am grünen Star, aber sein ganzes Wesen wurde nur noch edler und abgeklärter. An Kenntnis der estnischen Sprache und an Kenntnis des Volkslebens verdankte ich diesen sechs Wochen im Lampsonschen Hause mehr als dem ganzen übrigen Probejahre.

e) *Probe predigten.* Nun nahte das Ende des Probejahres. Nur noch wenige Wochen lagen vor mir. Da meldete Onkel Alexander Rose, daß „die beste Pfarre in Estland“ Jewe vakant sei. Er mahnte mich dringend, mich dort zu melden. Mir schien es wohl wie eine Tollheit, daß ich grasgrüner Kandidat, ohne alle Erfahrung in der Seelsorge und der Leitung einer Gemeinde, mit so schwachen estnischen Kenntnissen, mich um eine Gemeinde von etwa 10—11 000 Seelen bewerben sollte. Aber da mein Schwiegervater es auch wünschte, so schrieb ich an den Patron der Jeweschen Kirche, Baron Maurice Girard de Soucanton und fragte ihn, ob er mich berücksichtigen wolle bei der Wahl? Ich erhielt umgehende Antwort, daß er, Baron Girard, nicht wie in Livland das absolute *Vokationsrecht* (einfach zu *berufen*) habe, sondern nur das Recht *zwei* Kandidaten dem Kirchspiel vorzuschlagen. Der Kompatron, ein Herr von Arnold,

habe das Recht, außer ihm noch e i n e n Kandidaten vorzuschlagen. Dessen Kandidat sei der Schwiegersohn des verstorbenen Pastors und Propstes Meyer. Aber Baron Girard wünsche d u r c h a u s einen andern Pastor und da er bisher nur e i n e n Kandidaten (Fankhänel) vorzuschlagen in der Lage sei, nehme er meine Meldung mit Freuden an und bitte mich, am ersten Sonntage im September in Jewe eine estnische und eine deutsche Probepredigt zu halten. Ich nahm als Text der estnischen Predigt das Evangelium von Petri Fischzug. Des Textes der deutschen Predigt erinnere ich mich nicht mehr. — Für die estnische Predigt entnahm ich einige praktische Gedanken einer Huhnschen Predigt, arbeitete die Predigt erst deutsch aus und übertrug sie dann ins Estnische, las sie wiederholt dem alten Küster Lampson vor, der sie sprachlich verbesserte, inhaltlich aber seine volle Zustimmung gab. Nach Jewe fuhr ich mit Saddocküllschen Pferden im kleinen Korbwagen. Ein deutscher Branntweimbrenner, Wallmann, aus Kurland stammend, der in Saddocküll angestellt war, kutschte mich und unterhielt mich den ganzen Weg über. Wir fuhren Petersburger Post, am Peipus entlang. Es war eine Strecke von etwa 130 Kilometer. Schön war es so durchs Land zu fahren, lauter Neues zu sehen und zu hören, denn Wallmann wußte von allem, was wir sahen, zu erzählen. Am Sonnabend Nachmittag kamen wir in Schloß Jewe an, wo ich bei Baron Girard wohnen sollte. Er und seine Frau waren äußerst liebenswürdig gegen mich, — aber noch feiner war seine Mutter, eine ältere, geistlich gereifte Frau. Am Sonntag Morgen brachte Baron Girard mich persönlich zur Kirche in einem prachtvollen Kupee mit zwei wunderschönen, dunkelgrauen großen Pferden davor, Kutscher und Diener in Livree auf dem Boß. So elegant war ich in meinem ganzen Leben noch nicht gefahren. Im Pastorat empfang mich der alte Propst Bogt aus Luggenhusen, recht kühl und reserviert. Es war ihm auch wirklich nicht übel zu nehmen. Denn auf der Wahl stand, vom Kompatron der Kirche, Herrn von Arnold, als Kandidat aufgestellt, der bisherige Adjunkt von Jewe, Pastor Christoph. Das junge Paar hatte zuletzt im Pastorat mit den alten Eltern gelebt und hofften b e s t i m m t auf die Nachfolge. Und nun kam ein wildfremder, junger Kandidat und drängte sich in ihre Hoffnungen störend hinein. Der alte Propst Bogt war selbstverständlich auf Christophs Seite. Und für ihn kam noch dazu, daß es ihm als echtem Estländer unerhört erscheinen mußte, daß ein junger Livländer seine Hand nach der aller-

besten Pfarre Estlands ausstreckte! — Damals war die Abneigung gegen alles, was aus Livland kam, in Estland in Blüte. Es waren ja erst wenige Jahre vergangen, seit Maurach die Herausgabe eines neuen estnischen Gesangbuches mit seiner eisernen Energie und Fleiß durchgesetzt hatte, gegen den heftigen Widerstand der allermeisten Estländer. Maurach war ohne Zweifel kein „Dichter“ und manche seiner Übersetzungen waren sprachlich und poetisch nicht gelungen (andere wieder sehr gut). Aber er hatte von allen Mitarbeitern, die dichterisch begabter waren als er selbst, aufgenommen was sie nur boten. Viele arbeiteten aber so langsam oder lehnten die Mitarbeit ab, so daß er einen Riesenanteil der Arbeit aus Not hatte selbst leisten müssen. — Die Estländer waren so empört über ihn, daß viele Kirchspiele sich strikt weigerten, das „neue Gesangbuch“ einzuführen, obgleich es ganz zweifellos, trotz aller Mängel, eine wesentliche Verbesserung und Bereicherung bedeutete. — In dieser Stimmung mochte Propst Vogt einen aus Livland und obendrein aus Oberpahlen kommenden Kandidaten fraglos als sehr unliebsamen Eindringling ansehen. Er hat denn auch ganz einfach auf dem Wahlkonvent hernach mich als „nicht berechtigt“ zur Wahl von der Liste gestrichen und nicht zur Wahl kommen lassen, „weil ich am Tage der Probepredigt noch drei Wochen vor Beendigung des Probejahres stand“. Am Tage des Wahlkonvents war aber das Probejahr schon vollendet. — Ich bin dem alten Propst bis heute noch tief dankbar, daß er meine Erwählung für Jewe verhindert hat. Wäre ich zum Pastor in Jewe gewählt worden als ganz unerfahrener junger Mensch, in eine Gemeinde von 10 000 Seelen, so wäre ich in eine mechanische, oberflächliche Arbeitsweise hineingeraten; von anderem gar nicht zu reden.

Am Sonntag Nachmittag war ich noch in Schloß Jewe in der Familie, sehr freundlich behandelt, — ganz besonders von der alten verwitweten Baronin Girard. Am Montag früh fuhr ich in meinem kleinen Korbwagen wieder heimwärts nach Saddoküll. — Als nach einigen Wochen die Nachricht eintraf, daß ich nicht gewählt sei, fanden Lalla und ich uns ohne großen Kummer darein.

Mein Probejahr hatte unterdessen sein Ende erreicht. Ich war ja die letzten zwei Monate eigentlich mehr nominell unter Pastor Maurachs Leitung stehend. Wenn ich nicht irre, brachte ich noch die allerletzte Zeit in Oberpahlen zu. Der Abschied aus dem Maurachschen Pastorate war ein freundlicher, aber kein herzlicher. Ich

fühlte, daß man mich gern scheiden sah, und konnte es ihnen nicht verdenken, da ich nicht verstanden hatte, ihnen näher zu treten. Einzig der Pastorin fühlte ich mich näher stehend. — Später ist mein Verhältnis zu Pastor Maurach ein durchaus herzliches und vertrautes geworden.

Ich kehrte nun nach Saddoküll ganz zurück. Es waren nur einige Wochen. Im Oktober fuhr ich mit Louis Schröder nach Petersburg, er, um eine Anstellung zu suchen, ich auch, um mich nach einer Arbeit als Religionslehrer umzusehen. Als ich nach einigen Wochen zurückkehrte, war unterdessen ein Brief an mich aus Ssel angekommen, der für meine Lebensentwicklung von größter Bedeutung wurde. — Baron Eugen Burhörden, Besitzer des Gutes Eöln im Kirchspiel Wolde, wo er Kirchenvorsteher war, schrieb mir, daß die Pfarre Wolde schon seit dem Dezember 1870 vakant sei. Die bisherigen Bemühungen zur Besetzung der Pfarre seien erfolglos gewesen bei dem großen Mangel an jungen Theologen. Er frage mich, ob ich nicht geneigt sein sollte, einen Ruf nach Wolde anzunehmen. Sollte das der Fall sein, so bitte er um möglichst baldige Antwort, oder besser um das Kommen zur Probepredigt, da ja vom November an die Gefahr einer Suspendirung drohend sei. Die Gemeinde sei klein, zähle etwa 3000 Seelen, die Einnahmen der Pfarre seien bescheiden, etwa 400 Rubel im Jahre, doch sei das Leben billig.

Nach kurzer Besprechung mit unseren Eltern waren Lalla und ich entschlossen, diesem Rufe Folge zu leisten und unverzüglich rüstete ich zur Reise. Wieder waren es die lieben Eltern, die alle Mittel zu der weiten Reise gaben. Da die Jahreszeit schon stark vorgerückt war (es war schon im November), so schrieb ich nicht mehr an Baron Burhörden, sondern trat gleich die Reise an. Ich konnte hoffen, vielleicht noch zum Sonntag Vormittag Wolde zu erreichen, um die Probepredigt dann zum nächsten Sonntag ansagen zu lassen. Einen Telegraph hatte Ssel damals noch nicht, — so war eine ununterbrochene Reise durch Tag und Nacht mit Pferden jedenfalls die allerschleunigste Weise, Wolde zu erreichen. Eine Probepredigt habe ich wohl kaum ganz neu ausgearbeitet, sondern eine schon einmal gehaltene benutzen müssen. Ich weiß nicht mehr genau, welchen Weg ich nahm. Unterwegs fing es schon stark an zu frieren. Der Hoder schüttelte mich gründlich auf dem Postwagen; und damals gab es nur ausnahmsweise Postwagen mit Federn. Aber ich machte mir aus solchen Bequemlichkeiten noch nichts. Ohne eine Nacht zu schlafen,

ging es immer vorwärts. Bis an den Sund bei Werder hatte ich etwa 280 Kilometer zurückzulegen. Saddoküllsche Pferde hatten mich bis Fennern gebracht. 93 Kilometer weit. Ich kam aber bei den schlechten Wegen und beim gelegentlichen Warten auf Postpferde langsamer weiter, als ich gehofft hatte. Es war schon Sonnabend Abend in tiefer Dunkelheit, als ich am großen Sund ankam. Erst in frühester Morgenstunde, nach kurzer Ruhe auf der Poststation, bestieg ich die Schaluppe, um über den Sund zu fahren. Noch leuchteten die Sterne vom klaren Himmel. Das Meer lag ganz still im leichten Dampf bei etwa drei Grad Kälte. Es mußte gerudert werden bei gänzlicher Windstille, etwa neun Kilometer weit. In Kuivast stieg ich ans Land. An der kurzen, primitiven Landungsbrücke, aus schweren Balken erbaut, mit Granitblöcken gefüllt, um den Wogen der Herbststürme und den Eisschollen des Winters standhalten zu können, befand sich der steinerne Obelisk mit dem kunstlos ausgehauenen Wappen von Esel, einem Kranich, der im Schnabel ein Eschenblatt hält, — die beiden estnischen Namen der Insel darstellend. „Kuresaar“ heißt „Kranichinsel“, — und „Saaremaa“ heißt „Eschenland“ (kann auch Inselnland übersetzt werden). Bei dem ungeheuren Reichtum der Insel an edlen Bäumen in ihren Wäldern (Linden, Eichen, Ahorn, ganz besonders aber Eschen) ist die Übersetzung „Eschenland“ wohl die wahrscheinlichere. Unter dem Wappen oder im Wappen stand: „Das Wort Gottes bleibt in Ewigkeit“, und darunter: „Glor der Ritterschaft in Esel und Wyf“. Einen tiefen Eindruck machte auf mich diese graue Steinsäule. Wie oft habe ich noch später an diese frühe Morgendämmerungstunde gedacht. — Während ich Kaffee trank in dem hart am Meere liegenden Poststationshause, und die Pferde angespannt wurden, ging die Sonne auf. — In sausendem Trabe führten mich die kleinen, hübschen und feurigen einheimischen Pferdchen über die neunzehn Kilometer breite Insel Mohn. Die Landstraße, ein etwas erhöhter Weg aus bestem Grande gebaut, war glatt wie ein Brett, — schöner als die beste Chaussee. Beinahe flach wie ein Teller dehnt sich die kleine Insel Mohn aus, nur zur Mitte hin leise ansteigend. Auf dem höchsten Punkte liegt die uralte lutherische (einst katholische) Kirche mit steilem Dach und kleinem Dachreitertürmchen. Die Insel hat weite Weideflächen mit magerem Grase und niedrigem Wacholdergesträuch bedeckt. Wald und Felder sind wenig zu sehen, hier und da mit Birken, Eichen und Eschen bestandene Wiesen. Am kleinen

Sunde, im Wachtaschen Strandkrüge (einem höchst ärmlichen Gebäude, dem Klub der verwegesten Schmuggler), suchte ich die Bootleute, die mich über den kleinen Sund hinüberbringen sollten. Genau gegenüber dem Krüge liegt das Haus der Strandwache, den Schmugglern sehr gelegen, da sie auf diese Weise immer ganz genau orientiert waren über jede Bewegung der Strandwächter. — Das Postboot war drüben in Orrisaar, auf der Nselchen Seite. Es wurde mir freundlich angeboten, mit einem neuen Boote der Zollwache hinüberzufahren. Ein schönes, schlankes Boot. Gesteuert wurde es von einem Mohnenser Bauern, gerudert von zwei anderen. Unterwegs erfuhr ich, daß der Steuermann fest von der Strandwache engagiert war als ihr Steuermann, weil nur ein Einheimischer genau alle Sandbänke und Steine im flachen Sunde kennen könne. Er rühmte das Kronsboot sehr. Als ich ihn fragte, ob sie denn auch die Schmuggler sehr bedrängten, meinte er lächelnd, das sei sehr schwer, die einzuholen. In Orrisaar erfuhr ich, daß dieser Steuermann einer der gefährlichsten Schmuggler sei und so geschickt zu segeln verstehe, daß die Strandwächter beim größten Eifer immer nur leere Schmugglerboote abfaßten, aber niemals ein volles.

Die Fahrt über den kleinen, drei Kilometer breiten Sund war wunderschön. Ganz leise nur bewegte sich das Wasser im glänzenden Sonnenschein. Auf dem klaren, leuchtenden Spiegel sah man überall schon kleine, feine Eiskristalle sich bilden, wie feine Spinnensäden sich aneinander schließend.

Es war schon über zehn Uhr, ich glaube schon gegen elf Uhr, als ich Orrisaar, die Poststation verließ. Dreißig Kilometer hatte ich bis Wolde zu fahren. Es war natürlich ausgeschlossen, zum Gottesdienste noch hinzugelangen. Ich fuhr nicht die Landstraße, sondern schon bald bog ich ab auf kleine Kirchenwege. Tiefe Stille und Einsamkeit lag auf dem Lande. Links ragte die mächtige alte Peudesche Kirche auf einem flachen Hügelrücken. Bald sah ich kein Dorf, kein Haus mehr. Fast melancholisch war die einsame Fläche. Auf den Gräben und Heuschlägen stand schon blankes Eis, — leiser Reif hing an den blattlosen Birken und an den grauen Gräsern der Wiesen und Weiden, auf den niedrigen runden Wacholderbüschen. Kilometerweit sah man kein Haus, keinen Menschen. Langsam trotteten auf den hoderigen Wegen die Pferde. Noch heute fühle ich die ganz eigentümliche Stimmung der Landschaft, wie sie allmählich auch mich gefangen nahm. — Also dieses Land sollte meine und Lallas

Heimat werden! Ich kann nicht sagen, daß mir davor gegraut hätte; aber wie eine leise Melancholie lag es über allem.

Schon sank die Sonne, als ich den Turm der Wolde'schen Kirche über den Bäumen auftauchen sah. Er blieb zur Seite liegen, denn mein Weg führte nach Cölln, dem Burhövden'schen Gute. Durch die von breiten Steinzäunen eingefasste Viehstraße, über scharfen Hofer rumpelnd, fuhr ich ins Gut hinein und hielt vor dem zweistöckigen, schmucken, aber nicht großen Gutshause, vor dem die Felder zwischen Steinzäunen sich dehnten, und hinter dem ein kleiner Park lag. Die Wohnräume lagen eine Treppe hoch, — der untere Stock flach zu ebener Erde, war von Küche und Leuterräumen eingenommen. — Ich wurde an der Tür empfangen von einem Diener im grauen Vollbarte, mit freundlichem Gesichte. Sascha war es, im patriarchalischen Verhältnisse zur Herrschaft stehend, grundehrlich und wie zur Familie gehörig. Nichts von einem geschniegelten und gebügelten Lakaien. — Er führte mich hinein. Die Zimmer waren, wie es damals Mode war, in pompejanischer Weise ausgemalt, mittelgroß und sehr gemütlich. Sie machten den Eindruck einer gewissen Wohlhabenheit, aber gänzlich ohne Luxus. Die Lampe mit hängendem, gelben Schirme wurde angezündet und gleich nach meiner Anmeldung trat Baron Eugen Burhövden, der Kirchenvorsteher von Wolde, in den Saal und begrüßte mich sehr herzlich, beide Hände mir entgegenstreckend. Eine hohe, ziemlich schlanke Gestalt von über sechs Fuß Höhe mit kräftigem Schnurrbart, glattgeschaiteltem, dunkelbraunem Haare. Die Stimme etwas schnarrend, an einen preussischen Offizier erinnernd. Man hätte ihn für einen ostpreussischen Landedelmann halten können. Seine Begrüßung war warm und gewinnend, offen seiner Freude über mein Kommen Ausdruck gebend. Das konnte natürlich nicht meiner Person gelten. Aber schon ein ganzes Jahr war die Pfarre Wolde vakant und ich war der erste Kandidat, der auf seine Aufforderung überhaupt eingegangen war. Sein Brief war ja schon vor drei Wochen abgegangen aus Cölln und in Saddoküll angekommen, als ich in Petersburg war. Da nun von mir keine Antwort kam, hatte Baron Burhövden schon fast alle Hoffnung aufgegeben, daß aus dieser Berufung etwas werden könne. Umso größer war darum seine Freude, daß statt einer brieflichen Antwort und weiterer Anfragen meinerseits — ich kurzweg selbst gekommen war. Das nahm ihn gleich ganz für mich ein.

Bald kam auch die Baronin in den Saal, mittelgroß, etwas zur Fülle neigend, mit gelblich blondem Haar, gut konserviert, obgleich sie (wie ich später hörte), einige Jahre älter war als ihr Mann. Er war 45, sie 47 Jahre alt, wenn ich recht mich erinnere. Sie war schon einmal in kinderloser Ehe verheiratet gewesen und hatte als Witwe dem noch unverheirateten und wenig bemittelten Baron Burhöwden ihre Hand gegeben, und mit ihrer Hand ein für Selsche Verhältnisse nicht unbedeutendes Vermögen mitgebracht samt dem Gute Cölln. Die Baronin war eine kluge, sehr liebenswürdige, aber nicht so warm herzliche Frau wie ihr Mann. Später sind wir ihr näher getreten. An jenem ersten Abende erzählte sie mir von ihrer nahen Freundschaft mit theologischen Größen wie Professor Luthardt und Pastor Ahlfeld in Leipzig.

Da beide Eheleute kein sprachen, so war es mir ein interessanter Sonntagabend, an welchem ich viel über Ssel hörte, das mir bis dahin kaum dem Namen nach bekannt war. Auch aus der Familiengeschichte erzählte mir Baron Burhöwden mit sichtlicher Freude und Stolz, aber in keiner Weise sich brüstend. Ganz beiläufig erfuhr ich das Alter ihres Geschlechtes, die Entdeckung ihres Stammsitzes in Hannover, wo die ganze ostseeprovinzielle Adelsfamilie Burhöwden vor ganz kurzem durch Baron Eugen Burhöwden als ihrem Bevollmächtigten die uralte, kleine Kirche von Verhövede in schöner Weise hatte restaurieren lassen. Die Bilder der Kirche, die ich zu sehen bekam, waren sehr hübsch.

Da Baron Burhöwden bald im Gespräche erfuhr, daß ich bereit sei, einen Ruf nach Wolde anzunehmen, so wurde verabredet, daß er durch Boten im ganzen Kirchspiele für den nächsten Sonntag die Probepredigt werde anzeigen lassen und den Kirchenkonvent sofort nach dem Gottesdienste abhalten werde. Ebenso wollte er den alten Pastor Gahlnbäck in Pyha, dem die Obergewalt über das Wolde'sche Kirchspiel vom Ssel'schen Konsistorium übertragen war, davon benachrichtigen. Und zum Superintendenten von Ssel, dem alten Oberpastor Hesse in Arensburg wollte er mit mir im Laufe der Woche fahren. Über diese Amtsbrüder orientierte er mich genau und auch über die nächsten Nachbarn von Wolde, Pastor von Nolden in Peude, Pastor Winkler in Karris und last not least über den im Wolde'schen Kirchspiel, drei Kilometer von der Kirche entfernt wohnenden Diakonus der Brüdergemeinde Steinmann, welcher über alle herrnhutischen Bethäuser und Vorleser in ganz Ssel die Obergewalt

führte. Mit offenbarem Wohlgefallen merkte Baron Burhöwden, daß ich von Deutschland her ein gutes Vorurteil für die Brüdergemeinde hatte und in konfessioneller Beziehung mehr einem Unionsstandpunkte als einer altlutherischen, exklusiv konfessionellen Richtung angehörte. Auch das war ein Erbteil meiner Erziehung in Gütersloh, das ja innerhalb der preußischen unierten Landeskirche stand. —

Die Tage in Eölln waren sehr gemüthlich und gegenseitig schlossen das Burhöwdensche Ehepaar und ich uns einander von Tag zu Tag mehr an. Auch in seiner Wirthschaft führte mich Baron Burhöwden herum im Bewußtsein, für Dsel'sche Verhältnisse eine trefflich geordnete zu haben. Ich arbeitete fleißig an meinen Predigten zum Sonntag, wobei ich allerdings für den estnischen Gottesdienst eine ältere, von dem alten Talkhoff'schen Küster Lampson durchgesehene und korrigierte Predigt zur Grundlage nahm. — Die Fahrt nach Arensburg, 26 Kilometer entfernt von Eölln, war mir sehr interessant, weil ich ein neues, großes Stück von Dsel sah, besonders aber, da ich den alten Superintendenten Hesse kennen lernte, der mich sehr freundlich als künftigen Amtsbruder willkommen hieß. Wegen der Ordination, die ja in Dsel hätte stattfinden müssen, versprach er dafür zu sorgen, daß ich durch das livländische Konsistorium ordiniert würde, um nicht als Kandidat heiraten zu müssen vor der Übersiedelung nach Wolde, was ich entschieden ablehnte, und um mir eine neue, kostspielige Reise aufs Festland zum Zweck der Trauung zu ersparen.

So war alles nett und freundlich in Dsel. Auch das kleine, strohgedeckte Pastorat mit seiner freundlichen Umgebung, die uralte Kirche mit ihren mächtigen Gewölben, gefielen mir sehr gut. Nur eins machte mir und noch mehr Burhöwdens Sorge: der leise anhaltende Frost von ein bis drei Grad bei fast völliger Windstille die ganze Woche hindurch. Wie würde ich über den Sund zurück aufs Festland kommen? Bei diesem Wetter konnte der kleine Sund (zwischen Dsel und Mohn) zufrieren, aber ohne Menschen oder gar Pferde zu tragen. Dann war die Sundsperre da! Und wenn dann vielleicht auch nach abermals einer Woche der kleine Sund passierbar wurde, konnte es leicht geschehen, daß dann der große Sund (zwischen Mohr und dem Festlande) anfing zuzufrieren, ohne in vielen Wochen vielleicht tragen zu können. — Ich merkte Burhöwdens ihre Sorge an, wie sie täglich wuchs. Es wurde denn auch beschlossen, daß ich am Sonntage, gleich nach dem Gottesdienste und der Konventsitzung,

also nach vollzogener Wahl, mit Edlinschen Pferden nach Drisaar am kleinen Sund fahren sollte, um womöglich noch am selben Abend hinüber zu kommen nach Mohn. Der große Sund war ohne Zweifel noch frei.

So kam der Sonntag heran. Die große, alte Kirche war vollbesetzt, obgleich sie Raum für etwa 2000 Menschen hatte und die ganze Woldefche Gemeinde nur 3500 Seelen zum höchsten zählte, mit allen Alten und Kindern. Alle Kirchgänger waren ausnahmslos zu Fuß zur Kirche gekommen, wie das in Dsel feste Sitte war. Nur Mütter mit kleinen Kindern, die zur Taufe gebracht wurden, fuhren zur Kirche, — sonst kein einziger Mensch. Ich predigte doch mit ganz anderen Gefühlen als in Tewe. Hier war nichts von Konkurrenz, wie in Tewe, wo noch zwei andere auf der Wahl standen. In Wolde stand ich vor einer Gemeinde, von der ich schon wußte, daß sie mich berufen werde. Das zeigten mir auch alle Kirchenvormünder („Kottmeister“ werden sie in Dsel genannt), schon vor dem Gottesdienste ganz offen. Ich predigte also vor der Gemeinde, deren Pastor ich werden sollte. Das gab diesem Gottesdienste, dieser Predigt eine Weihe, einen Ernst und eine Feierlichkeit für mich, wie ein Introdutionstag. Ich gewann die schlichte, sehr aufmerksame Gemeinde gleich lieb als „meine“ zukünftige Gemeinde. Ich hatte die Empfindung, daß die innerliche Vokation, die innerliche Verbindung mit der Gemeinde schon in der Kirche, im Gottesdienste, stattfand, so daß der Wahlkonvent hernach eigentlich nur eine Formalität war, nach menschlicher Ordnung, um das zu bestätigen, was Gott schon in der Kirche zwischen der Gemeinde und mir an Einigung hergestellt hatte. — Diese Empfindung habe ich später im Leben nie wieder gehabt, weder in Raage noch in Reval.

Nach dem Wahlkonvent, an welchem alle Kottmeister mit Wahlstimme teilnahmen, umringten sie mich alle, samt den wenigen Deutschen, um mir die Hand zu schütteln und mich zu bitten, sobald als möglich zu ihnen zu kommen.

Dann kam ein kurzer Abschied von den Edlinschen Burhövden, und ich fuhr hinaus in den schon dämmernden Abend des kurzen Novembertages dem Sund zu. Meine Lernzeit war zu Ende, das Amt stand vor der Thür.

Inhaltsverzeichnis.

Erstes Kapitel.

Die ersten sieben Jahre mit den Eltern.

- I. Teil. Die erste Kindheit in Afrika (1848—1853) Seite 1. — II. Teil. Der Abschied von Afrika, die Ankunft in Europa. Barmen 1853—1854 S. 11. — III. Teil. Zehn Monate in Riga (April 1854 bis Februar 1855) S. 19. — IV. Teil. Die letzten Monate mit den Eltern. Ostern bis 8. August 1855 S. 28.

Zweites Kapitel.

Fünf Jahre Kinderleben ohne Eltern.

8. August 1855 bis 6. Juli 1860.

- I. Teil. Bielefeld. August 1855 bis September 1857, äußerer Lebensrahmen S. 36. — Die Schule und die häusliche Erziehung S. 50. — II. Teil. Gütersloh S. 61. — Die Übersiedlung nach Gütersloh S. 63. — Von Gütersloh und seiner Umgebung S. 65. — Das Gymnasium von Gütersloh S. 76. — Die Schulordnung und die Schüler S. 102. — Unser Pensionsleben bei Lante Mallly S. 114.

Drittes Kapitel.

Drei Jahre mit den Eltern. Die Heimat der Kindheit.

6. Juli 1860 bis 5. Oktober 1863.

- I. Teil. Die Ankunft der Eltern S. 125. — II. Teil. Die Ursache der Rückkehr der Eltern und die ersten Monate mit ihnen S. 131. — III. Teil. Die zweieinhalb Jahre von Oktober 1860 bis Ostern 1863 S. 149. — IV. Teil. Das letzte halbe Jahr mit den Eltern und der Abschied S. 174.

Viertes Kapitel.

Die letzten dreieinhalb Jahre in Gütersloh.

Das Ende der Schulzeit (Oktober 1863 bis Ostern 1867).

- I. Teil. Im Hause S. 183. — II. Teil. Die Eltern und Geschwister S. 198. III. Teil. Die Schule, die Kameraden und Lehrer S. 211. — IV. Teil. Der schleswig-holsteinische Krieg 1863—64 S. 216. — V. Teil. Der preussisch-österreichische Krieg von 1866 S. 218. — VI. Teil. Nachträge aus den Jahren 1863 bis Ostern 1867, Schluß der Schulzeit. — Kameraden S. 224. — Die Pfingstreise nach Detmold 1864 S. 227. — Die Pfingstreise nach Hermannsburg 1865 S. 232. — Im Barmener Missionshause S. 239. — Der Schluß der Schuljahre S. 240. — Das Abiturientenexamen S. 241.

Fünftes Kapitel.

Die Universitätszeit.

I. Teil. Berlin (20. April bis 3. August 1867) S. 246. — II. Teil. Dorpat (15. August 1867 bis 16. Dezember 1869). Reise und Ankunft S. 257. — Die Luikerei S. 262. — Die Universität, Professoren und Vorlesungen S. 268. — Der theologische Verein S. 277. — Die ersten Ferien; Weihnachten in Riga S. 281. — III. Teil. Aus dem Jahre 1868. Die ersten Geldsorgen meines Lebens S. 287. — Pastorat Ceßs und die Familie Wegener S. 290. — IV. Teil. Aus dem Jahre 1869. Auf der Suche nach Onkel Guido in Rußland S. 297. — Das letzte Semester und die Familie Paling S. 303.

Sechstes Kapitel.

Unsere Brautzeit.

16. Dezember 1869 bis 31. Dezember 1871.

Unsere Verlobung, der 16. Dezember 1869 S. 315. — Die Zeit der Trennung und das Wiedersehen S. 322. — Der Sommer 1870 in Saddoküll. Die Lebensentscheidung S. 329. — Das Haus in Saddoküll und unser Leben S. 330. — Die Zukunft S. 335. — Das Probejahr S. 342. — Probepredigten S. 352.

Empfehlenswerte Bücher für Vereine, Haus und Familie!

Soeben erschien:

Erinnerungen aus meinem Leben
1848—1918

von Ulrich von Hassell, Oberstleutnant a. D.

227 Seiten Großoktav. Mit 13 Abbildungen, in Halbleinen gebunden
7 Mark.

Aus dem Inhaltsverzeichnis: Aus meiner Jugendzeit / Hildesheim und Celle
Im Hannoverschen Kadettenkorps / Der Krieg von 1866 und seine Folgen für mich
Zwischen zwei Kriegen 1867—1870 / Im deutsch-französischen Krieg / Auf der
Kriegsakademie in Berlin / Auf Freierr Füßen / An der Peene und im Harz / Als
Kompagniechef und bei der Eisenbahn / Wieder in Berlin / Vom Schriftstellern
Der christliche Verein junger Männer / Während des Weltkriegs.

Ein reiches, wechselvolles Leben liegt hier vor uns; es einen sich in den vor-
liegenden Erinnerungen die Darstellung sozialer, politischer und militärischer Zu-
stände unseres Vaterlandes mit liebevoller Malerei des Seelenlebens eines Deutschen
unserer Zeit, der Weltkrieg und der Zusammenbruch des Deutschen Reiches bilden
den Schluß des spannenden Buches.

Sechs Lebensbilder aus der inneren und
äußeren Mission

bearbeitet von W. Kömheld, Pfarrer i. R. in Darmstadt.

Mit 6 Bildertafeln. 170 Seiten Großoktav, in Halbleinen gebunden
6 Mark.

Inhalt: Johann Friedrich Oberlin / Johann Heinrich Volkering / Louis Harms
Johann Hinrich Wichern / Elias Schrenk / Friedrich von Bodelschwingh.

Das Buch führt uns Persönlichkeiten voll Mut und Kraft vor Augen, die nur
für andere lebten, die Gutes schufen und bahnbrechend vorangingen. Solche Menschen
gehören zu den Seltenheiten. Deshalb wollen wir uns an den hier gebotenen Vor-
bildern erfreuen, um in ihrem Geiste wirken zu können. Wir sind überzeugt, daß das
Buch überall Freunde findet. Es ist eine großzügige Arbeit, klar und ausdrucksvoll,
mit großer Liebe geschrieben und daher ein willkommener Gast in jeder Familie.
Mannheimer Generalanzeiger.